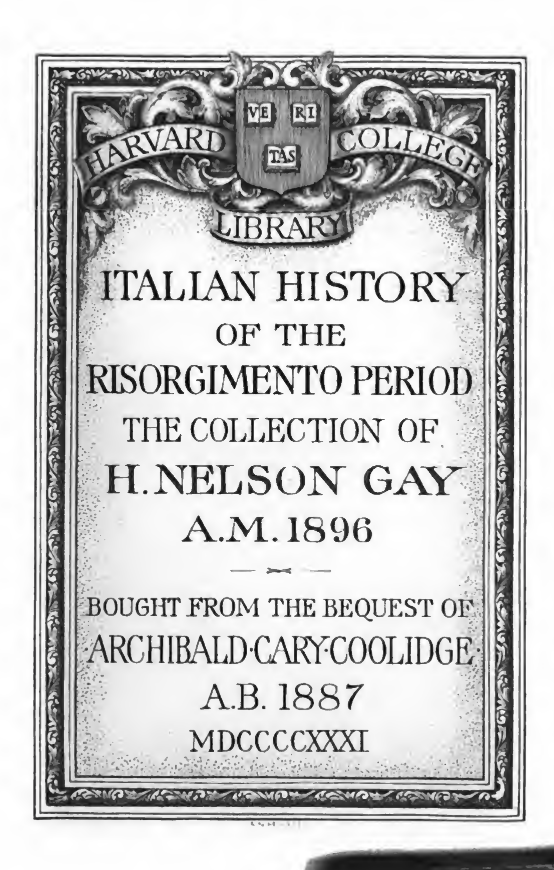

HD WIDENER
HW XHBJ 0



VE RI TAS
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
ITALIAN HISTORY
OF THE
RISORGIMENTO PERIOD
THE COLLECTION OF
H. NELSON GAY
A.M. 1896
BOUGHT FROM THE BEQUEST OF
ARCHIBALD·CARY·COOLIDGE·
A.B. 1887
MDCCCCXXXI

Memoiren

des

Generals Garibaldi

herausgegeben von

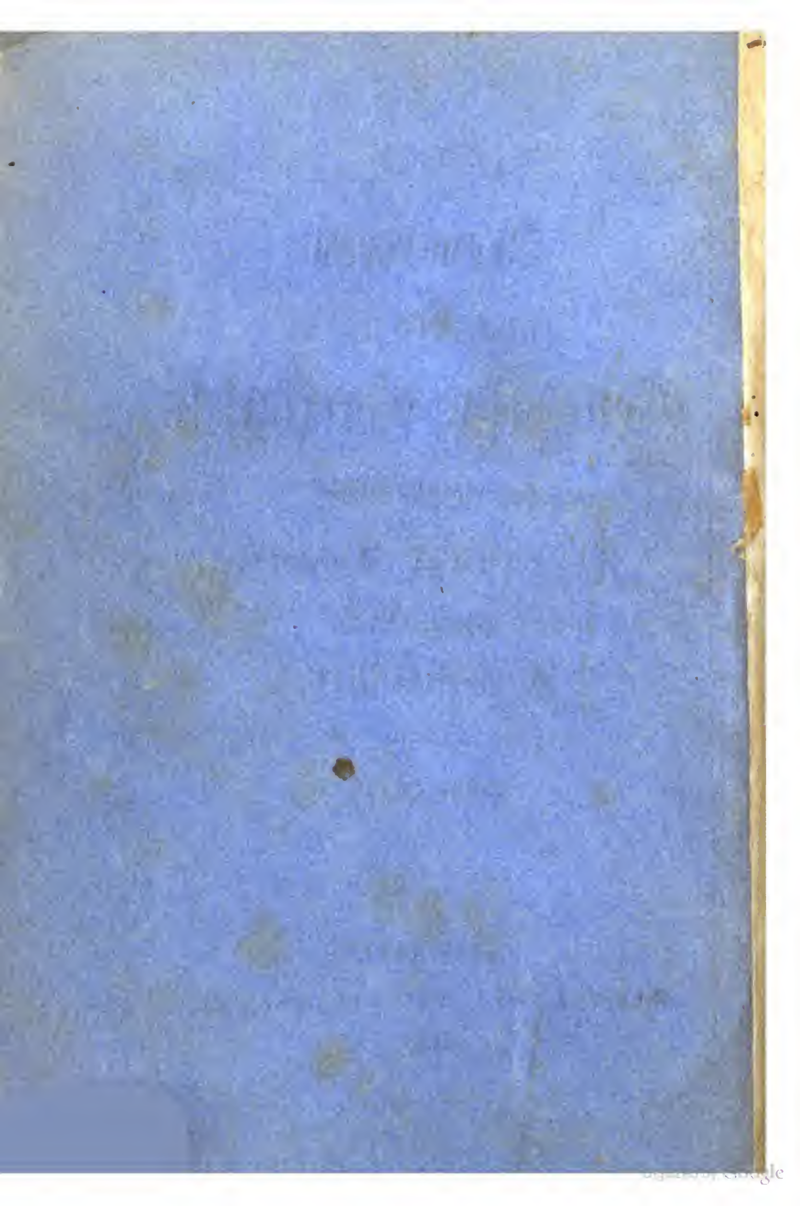
Alexander Dumas.

Deutsch von

Dr. Gottlob Fink.

Erster Band.

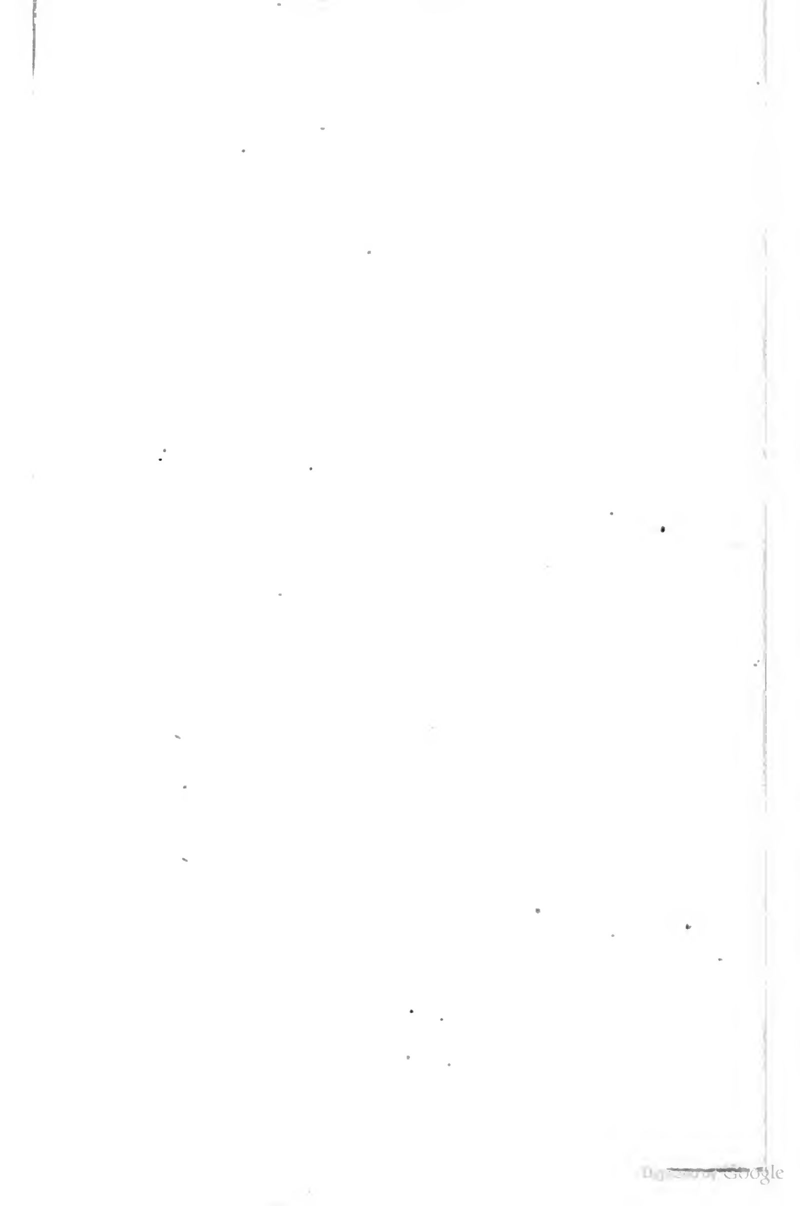
Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1860.



Zur Notiz!

Bei dem langsamen Erscheinen des französischen Originals der **Memoiren Garibaldi's** sehen wir uns veranlaßt, um die Ausgabe unserer deutschen Uebersetzung nicht zu sehr zu verzögern, vorerst uur einen Theil des ersten Bandes erscheinen zu lassen und werden wir die fehlenden Bogen mit dem zweiten Bande ***gratis*** nachliefern.

Franckh'sche Verlagshandlung.



Memoiren

des

Generals Garibaldi

herausgegeben von

Alexander Dumas.

Deutsch von

Dr. Gottlob Fink.

Erster Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1860.

Druck von C. Greiner in Stuttgart.

Vorwort.

Alles Gegenwärtige wurzelt in der Vergangenheit; es ist deßhalb unmöglich irgend eine Erzählung, mag sie nun die Geschichte eines Mannes oder eines Ereignisses betreffen, zu beginnen, ohne einen Blick auf die Vergangenheit zu werfen.

Durch die verschiedenen Erscheinungen des Lebens das zu beschreiben wir unternommen haben, werden wir sehr häufig nach Piemont, das Geburtsland Garibaldi's, zurückgeführt werden. Die Männer der politischen That, wenn sie Männer des Fortschritts sind, haben ihre Stunden der Schwäche, worin sie, um neue Kräfte zu gewinnen, gleich Antäus das Bedürfniß empfinden jene vaterländische Erde wieder zu berühren, welche Brutus in seinem angeblichen Wahnsinn als die gemeinschaftliche Mutter küßte. Wir müssen daher eine flüchtige Skizze von den Vorgängen in Piemont von 1820—1824 geben, einer Epoche mit welcher diese Geschichte beginnt.

Die Kriege der Republik und die Einfälle des Kaiserreichs hatten nach Sardinien Männer geworfen die noch jung ins Exil gewandert waren und als Greise zurückkamen; es waren zwei Brüder mit denen die männliche Nachkommenschaft der Herzoge von Savoyen erlosch: Victor Emanuel I. und Carl Felix.

Beide kamen zur Regierung.

Vertreter der jüngsten Linie war der Prinz von Carignan, der im Jahre 1823 als Grenadier in der französischen Armee den spanischen Feldzug mitmachte und sich am Trocadero ganz besonders auszeichnete.

Im Jahre 1840 zeigte er mir, in einer Audienz die er mir bewilligte, seinen Grenadierssäbel und seine rothwollenen Epauletten, die er als eine Reliquie aus seiner Jugend aufbewahrte.

Der König Victor Emanuel I. hatte, als er den Thron bestieg, der ihm wahrscheinlich nur unter dieser Bedingung anvertraut worden, den verbündeten Souveränen das Versprechen abgegeben unter keinerlei Umständen seinem Volk irgend eine Concession zu machen.

Aber was 1815 leicht zu versprechen war, das war 1821 schwer zu halten.

Seit 1820 hatte sich der Carbonarismus in Italien ausgebreitet; in einem Buch das mehr eine Geschichte als ein Roman ist, in Joseph Balsamo, haben wir die Anfänge des Illuminatenthums und der Freimaurerei erzählt.

Diese beiden großen Feinde des Königthums, deren Wahlspruch L. P. D. (Lilia Pedibus Destrue, Zertritt die Lilien mit den Füßen), lautete, hatten großen Antheil an der französischen Revolution. Swedenborg, dessen Anhänger Gustav III. ermordeten, war ein Magier; Philipp Egalité, der für den Tod Ludwigs XVI. stimmte, war großer Orient; beinahe alle Jacobiner und eine große Anzahl Franciscaner waren Maurer. Napoleon nahm die Freimaurerei unter seinen Schutz, aber eben dadurch fälschte er sie, lenkte sie von ihrem Zweck ab, bog sie nach seinem eigenen Belieben und machte sie zum Werkzeug des Despotismus.

Es ist nicht das erstemal daß man aus Schwertern Ketten geschmiedet hat. Joseph Napoleon war Großmeister des Ordens; der Erzkanzler Cambacérès war Großmeister Adjunct; Joachim Murat zweiter Großmeister Adjunct; die Kaiserin Josephine präsidirte, als sie 1805 in Straßburg war, beim Einweihungsfest der Loge der freien Cavaliere von Paris. Zu dieser Zeit war Eugen Beauharnais ehrwürdiger Titular der St. Eugensloge von Paris; als er später mit der Würde eines Vicekönigs nach Italien kam, ernannte ihn der große Orient von Mailand zum Großmeister und souveränen Commandeur des höchsten Raths des 32. Grads, d. h. er bewilligte ihm die größte Ehre die man ihm nach den Statuten des Ordens anthun konnte.

Bernadotte war Maurer; sein Sohn, der Prinz

Oscar, war Großmeister der schwedischen Loge. In den verschiedenen Logen von Paris wurden nach einander eingeweiht: Alexander, Herzog von Württemberg, der Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar, und sogar der persische Gesandte Askeri Khan. Der Präsident des Senats, Graf von Lacépède, präsidirte den großen Orient von Frankreich, der zu Ehrenofficieren die Generale Kellermann, Massena, Soult, die Prinzen, die Minister und die Marschälle hatte. Die Offiziere, die Beamten, kurz alle durch ihren Ruhm oder ihre Stellung hervorragende Männer trachteten nach der Ehre unter die Maurer aufgenommen zu werden. Sogar die Damen wollten ihre Logen haben, in welche die Frauen von Vaudemont, von Carignan, von Girardin, von Bosi, von Narbonne und viele andere Damen aus großen Häusern eintraten. Eine einzige wurde nicht als Schwester, sondern als Bruder aufgenommen: dieß war die berühmte Xaintrailles, welcher der erste Consul das Patent eines Schwadronschefs verliehen hatte. Aber nicht bloß in Frankreich allein blühte damals die Freimaurerei.

Der König von Schweden führte im Jahre 1811 den bürgerlichen Orden der Freimaurerei ein. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte gegen Ende Juli 1800 kraft eines Edicts die Constituirung der großen Loge von Berlin gutgeheißen. Der Prinz von Wales beherrschte den Orden in England, bis er im Jahr 1813 zum Regenten ernannt wurde. Im Februar 1814

endlich erklärte sich der König Friedrich Wilhelm von Holland als Schutzherrn des Ordens und erlaubte daß der Kronprinz, sein Sohn, den Titel als ehrwürdiger Titular der Loge Wilhelm Friedrich von Amsterdam annahm.

Nach der Rückkehr der Bourbonen bat der Marschall Beurnonville den König Ludwig XVIII., er möchte den Orden unter den Schutz eines Mitglieds seiner Familie stellen; aber Ludwig XVIII. war ein Mann von gutem Gedächtniß, er hatte den Antheil nicht vergessen welchen die Freimaurerei an der Katastrophe von 1793 genommen; deßhalb gab er zur Antwort: er würde nie einem Mitglied seiner Familie erlauben in irgend eine geheime Gesellschaft zu treten.

In Italien fiel die Freimaurerei mit der französischen Herrschaft; aber an ihrer Stelle begann der Carbonarismus aufzutauchen, welcher die Aufgabe da wo die Freimaurerei sie verlassen hatte wieder aufzunehmen schien, um sie in ihrer freiheitlichen Richtung fortzusetzen.

Zwei andere Secten tauchten neben dieser auf. Die eine nannte sich die catholisch-apostolisch-römische Congregation, die andere die Consistoriale.

Die Mitglieder der Congregation hatten als Erkennungszeichen ein strohgelbes Seidenbändchen mit fünf Knöpfen. Die Affiliirten der untern Orden sprachen nur von Acten der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit. Von den Geheimnissen der Secte, welche nur den obern Graden bekannt waren, konnte man bloß sprechen wenn man zu

zwei war. Wenn ein dritter dazukam, hörte die Unterhaltung augenblicklich auf. Die Losung der Congreganisten war: Ἐλευθερία, d. h. **Freiheit**; die geheime Parole hieß: Ode, d. h. Unabhängigkeit. Diese Secte, die in Frankreich unter den Neucatholiken entstanden war und mehrere unserer besten und standhaftesten Republikaner zu Mitgliedern zählte, hatte die Alpen überschritten, war in Piemont und von da in die Lombardei eingezogen. Dort aber erhielt sie nur wenig Anhänger und erlosch in Bälde, weil es den geheimen Agenten Oestreichs gelungen war sich in Genua die Patente welche man den Eingeweihten ausstellte, so wie die Statuten und Erkennungszeichen zu verschaffen.

Die Consistoriale war gegen die Oesterreicher gerichtet. An ihrer Spitze standen die bedeutendsten Fürsten Italiens die nicht zum Hause Habsburg gehörten, und zum Präsidenten hatten sie den Cardinal Gonsalvi. Der einzige Fürst der nicht ausgeschlossen wurde, war der Herzog von Modena. Daher seine furchtbaren Verfolgungen gegen die Patrioten, als der Bund bekannt wurde. Er mußte sich Oesterreichs Verzeihung für seinen Abfall erkaufen, und um sich mit dieser Macht auszusöhnen, bedurfte es nichts Geringeres als das Blut seines Verschwörungsgenossen Menotti.

Die Consistorialisten hatten die Absicht Franz II. Italien zu entreißen und es unter sich zu vertheilen.

Außer Rom und der Romagna, die er behielt, erwarb er Toscana; die Insel Elba und die

Marken gingen an den König von Neapel über; Parma, Piacenza und ein Theil der Lombardei fielen mit dem Königstitel dem Herzog von Modena zu; Massa, Carrara und Lucca dem König von Sardinien; der Kaiser Alexander von Rußland endlich, der aus Abneigung gegen Oesterreich diese geheimen Pläne begünstigte, erhielt entweder Ancona oder Civita-vecchia, oder Genua, um eine Niederlassung am Mittelmeere anzulegen.

Wie man sieht, vertheilte also dieser letztgenannte Bund, ohne die Völker zu fragen oder die natürlichen Ländergränzen zu berücksichtigen, die Seelen unter sich, wie nach einer Razzia die Araber eine erbeutete Heerde vertheilen, und das Recht das dem geringsten auf europäischem Boden gebornen Geschöpfe zusteht, sich seinen Herrn selbst zu wählen und nur bei demjenigen der ihm zusagt als Bedienter einzutreten, dieses Recht wurde den Nationen verweigert.

Zum Glück war ein einziges von all diesen Projecten, das der Carbonari, nach dem Herzen Gottes; dieses ist es auch das jetzt seiner Vollziehung entgegengeht.

Der Carbonarismus, der allein berufen war Früchte zu bringen, wuchs inzwischen kräftig in der Romagna heran. Er hatte sich mit der Secte der Welfen vereinigt, die ihren Sitz in Ancona hatte und sich auf den Bonapartismus stützte.

Lucian wurde zum Grade des Großlichtes erhoben. In den geheimen Versammlungen bewies man die Nothwendigkeit den Priestern die Macht

zu entreißen, man stellte Brutus als Vorbild auf und bereitete die Gemüther auf die Republik vor.

In der Nacht vom 24. Juni kam die Bewegung zum Ausbruch. Sie hatte das traurige Ende das die ersten Versuche dieser Art gewöhnlich nehmen. Jede Religion die Apostel haben muß hat zuerst Märtyrer: fünf Carbonari wurden erschossen, die andern zu lebenslänglichen Galeeren verurtheilt; einige die man weniger schuldig fand, wurden auf zehn Jahre in einer Festung eingesperrt.

Jetzt wurde die Secte klüger, nahm einen andern Namen an und nannte sich die lateinische Gesellschaft.

In demselben Augenblick conspirirte dieselbe Gesellschaft in der Lombardei und breitete ihre Verzweigungen über die andern Provinzen Italiens aus. Mitten auf einem Ball welchen der Graf Porgia in Rovigo gab, ließ der österreichische Gouverneur mehrere Personen verhaften, und am folgenden Tag erklärte er jeden der in den Carbonarismus eintreten würde des Hochverraths schuldig.

Am heftigsten aber war die Bewegung in Neapel. Coletta versichert in seiner Geschichte, die Zahl der Carbonari in diesem Königreiche habe die ungeheure Höhe von 642,000 erreicht, und nach einem Document der Wiener Hofkanzlei wäre er noch unter der Wahrheit geblieben. „Die Zahl der Carbonari im Königreich beider Sicilien," sagt dieses Document, „belauft sich auf

mehr als 800,000, und weder Polizei noch Ueberwachung kann dieser Ueberfluthung Einhalt thun; es wäre also Unsinn die Vernichtung der Gesellschaft zu verlangen."

Zu gleicher Zeit wo die Bewegung in Neapel stattfand, am 1. Januar 1820, erhob Riego, ein anderer Märtyrer, dessen Todesgesang seitdem eine Siegeshymne geworden ist, das Banner der Freiheit, und ein Decret Ferdinands VII. verkündete daß, nachdem der Wille des Volks sich geoffenbart habe, der König entschlossen sei die von den außerordentlichen allgemeinen Cortes von 1812 ausgerufene Verfassung zu beschwören.

Die Gefängnisse öffneten sich und gaben Spanien ein Ministerium.

Ferdinand I. von Neapel mußte in seiner Eigenschaft als spanischer Infant, obschon er absoluter Souverän blieb, der spanischen Verfassung Gehorsam schwören. Es war damals wie ein Erdbeben in Calabrien, Capitanata und Salerno. Die neapolitanische Regierung, schwach, unschlüssig und argwöhnisch, decretirte einige ungenügende Reformen, welche den General Pepe nicht verhinderten seinerseits die Revolution zu machen. Neapel erhielt, wie im Jahr 1798, seine provisorische Regierung und seine Abgeordnetenkammer.

Einige Zeit später brach die piemontesische Revolution aus. Am Morgen des 10. März ließ der Capitän Graf Palma das Regiment von Genua zu den Waffen greifen unter dem Ruf: Der König und die spanische Constitution!

Am folgenden Tag wurde eine provisorische Regierung eingesetzt. Im Namen des Königreichs Italien erklärte sie Oesterreich den Krieg.

So hatte die Revolution, nachdem sie von Ancona ausgegangen war, Neapel erreicht und war nach Turin zurückgekehrt. Drei Vulcane hatten sich in Italien geöffnet, den von Spanien ungerechnet, und die Lombardei bewegte sich in einem feurigen Dreieck.

Der König Victor Emmanuel hatte, wenn man sich recht erinnert, der heiligen Allianz versprochen dem Volk durchaus keine Concession zu machen.

Zwei Tage nach dem Ausbruch in Genua dankte Victor Emmanuel, um seinem Wort treu zu bleiben, zu Gunsten seines Bruders Carl Felix, welcher damals in Modena war, ab und ernannte den Prinzen von Carignan, den nachmaligen König Carl Albert, zum Regenten.

Diese Abdankung eines Fürsten mit italienischem Herzen zu Gunsten eines unbedingten Anhängers von Oesterreich war ein großes Unglück für die Patrioten.

Santa Rosa, einer der Beförderer der Bewegung, rief daher auch:

„O Nacht vom 13. März 1821, wie viel Unheil hast du über mein Vaterland gebracht! Du hast uns alle entmuthigt, du hast so viele zur Vertheidigung des Vaterlandes gezückte Degen sich senken gemacht, so viele theure Hoffnungen zertrümmert! Mit dem König Victor Emmanuel

siegte die Nationalität Piemonts; das Vaterland war in dem König, es personificirte sich in diesem biedern Herzen, und wir hatten die Revolution gemacht unter dem Ruf: Muth! er wird uns eines Tags verzeihen daß wir ihn zum König von sechs Millionen Italiener gemacht haben!"

Aber anders verhielt es sich mit Carl Felix; mit diesem versank man abermals unter das Joch Oesterreichs und alles mußte neu begonnen werden.

Inzwischen war noch nicht alle Hoffnung verloren.

Am 14. März erschien der Prinz von Carignan, der zum Regenten ernannt worden, auf dem Balcon und proclamirte unter namenlosem Beifallsgeschrei des Volkes die Verfassung Spaniens. Da diese That auf die Zukunft ungeheure Folgen ausüben mußte, da der Fürst Carl Albert eines Tages den Prinzen von Carignan verläugnen sollte, so ist es von Wichtigkeit nicht bloß das Factum der mündlichen Verkündigung der Verfassung anzuführen, sondern wir müssen auch eine Abschrift von dem Anschlag mittheilen der an die Häuser und Mauern Turins gemacht wurde.

Hier folgt die wörtliche Uebersetzung:

„In dem schwierigen Augenblick wo wir uns befinden, ist es uns unmöglich uns in die engen Gränzen unserer Regentenrolle einzuschließen. Unsere Ehrfurcht und Unterthänigkeit gegen Seine Majestät Carl Felix, welchem der Thron ange-

hört, hätten uns rathen müssen jede Betheiligung bei einer Aenderung der Grundgesetze des Königreichs abzulehnen, oder wenigstens so lange zu zögern bis wir die Absicht unseres neuen Souveräns gekannt hätten. Aber da der gebieterische Drang der Umstände augenscheinlich ist, und da wir auf der andern Seite dem neuen König ein wohlerhaltenes und glückliches, nicht aber bereits durch die Parteiungen des Bürgerkriegs zerfleischtes Volk zu übergeben wünschen, so haben wir, in Folge reiflicher Erwägung aller Dinge, auf das Gutachten unseres Rathes und in der Hoffnung daß Seine Majestät, durch dieselben Erwägungen gedrängt, unsern Beschluß mit Ihrer höchsten Billigung beehren werde; wir haben, sagen wir, beschlossen: daß die Verfassung Spaniens als Staatsgesetz anerkannt werden solle, unter Vorbehalt der Abänderungen welche der König und die Nationalvertretung gemeinschaftlich vornehmen werden."

Fünf Jahre nach seiner Einführung in Italien hatte also der Carbonarismus eine Verfassung in Spanien, eine Verfassung in Neapel und eine Verfassung in Piemont durchgesetzt.

Aber die zuletztgeborne sollte zuerst erwürgt werden.

Statt nach Genua oder Mailand zurückzukehren, statt die von dem Prinzen von Carignan gegebenen Freiheiten gutzuheißen oder zu befestigen, erließ König Carl Felix am 3. April desselben Jahres nachstehendes Edict:

„Sintemal es die Pflicht jedes getreuen Unterthanen ist sich freiwillig derjenigen Anordnung der Dinge zu unterwerfen welche er durch Gott und durch die Vollstreckung der souveränen Gewalt eingeführt findet, so erkläre ich daß es Uns, die Wir nur von Gott abhängen, ganz allein zusteht die Uns geeignet erscheinenden Mittel zu wählen um das allgemeine Beste zu erreichen, und daß Wir folglich denjenigen der es wagen würde gegen die von Uns nothwendig geglaubten Maßregeln zu murren nicht mehr als getreuen Unterthanen betrachten würden. Wir erklären daher, als Richtschnur für Jedermann, daß Wir nur diejenigen die sich unverzüglich unterwerfen als getreue Unterthanen anerkennen werden, und daß Wir von dieser Unterwerfung Unsere Rückkehr in Unsere Staaten abhängig machen."

Zur gleichen Zeit wo der König Carl Felix dieses Edict, ein wahres Muster von Verblendung, Dummheit und Starrköpfigkeit, erließ, ernannte er eine Militärcommission um über die Verbrechen des Verraths, Aufruhrs und Ungehorsams zu erkennen die begangen worden.

Zum Glück befanden sich die Hauptverbrecher, d. h. diejenigen deren Namen heut zu Tage in Piemont die glorreichsten sind, bereits auf der Flucht. Die von Carl Felix ernannte Commission verlor keine Zeit. In fünf Monaten richtete das Tribunal 178 Angeklagte. Es verurtheilte 73 zum Tod und zur Confiscation, die andern zum Gefängniß und zu den Galeeren.

Unter den zum Tod Verurtheilten waren 60 abwesend und wurden in Effigie gehängt.

Nennen wir ihre Namen, damit man sieht wer die Männer waren die von dieser stupid absoluten Regierung, welche seit Tarquinius immer nur die höchsten und intelligentesten Köpfe abzuschlagen wußte, verfolgt wurden.

Es waren der Lieutenant Pavia, der Lieutenant Ansaldi, der Arzt Ratazzi, der Ingenieur Appiani, der Advocat Dossena, der Advocat Lurri, der Capitän Baroni, der Graf Bianco, der Oberst Regis, der Major Santa Rosa, der Capitän Lesio, der Oberst Caraglio, der Major Collegno, der Capitän Radice, der Oberst Morozzo, der Fürst della Cisterna, der Capitän Ferraso, der Capitän Pachiarotti, der Advocat Marochetti, der Unterlieutenant Auzzano, der Advocat Ravina.

Im Ganzen 6 Oberoffiziere, 30 Subalterne, 5 Aerzte, 10 Advocaten, 1 Fürst, sämmtlich Männer von ausgezeichneten Gaben des Geistes und Herzens.

Zwei waren verhaftet und hingerichtet worden: der Carabinier-Lieutenant Johann Baptist Lanari und der Capitän Jacob Garelli.

Ihre Hinrichtung fand am 21. Juli und am 25. August statt.

Einer der Hauptschuldigen war ohne Widerrede Carl Albert. Er hatte die Verfassung nicht, wie seine Anhänger sagten, unter Vorbehalt der Gutheißung des Königs Carl Felix proclamirt,

sondern in folgenden Ausdrücken welche diesen Vorbehalt durchaus nicht annehmen:

„Im Vertrauen daß Seine Majestät der König, durch dieselben Gründe bewogen, diesen Beschluß mit Seiner Allerhöchsten Gutheißung bekleiden werde, soll die spanische Verfassung verkündet und als Staatsgesetz beobachtet werden."

Beim Empfang des Schreibens welches ihm die Weigerung des Königs Carl Felix mittheilte, eilte daher der Prinz von Carignan sogleich nach Modena; aber der König verweigerte ihm eine Audienz, und der Herzog ließ ihn aus seinen Staaten verweisen.

Der Prinz begab sich nach Florenz, zum Großherzog von Toscana.

Es handelte sich für Carl Albert nicht um eine einfache Verbannung, um eine augenblickliche Ungnade, sondern um den Verlust des piemontesischen Thrones. Das Gerücht verbreitete sich, Carl Felix wolle die Krone dem Herzog von Modena vermachen, und dieser, der bei der Verschwörung der italienischen Fürsten gegen Oesterreich den Thron nicht erhalten, werde nun das Ziel seiner unaufhörlichen Wünsche erreichen.

Der Prinz von Carignan vertraute seine Stellung dem Grafen de la Maison-Fort, dem französischen Gesandten in Florenz, an. Der Graf berichtete darüber an Ludwig XVIII.

Wir theilen hier ein Bruchstück aus seinem Schreiben mit:

„Um den Prinzen von Carignan seines Erbes zu berauben, will man die Herzogin von Modena, älteste Tochter des Königs Victor Emmanuel, auf den Thron berufen. Diese Leichtfertigkeit womit man das edle Haus Savoyen von einem Thron entfernen möchte den es selbst gegründet hat, und diese unserm Jahrhundert ganz eigenthümliche Undankbarkeit kann dem Chef eines Hauses nicht zusagen das achtzehnmal mit demselben verwandt ist, und diese Politik kann der französischen Regierung nicht anstehen, welche wenigstens das Recht hat die gänzliche Unabhängigkeit des Souveräns zu erlangen der den Schlüssel Italiens in seiner Hand hält."

Ludwig XVIII. theilte die Ansicht seines Ministers. Er schrieb dem Prinzen von Carignan daß er ihm eine Zuflucht am französischen Hof anbiete. Das war als ob er zu ihm sagte: „Sie haben nichts zu fürchten; ich nehme Ihre Interessen in meine Hände. Ich werde nicht gestatten daß ein Anderer als Sie König von Piemont werde."

Und in Wahrheit konnte der König der seinem Volk eine Charte octroyirt hatte, einem Prinzen kein Verbrechen daraus machen daß er eine Verfassung versprochen die nicht anerkannt worden war.

Aber es war nothwendig daß der Prinz von

Carignan in den Augen der heiligen Allianz Buße that.

Von den drei aus dem Carbonarismus entstandenen Verfassungen war die piemontesische schon in ihrer Geburt durch König Carl Felix mit eigener Hand erstickt worden; die zweite, die neapolitanische, ward durch den österreichischen Einfall vernichtet; die dritte und einzig überlebende, die spanische, sollte nunmehr durch den französischen Einfall zerstört werden.

Es handelte sich darum daß der Prinz von Carignan, welcher die spanische Verfassung in Turin proclamirt hatte, dieselbe Verfassung in Madrid bekämpfen sollte.

Der Trank war bitter zu verschlucken. Aber wenn Paris wohl eine Messe werth war, so war Piemont wohl eine Arznei werth.

Der Prinz von Carignan verbarg seine Schamröthe unter den langen Haaren einer Grenadiermütze, machte den Feldzug von Spanien mit und war einer der Sieger vom Trocadero, so daß er, als Carl Felix am 27. April 1831 starb, ohne sonderliche Schwierigkeiten unter dem Namen Carl Albert den Thron bestieg.

Oesterreich, das lieber seinen Erzherzog von Modena da gesehen hätte, erhob ein lautes Geschrei; es schilderte Carl Albert den Königen als Carbonaro und den Carbonari als Verräther.

Dieß war eine doppelte Lüge.

Carl Albert war kein Carbonaro: die Proclamation kraft welcher er die Verfassung gab,

bewies daß er dieselbe nur mit Widerwillen und gezwungen gab.

Carl Albert war kein Verräther, denn er hatte keine persönliche Verpflichtung übernommen: er war ganz einfach ein Prinz der den Ehrgeiz hatte König zu werden. Die Schmach daß er am andern Ende Europas die Verfassung vernichtete die er in Turin proclamirt hatte, wurde durch den Muth des Grenadiers verwischt: der Soldat hatte den Prinzen absolvirt.

Deßhalb wurde auch seine Thronbesteigung von den italienischen Patrioten mit Freuden begrüßt.

Del Pozzo schrieb ihm aus seiner Verbannung in London:

„Die halben Mittel und die unvollkommenen Maßregeln dienen und helfen in der Politik zu Nichts; Piemont will einen constitutionellen König.“

Ein anderer Patriot, der anonym blieb, schrieb ihm aus Marseille:

„Stellen Sie sich an die Spitze der Nation; schreiben Sie auf Ihr Banner: Einheit, Freiheit, Unabhängigkeit; erklären Sie sich als Träger und Dolmetscher der Volksrechte; nehmen Sie den Titel Regenerator Italiens an; befreien Sie es von den Barbaren; bauen Sie die Zukunft auf, geben Sie einem Jahrhundert Ihren Namen, gründen Sie eine Aera die von Ihnen datire, seien Sie der Napoleon der italienischen Freiheit.

„Werfen Sie Oesterreich mit Ihrem Handschuh den Namen Italiens entgegen; dieser alte Name wird Wunder thun. Appelliren Sie an alles Große und Hochherzige was es auf der Halbinsel gibt. Eine feurige, muthvolle Jugend, durchglüht von den beiden Leidenschaften welche die Helden machen, von Haß und Ruhm, lebt seit langer Zeit in einem einzigen Gedanken und schmachtet nur nach dem Augenblick denselben zur That zu bringen.

„Rufen Sie diese Jugend zu den Waffen, stellen Sie die Städte und Festungen unter den Schutz der Bürger, und wenn Sie dann für nichts anderes mehr zu sorgen haben als für den Sieg, so geben Sie ihr den Anstoß, sammeln Sie alle diejenigen um sich die sich durch hohe Intelligenz, Muth, Uneigennützigkeit und Reinheit von niedrigen Leidenschaften einen bedeutenden Ruf gegründet haben. Flößen Sie der Menge dadurch Vertrauen ein daß Sie jeden Zweifel in Ihre Absichten verwischen und alle freien Männer um Beistand anrufen. Sire, ich sage Ihnen die Wahrheit. Die freien Männer erwarten Ihre Antwort durch Thaten; aber wie sie auch ausfallen mag, seien Sie gewiß daß die Nachwelt Sie als den ersten aller Menschen oder als den niedrigsten der italienischen Tyrannen bezeichnen wird.

„Wählen Sie!"

Was Könige in Wahrheit zu den Auserwählten des Herrn macht, das sind Briefe solcher Art

die man nur an sie schreibt. Hätte der König Carl Albert den Rathschlägen seines anonymen Correspondenten gefolgt, so hätte er sicherlich mit Goito begonnen, aber wahrscheinlich nicht mit Novara geendet.

Carl Albert warf den Brief ins Feuer, und statt die breite Bahn zu betreten die ihm offen stand, schlug er den schmalen Fußpfad einer lahmen Politik ein.

Von diesem Augenblick an war der Bruch zwischen dem König von Sardinien und dem jungen Italien erklärt. Das junge Italien! Um diese Zeit wurden die drei Worte zum erstenmal ausgesprochen. Aus was bestand es damals? Aus Joseph Mazzini, dem unermüdlichen Förderer der italienischen Einheit; Joseph Mazzini, der kaum durch einige politische Schriften bekannt war und sich den Verfolgungen der Mailänder Polizei durch die Flucht nach Marseille entzogen hatte, wo er den ersten Stein zu dem Riesenwerk das er unternommen dadurch legte, daß er unter tausend Schwierigkeiten die Nummern seines *jungen Italiens* massenhaft nach Piemont schickte.

Die piemontesischen Edelleute und Priester, die sich Carl Alberts bemächtigt hatten, zitterten als sie die Sturmglocke des Gedankens erschallen hörten; in den zwei Jahren seit sie am Hof Wurzel gefaßt, hatten sie bereits ihre Macht ermessen können; gleichwohl kannten sie den König Carl Albert mit seinem brennenden Durst

nach Popularität, und obschon er scheinbar mit Oesterreich fraternisirte, so fürchteten sie doch es möchte einmal, wir wollen nicht sagen ein Sauerteig von Liberalismus, aber doch ein Blitz des Ehrgeizes wieder in ihm erwachen. Man wußte daß Carl Albert in jenen fieberischen Nächten wie die Könige sie haben von dem Throne Italiens träumte. Nun aber konnte er diesen Thron nur dann besteigen wenn er der Revolution die Hand reichte. Der Thron Italiens wurde nicht von den Königen vergeben, sondern von den Völkern.

Man mußte eine Schranke zwischen ihm und den Patrioten errichten.

Eines Tags erhob sich Jemand und sagte:

„Es ist Zeit daß man ihm Blut zu kosten gibt."

Am selben Tag wurde König Carl Albert benachrichtigt daß in der Armee eine große Verschwörung gegen ihn angezettelt werde, die nichts Geringeres als seine Entthronung zum Zwecke habe.

Die Thatsachen wurden entstellt, die Gefahren übertrieben; man griff alle Fibern des Menschen und des Fürsten an, um ihm jenen tödtlichen Groll einzupflanzen dessen diese Menschen bedurften, die sich die Retter der Monarchien nennen.

Eine außerordentliche Untersuchungscommission wurde in Turin eingesetzt um den Verfolgungen in Piemont einen einheitlichen Impuls zu geben.

Die erste Verletzung des Strafgesetzes war der Beschluß der Commission daß sämmtliche Ange-

klagten, Militäre oder nicht, vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten.

Damals wurde die denkwürdige Antwort ertheilt welche wir sogleich lesen werden.

Ein Offizier der als Richter in der Untersuchungscommission saß, befragte einen Rechtsgelehrten über einige Grundsätze des Criminalrechtes.

Der Rechtsgelehrte antwortete ihm, die erste Grundlage jedes Gesetzes, die erste Regel jedes Codex sei:

„Ein Militärgericht muß sich incompetent erklären über Bürger zu richten.“

— Das ist uns unmöglich, antwortete der Offizier; der General hat uns befohlen uns competent zu erklären.

Und für dießmal war die Idee des Generals die Grundlage des Gesetzes, die Regel des Codex.

Der Erste der den Purpur des neuen Königs mit seinem Blut befleckte war der Corporal Tamburelli; er wurde von hinten erschossen weil er das Verbrechen begangen hatte seinen Soldaten das junge Italien vorzulesen. Der zweite war der Lieutenant Tolla, des Verbrechens schuldig aufrührerische Bücher in den Händen gehabt, um das Complott gewußt und es nicht angezeigt zu haben. Wie Tamburelli, wurde er von hinten erschossen. Es war dieß eine sinnreiche Erfindung der piemontesischen Magistratur um die Strafe des Erschießens eben so schimpflich zu machen wie den Galgen.

Man begnügte sich nicht zu tödten, man wollte

auch zu entehren suchen. Am 15. Juni erschoß man, abermals von hinten, den Sergenten Miglio Joseph Beglia und Anton Gavotti.

Alle diese Männer starben mit bewunderns-würdigem Muth.

Jacob Rufini schmachtete in den Gefängnissen della Torre zu Genua. Man suchte ihn durch alle möglichen Mittel, durch Entziehung der Nahrung und des Schlafes um seine Kräfte zu bringen; er fühlte daß er nicht bloß physisch, sondern auch moralisch schwach wurde; er beschloß nicht zu warten bis man ihn zwischen den Tod und die Schande stellen würde. Da er fürchtete daß er, wenn es drauf und dran käme, nicht die Kraft haben möchte den Tod zu wählen, so machte er von der Thüre seines Gefängnisses eine eiserne Lanze los, schärfte sie und schnitt sich damit den Hals ab.

In den Zuckungen seines Todeskampfes hatte er noch die Kraft mit seinem Finger und seinem Blut an die Wand zu schreiben:

„Durch dieses Testament vermache ich meine Rache Italien."

Als man am Morgen in sein Zimmer trat, fand man ihn todt.

In Genua wurden erschossen:

Luccano Placenza und Ludwig Turso.

In Alessandria:

Dominik Ferrari, Joseph Menardi, Joseph Rigano, Amandi Costa, Johann Marini. Dann kam die Reihe an Andreas Vochieri.

Widmen wir diesem einige Zeilen, wie wir es bei Jacob Rufini gethan haben.

Ein Verurtheilter aus Alessandria der die langen Qualen von Fenestrella überlebte, hat in seinen Memoiren eine Schilderung vom Todeskampfe des Andreas Vochieri hinterlassen.

„Vor allen Dingen," sagt er von sich selbst sprechend, „nahm man mir meine Bücher, die aus einer Bibel, einer Sammlung christlicher Gebete und einer Geschichte der berühmten Capuziner Piemonts bestanden. Dann legte man mir Ketten an die Füße und führte mich in einen andern Kerker, der noch feuchter, noch schwärzer und schmutziger war als der erste, dabei doppelt verriegelte Fenster und Thüren mit doppelten Vorhängschlössern hatte. Dieser Kerker stieß an das Gefängniß des armen Vochieri; einige schlecht reparirte Risse gestatteten mir zu ihm hinüberzuschauen, und vermöge eines schwachen Lichtschimmers der hindurchsickerte konnte ich etwas von ihm sehen.

„Er lag mit Ketten an den Füßen auf einer elenden Bank; zu seinen Seiten standen zwei Wächter mit bloßen Säbeln; an der Thüre stand eine Schildwache mit einer Flinte. Es herrschte ein furchtbares Schweigen in diesem düstern Kerker; die Soldaten schienen bestürzter zu sein als der Gefangene selbst. Von Zeit zu Zeit kamen zwei Capuziner um ihm zuzusprechen.

„So hatte ich ihn eine ganze Woche lang vor den Augen und konnte, so schmerzlich es mir war ihn in diesem Zustande zu sehen, meinen

Blick kaum von ihm verwenden. Endlich eines Tages holte man ihn ab und führte ihn zum Tode."

Aber was der Gefangene nicht erzählt, weil er es nicht wissen konnte, das ist die Thatsache daß Bochieri auf dem längsten Weg zum Tod geführt wurde. Freilich führte dieser Weg vor seinem Hause vorbei, und in diesem Hause wohnten seine Schwester, seine Frau und seine zwei Kinder. Man hoffte, beim Anblick des Liebsten was er auf der Welt besaß, würde sein Muth schwanken und er würde Enthüllungen machen.

Aber er lächelte wehmüthig.

— Sie haben vergessen, sagte er, daß es in der Welt noch Etwas gibt das ich mehr liebe als Schwester, Frau und Kind, nämlich Italien... Es lebe Italien!

Dann wandte er sich zu den Galeerenaufsehern die ihn statt Soldaten erschießen sollten, und sagte das einzige Wort: „Vorwärts!"

Eine Viertelstunde später fiel er von sechs Kugeln durchbohrt.

In Nizza befand sich damals ein junger Mann der dieses Blut fließen sah. Da that er in seinem Innern einen Eidschwur daß er sein ganzes Leben dem Cultus dieser Freiheit widmen wolle für welche so viele Märtyrer dahinsanken.

Dieser junge Mann, der damals 26 Jahre zählte, war Joseph Garibaldi.

Lassen wir ihn selbst sprechen und die wundergleichen Ereignisse seines von kühnen Thaten ausgefüllten Lebens erzählen. Alex. Dumas.

I.

Meine Eltern.

Ich bin in Nizza am 22. Juli 1807, nicht bloß in demselben Hause, sondern auch in demselben Zimmer wie Massena, geboren worden. Der berühmte Marschall war bekanntlich eines Bäckers Sohn. Das Erdgeschoß des Hauses ist noch heute eine Bäckerei.

Aber bevor ich von mir selbst rede, erlaube man mir einige Worte von meinen vortrefflichen Eltern zu sagen, deren ehrenwerther Character und innige Zärtlichkeit so großen Einfluß auf meine Erziehung und meine physische Entwicklung ausübten.

Mein Vater, Dominik Garibaldi, aus Chiavari gebürtig, war eines Seemanns Sohn und selbst Seemann; seine Augen sahen, als sie sich öffneten, das Meer, auf welchem er beinahe sein ganzes Leben zubringen sollte. Er war freilich weit entfernt die Kenntnisse zu besitzen wodurch einige Männer seines Fachs und besonders einige Männer unserer Epoche sich auszeichnen. Er hatte seine maritime Erziehung nicht in einer besondern

Schule, sondern auf den Schiffen meines Großvaters erhalten. Später hatte er selbst ein Schiff befehligt und sich immer ehrenvoll aus der Sache gezogen. Sein Vermögen war mancherlei Glückswechseln unterworfen, und ich habe oft sagen hören, er hätte uns reicher hinterlassen können als er gethan hat.

Aber daran liegt Nichts. Es stand dem guten Vater wahrlich frei ein so mühsam erworbenes Geld so zu verbrauchen wie es ihm am Besten zusagte, und ich bin ihm nichts desto weniger dankbar für das Wenige was er mir hinterlassen hat. Im Uebrigen bin ich fest überzeugt daß er, von all dem Geld das er in den Wind geworfen, nichts mit so großem Vergnügen ausgegeben hat als die Summe die meine Erziehung kostete, obschon dieselbe eine schwere Last für sein Budget war.

Man glaube indessen nicht daß meine Erziehung im mindesten aristocratisch gewesen sei. Mein Vater ließ mir weder im Turnen, noch im Fechten, noch im Reiten Unterricht ertheilen. Das Turnen lernte ich indem ich an den Wandtauen hinaufkletterte und an den Schiffsseilen hinabglitt; das Fechten indem ich meinen Kopf vertheidigte und so gut wie möglich die Köpfe Anderer zu spalten suchte; das Reiten indem ich die ersten Reiter der Welt, d. h. die Gauchos, zu Vorbildern nahm.

Die einzige körperliche Uebung meiner Jugend — und auch bei dieser hatte ich keinen Lehrer —

war das Schwimmen. Wann und wie ich es lernte, weiß ich nicht; es ist mir als hätte ich es immer verstanden und als besäße ich eine Amphibiennatur. So wenig ich Lust habe mich selbst zu loben, so will ich doch, ohne etwas besonders Preiswürdiges darin zu finden, ganz einfach sagen daß ich einer der stärksten Schwimmer in der Welt bin. Man braucht mir daher, da mein Selbstvertrauen in dieser Beziehung bekannt ist, durchaus keinen Dank dafür zu wissen daß ich nie das mindeste Bedenken getragen habe ins Wasser zu springen um einem Mitmenschen das Leben zu retten.

Wenn übrigens mein Vater mich alle diese Künste nicht lernen ließ, so war mehr die Zeit Schuld daran als er selbst. In dieser traurigen Epoche waren die Priester die absoluten Herren Piemonts, und ihr beständiges Dichten und Trachten ging dahin die jungen Leute viel eher zu nichtsnutzigen faullenzerischen Mönchen als zu Bürgern zu machen, die im Stande wären unserem unglücklichen Vaterlande zn dienen. Außerdem fürchtete mein armer Vater in seiner innigen Zärtlichkeit sogar den Schatten jedes Studiums aus welchem später eine Gefahr für uns entstehen konnte.

Was meine Mutter, Rosa Ragiundo, betrifft, so erkläre ich mit Stolz daß sie eine in jeder Beziehung musterhafte Frau war. Gewiß soll jeder Sohn von seiner Mutter dasselbe sagen, aber

keiner wird es mit innigerer Ueberzeugung sagen können als ich.

Eine der Kümmernisse meines Lebens, und zwar nicht die geringste, ist und bleibt daß es mir nicht gelungen ist sie glücklich zu machen, sondern daß ich im Gegentheil ihre letzten Tage schmerzlich betrübt habe. Gott allein kennt die Beängstigungen die meine abenteuerliche Laufbahn ihr eingeflößt hat, denn Gott allein kennt die unermeßliche Zärtlichkeit womit sie mich umfaßt hielt. Wenn es irgend ein gutes Gefühl in meiner Seele gibt, so gestehe ich offen und laut daß ich es ihr verdanke. Ihr engelgleicher Character mußte sich nothwendig in mir wiederspiegeln. Verdanke ich nicht ihrem Mitleid gegen das Unglück, ihrem Erbarmen mit allen Leidenden, meine innige, ich möchte beinahe sagen mitleidsvolle Liebe für das Vaterland, eine Liebe welche mir die Neigungen und die Sympathie meiner unglücklichen Mitbürger erworben hat?

Ich bin gewiß nicht abergläubisch, aber doch kann ich versichern daß ich in den furchtbarsten Umständen meines Lebens, wenn der Ocean gegen den Kiel und die Flanken meines Schiffes brüllte das er wie einen Kork in die Höhe warf, wenn die Kanonen gleich einem Sturmwind um meine Ohren zischten, wenn die Flintenkugeln hageldicht um mich her fielen, sie beständig auf den Knien, in ihr Gebet begraben, zu den Füßen des Allmächtigen niedergebeugt sah, den sie für mich, das Kind ihres Herzens, anflehte, und was

mir den Muth verlieh über den man zuweilen gestaunt hat, das ist die Ueberzeugung daß mir kein Unglück zustoßen könne, wenn eine so heilige Frau, ein solcher Engel für mich bete.

II.

Meine ersten Jahre.

Die ersten Jahre meiner Jugend verbrachte ich wie alle Kinder unter fröhlichen Spielen und Thränen, mehr auf Vergnügungen als auf Arbeit, mehr auf Zerstreuung als auf Studien erpicht, so daß ich von den Opfern die meine Eltern für mich brachten nicht so viel Nutzen zog als ich bei einem etwas gesetzteren Wesen hätte thun müssen. In meiner Jugend stieß mir nichts Außerordentliches zu. Ich hatte ein gutes Herz. Dieß war ein Geschenk Gottes und meiner Mutter. Und dem Drange dieses guten Herzens habe ich immer mit inniger Lust Genüge geleistet. Ich hegte ein tiefes Mitleid gegen Alles was klein, schwach und leidend war. Dieses Mitleid erstreckte sich bis auf die Thiere, oder vielmehr es begann mit ihnen. Ich erinnere mich daß ich eines Tags eine Grille fand und in mein Zimmer trug; dort spielte ich mit ihr, und da ich sie mit der gewöhnlichen Ungeschicklichkeit oder vielmehr Rohheit der Kinder berührte, so riß ich ihr einen Fuß aus; darüber grämte ich mich dermaßen daß ich mich mehrere Stunden einschloß und bitterlich weinte.

Ein andermal als ich mit einem meiner Vetter im Vardepartement auf die Jagd ging, blieb ich am Rand eines tiefen Grabens stehen wo die Wäscherinnen ihre Arbeit zu verrichten pflegten, und wo eine arme Frau eben wusch. Ich weiß nicht wie es zuging, aber sie fiel ins Wasser. So klein ich war — ich zählte kaum acht Jahre — so sprang ich hinein und rettete sie. Ich erzähle dieß um zu beweisen wie sehr mir dieses Gefühl angeboren ist das mich drängt meinen Nebenmenschen beizustehen, und wie wenig ich mir es zum Verdienste anrechnen kann wenn ich ihm folge.

Unter den Lehrern die ich in dieser Periode meines Lebens hatte, bewahre ich eine besondere Erkenntlichkeit dem Pater Giovanni und Herrn Arena.

Bei dem ersten lernte ich wenig, da ich, wie ich bereits gesagt, mehr Lust zum Spielen und Herumstreichen als zum Arbeiten hatte. Besonders habe ich öfters bereut daß ich nicht Englisch studirte, wie ich hätte thun können, und ich habe diesen Fehler bei meinen zahlreichen Begegnungen mit Engländern stets bitter empfunden. Da Pater Giovanni überdieß zum Hause und gewissermaßen zur Familie gehörte, so litten meine Lectionen auch durch die allzu große Vertraulichkeit die ich mir gegen ihn erlaubte. Dem zweiten, einem vortrefflichen Lehrer, verdanke ich das Bischen was ich weiß; besonders aber schulde ich ihm ewigen Dank dafür daß er mich durch be-

ständige Lectüre der römischen Geschichte in meine Muttersprache eingeweiht hat.

Der Fehler daß man die Kinder nicht in der Sprache und in den Zuständen des Vaterlandes unterrichtet, wird in Italien häufig begangen, und ganz besonders in Nizza, wo die Nachbarschaft Frankreichs auf die Erziehung einwirkt. Dieser ersten Einleitung in unsere Geschichte und der Beharrlichkeit womit mein älterer Bruder Angelo mir das Studium derselben wie auch unserer schönen Sprache empfahl, habe ich es also zu verdanken wenn ich mir einige geschichtliche Kenntnisse und einige Leichtigkeit im Ausdruck erworben habe.

Ich will diese erste Periode meines Lebens mit der Erzählung eines Factums schließen das zwar keine große Bedeutung hat, aber doch einen Begriff von meiner Neigung zu einem abenteuerlichen Leben geben kann.

Ueberdrüssig der Schule und meiner sitzenden Lebensart, machte ich eines Tags einigen meiner Kameraden den Vorschlag nach Genua zu entfliehen. Gesagt gethan. Wir machten einen Fischerkahn los und steuerten nach Osten. Wir befanden uns bereits auf der Höhe von Monaco, als ein von meinem vortrefflichen Vater abgeschickter Corsar uns kaperte und tiefbeschämt in unsere respectiven Häuser zurückbrachte. Ein Abbé hatte uns gesehen und verrathen: daher kommt vermuthlich die äußerst geringe Sympathie die ich für diese Herren hege.

Meine Gefährten bei dem Abenteuer waren, ich erinnere mich ihrer noch wohl, Cäsar Parodi, Rafael von Andreis und Cölestin Bermond.

III.

Meine ersten Reisen.

„O Frühling, Jugend des Jahres! o Jugend, Frühling des Lebens!" hat Metastasio gesagt. Ich will hinzufügen: Wie schön erscheint Alles in der Sonne der Jugend und des Frühlings!

In diesem prächtigen Sonnenglanz bist du mir erschienen, o schöne Costanza, erstes Schiff auf welchem ich das Meer durchfurchte. Deine starken Flanken, dein hohes und leichtes Mastwerk, Alles bis auf die Frauenbüste an deinem Vordertheil entlang wird mit dem unverwischbaren Griffel meiner Jugendphantasie ewig in meinem Gedächtniß eingegraben bleiben! Wie deine Matrosen, schöne und theure Costanza, sich voll Grazie über ihre Ruder neigten, als ächte Typen unserer unerschrockenen Ligurier! Mit welcher Freude ich mich auf den Schiffsgang wagte um ihren Volksliedern und ihren harmonischen Chören zu lauschen! Sie sangen Liebeslieder; Niemand lehrte sie damals andere; so unbedeutend sie waren, so rührten und berauschten sie mich doch. O! hätten diese Lieder dem Vaterland gegolten, sie würden mich begeistert, sie würden mich wahnsinnig gemacht haben! Aber

wer hätte ihnen denn damals gesagt daß es ein Italien gebe? Wer hätte sie gelehrt daß sie ein Vaterland zu rächen und zu befreien hatten? Nein, nein! Wir wurden wie Juden in dem Glauben großgezogen daß das Leben keinen andern Zweck habe als Geld zu erwerben.

Und während dieser Zeit, wo ich voll Freude von der Straße aus das Schiff betrachtete auf dem ich in die See stechen sollte, richtete meine Mutter weinend meine Reiseaussteuer her.

Aber es war mein Beruf die Meere zu befahren. Mein Vater hatte sich aus allen Kräften widersetzt; der treffliche Mann hätte gewünscht ich solle eine friedliche und gefahrlose Bahn einschlagen, ich solle Priester, Advocat oder Arzt werden: aber meine Ausdauer siegte; seine Liebe beugte sich vor meiner jugendlichen Beharrlichkeit, und ich schiffte mich auf der Brigantine Costanza ein, mit dem Capitän Angelo Pesante, dem kühnsten Seefahrer den ich je gesehen habe. Hätte unsere Marine den Zuwachs erhalten den man hoffen konnte, so wäre Pesante zum Commando eines der ersten Kriegsschiffe berechtigt gewesen, und einen mannhafteren Capitän als ihn hätte es nicht gegeben. Pesante hat niemals eine Flotte befehligt, aber man wende sich an ihn, so wird er bald eine geschaffen haben, von den Barken an bis zu den Dreideckern; wenn dieß je zu Stande kommt, wenn er je diesen Auftrag erhält, so bürge ich dafür daß es zum Nutzen und zum Ruhm des Vaterlandes ausschlagen wird.

Ich machte meine erste Reise nach Odessa; diese Reisen sind seitdem etwas so Alltägliches und Leichtes geworden, daß es sich nicht der Mühe verlohnt sie zu schildern.

Meine zweite Reise ging nach Rom, aber dießmal mit meinem Vater; er hatte während meiner ersten Abwesenheit unendlich viel Angst um mich ausgestanden und daher beschlossen daß ich, da ich schlechterdings reisen wollte, mit ihm reisen sollte.

Wir bestiegen seine eigene Tartane: Santa Reparata.

Nach Rom! Welche Freude nach Rom zu reisen! Ich habe erzählt wie meine Studien, in Folge der Rathschläge meines Bruders und der Belehrungen meines würdigen Professors, sich dieser Richtung zugekehrt hatten. Rom! Was war es für mich, einen glühenden Verehrer des Alterthums, anders als die Hauptstadt der Welt, eine entthronte Königin aus deren unermeßlichen, riesigen, erhabenen Trümmern gleich einem glänzenden Gespenst die Erinnerung an Alles hervorgeht was in der Vergangenheit groß gewesen! Nicht bloß die Hauptstadt der Welt, sondern auch die Wiege jener heiligen Religion welche die Sclavenketten gebrochen, welche die bisher mit Füßen getretene Menschheit geadelt hat; jener Religion deren erste und wahre Apostel die Lehrer der Nationen, die Befreier der Völker waren, während ihre entarteten Nachfolger die wahren Landplagen Italiens sind und in schnöder Ge=

winnsucht ihre Mutter, ja unser Aller Mutter, an den Fremdling verkauft haben.

Nein, nein, das Rom das ich in den Träumen meiner Jugend sah war nicht bloß das Rom der Vergangenheit, sondern auch das Rom der Zukunft; es trug in seinem Busen die Idee der Wiedergeburt eines Volkes das durch die Eifersucht der Mächte verfolgt wurde, weil es von Geburt aus groß war, weil es an der Spitze der Nationen schritt und dieselben zur Civilisation führte.

Rom! Ach wenn ich an sein Unglück, seine Erniedrigung, sein Märtyrerthum dachte, da wurde es mir über Alles heilig und theuer. Ich liebte es mit allen Kräften meiner Seele, nicht bloß in den herrlichen vielhundertjährigen Kämpfen um seine Größe, sondern auch in den kleinsten Ereignissen die ich wie einen kostbaren Schatz in meinem Herzen aufbewahrte.

Und statt abzunehmen, wuchs meine Liebe zu Rom durch Entfernung und Verbannung. Oft, sehr oft habe ich auf der andern Seite des Meeres, dreitausend Meilen entfernt, den Allmächtigen angefleht mich Rom wieder sehen zu lassen. Kurz, Rom war für mich Italien, weil ich Italien nur in der Vereinigung seiner zerstreuten Glieder erblicke, und weil Rom für mich vorzugsweise das Symbol der italienischen Einheit ist.

IV.

Meine Einweihung.

Einige Zeit lang trieb ich mit meinem Vater den Küstenhandel; dann ging ich auf der Brigantine Aetna, Capitän Joseph Gervino, nach Cagliari.

Während dieser Reise wurde ich Zeuge eines schrecklichen Unglücks das mir unvergeßlich bleiben wird. Als wir auf der Rückfahrt von Cagliari uns auf der Höhe des Caps von Noli befanden, bekamen wir die Gesellschaft einiger Schiffe unter denen eine allerliebste catalonische Feluke war. Nachdem wir zwei oder drei Tage schönes Wetter gehabt, verspürten wir einige Stöße des Windes den unsere Seeleute den Libieno genannt haben, weil er, bevor er ins Mittelmeer kommt, über die libysche Wüste hinfährt. Unter seinem Hauch begann das Meer anzuschwellen und tobte bald so wüthend, daß es uns unwiderstehlich nach Vado hintrieb.

Die erwähnte catalonische Feluke hielt sich anfangs vortrefflich, und ich nehme keinen Anstand zu sagen daß Jeder von uns, wenn er aus dem bisherigen Wetter auf das kommende schloß, lieber an ihrem Bord als auf seinem eigenen Schiff gewesen wäre. Aber das arme Schiff sollte uns bald einen äußerst schmerzlichen Anblick darbieten; eine furchtbare Woge warf es um, und bald sahen wir auf dem Abhang seines Ver-

deckes nur noch einige Unglückliche die uns die Hände entgegenstreckten, aber schnell von einer noch furchtbareren Welle als die erste war weggerafft wurden. Die Catastrophe fand auf unserem rechten Garten statt, und es war uns materiell unmöglich dem unglücklichen Schiff zu Hilfe zu kommen. Die andern Barken die uns folgten befanden sich in der gleichen Unmöglichkeit. Neun Personen von derselben Familie kamen also elendiglich vor unsern Blicken um; selbst den verhärtetsten Augen entfielen einige Thränen, sie wurden aber bald durch das Gefühl unserer eigenen Gefahr getrocknet. Die andern Schiffe kamen indeß, als wären die bösen Gottheiten durch dieses Menschenopfer beschwichtigt worden, ohne Unfall in Vado an.

Von Vado fuhr ich nach Genua und kehrte dann nach Nizza zurück.

Von da an begann ich eine Reihenfolge von Reisen in die Levante, in deren Verlauf wir dreimal von den Seeräubern gekapert und ausgeplündert wurden. Die Sache geschah zweimal auf der gleichen Reise, so daß die zweiten Piraten wüthend wurden weil sie nichts mehr bei uns vorfanden. Bei solchen Kämpfen begann ich mich mit der Gefahr vertraut zu machen und zu bemerken daß ich, ohne ein Nelson zu sein, Gott sei Dank! gleich ihm fragen konnte: Was ist Furcht?

Bei einer dieser Reisen auf der Brigantine Cortese, Capitän Barlasemeria, blieb ich krank

in Constantinopel zurück. Das Schiff war gezwungen weiter zu gehen, und da die Krankheit sich länger hinauszog als ich geglaubt hatte, so kam ich in große Geldnoth.

Auch in der unglücklichsten Lage in die ich kam, auch beim schwersten Verlust der mich bedrohte, machte ich mir sehr wenig Kummer; ich habe immer das Glück gehabt irgend eine menschenfreundliche Seele zu treffen die sich für mein Schicksal interessirte.

Unter diesen menschenfreundlichen Seelen ist eine die ich nie vergessen werde: Frau Luise Sauvaigo aus Nizza, eine herzensgute Dame die ich nächst meiner Mutter für die vollendetste Frau in der Welt halte. Sie machte das Glück ihres Gatten, eines vortrefflichen Mannes, und leitete mit bewunderungswürdiger Einsicht die Erziehung ihrer ganzen kleinen Familie.

Warum habe ich hier von ihr gesprochen? Ich weiß es selbst nicht. Doch ja, ich weiß es: darum weil ich schreibe um ein Bedürfniß meines Herzens zu befriedigen, und weil mein Herz mir die obigen Worte dictirte.

Die damals erfolgte Kriegserklärung zwischen der Pforte und Rußland trug dazu bei meinen Aufenthalt in der türkischen Hauptstadt zu verlängern. Während dieser Periode und im Augenblick wo ich nicht mehr wußte von was ich morgen leben sollte, kam ich als Hauslehrer zu einer Wittwe Timoni. Ich erhielt diesen Platz auf die Empfehlung eines Doctors der Medicin, Herrn

Diego, dem ich hier für seine Gefälligkeit meinen Dank abstatte. Ich kam als Lehrer von drei Jungen ins Haus, blieb mehrere Monate da, begann aber dann auf der Brigantine Notre Dame de Grace, Capitän Casabona, mein Schifferleben wieder.

Dieß war das erste Schiff wo ich als Capitän commandirte.

Ich werde mich nicht lange bei meinen andern Reisen verweilen, sondern will hier bloß sagen daß ich, stets von einem tiefen Instinct des Patriotismus gequält, in allen Verhältnissen meines Lebens unaufhörlich nach Menschen, nach Ereignissen oder auch nach Büchern gefragt habe die mich in die Geheimnisse der Wiederauferstehung Italiens einweihen könnten; aber bis in mein vier und zwanzigstes Jahr blieb diese Nachforschung vergeblich, und ich mühte mich nutzlos ab.

Endlich auf einer Reise nach Taganrog traf ich an meinem Bord einen italienischen Patrioten, der mir zuerst einen Begriff von der Art und Weise gab wie es in Italien vorwärts ging.

Es war ein Schein von Hoffnung für unser unglückliches Land vorhanden.

Ich erkläre es laut, Christoph Columbus war, als er, im atlantischen Meer verloren, von seinen Gefährten bedroht die er um drei Tage gebeten hatte, am Ende des dritten Tages Land! rufen hörte, nicht glücklicher als ich in dem Augenblicke war wo ich das Wort Vaterland vernahm und den ersten durch die französische Revolution von

1830 angezündeten Leuchtthurm am Horizont erblickte.

Es gab also Männer die sich mit der Erlösung Italiens beschäftigten.

Bei einer andern Reise die ich an Bord der Clorinde machte, traf ich mit einer Abtheilung Saint-Simonisten zusammen welche Emil Barrault nach Constantinopel führte.

Ich hatte wenig von der Secte Saint-Simons gehört; nur wußte ich daß diese Männer die verfolgten Apostel einer neuen Religion waren. Ich näherte mich ihrem Führer und eröffnete mich ihm als italienischer Patriot.

Da, während dieser durchsichtigen Nächte des Orients, die, wie Chateaubriand sagt, nicht die Finsterniß, sondern nur die Abwesenheit des Tages sind, unter diesem ganz mit Sternen übersäten Himmel, auf diesem Meer dessen herber Wind hochherzige Gefühle mit sich zu führen scheint, besprachen wir nicht bloß die kleinen Nationalitätsfragen auf die sich mein Patriotismus bisher beschränkt hatte — Fragen die sich bloß auf Italien, auf Erörterungen von Provinzialinteressen bezogen — sondern auch die große Frage der Menschheit.

Vor allen Dingen bewies mir der Apostel daß der Mann der sein Vaterland vertheidige oder das Vaterland Anderer angreife, weiter Nichts als ein Soldat sei der in der ersten Voraussetzung seine Pflicht erfülle, in der zweiten ein Unrecht begehe; daß aber derjenige der sich auf

den cosmopolitischen Standpunkt stelle, der die ganze Welt als sein Vaterland betrachte, seinen Degen und sein Blut jedem Volk anbiete das gegen die Tyrannei fechte, mehr als ein Soldat, daß er ein Held sei.

Jetzt gingen in meinem Kopf wunderliche Lichter auf, bei deren Schein ich in einem Schiff nicht mehr das Mittel um die Erzeugnisse eines Landes gegen die eines andern auszutauschen, sondern den geflügelten Boten erblickte der das Wort des Herrn und das Schwert des Erzengels bringe. Ich war voll Verlangen nach Aufregungen, voll Begierde nach neuen Dingen abgereist, indem ich mich fragte ob dieser unwiderstehliche Beruf den ich in mir verspürte, und den ich Anfangs ganz einfach auf den Posten eines Capitäns zu langen Reisen beschränkt geglaubt hatte, nicht noch unbemerkte Horizonte für mich habe.

Diese Horizonte erblickte ich halb und halb durch den unbestimmten Nebel der fernen Zukunft.

V.

Die Ereignisse von Saint-Julien.

Das Schiff auf welchem ich dießmal aus dem Orient zurückkam hatte den Hafen von Marseille zum Bestimmungsort.

Dort angelangt, vernahm ich die gescheiterte Revolution in Piemont sowie die Erschießungen in Chambery, Alessandria und Genua.

In Marseille schloß ich mit einem gewissen Covi Freundschaft. Covi führte mich zu Mazzini.

Ich hatte entfernt keine Ahnung von der langjährigen Gemeinsamkeit der Grundsätze die mich einst mit diesem Manne verbinden würde. Niemand kannte noch den beharrlichen, hartnäckigen Denker, der sich in dem Werk welches er unternommen durch Nichts entmuthigen läßt, nicht einmal durch den Undank.

Beim Tode Vochieri's hatte Mazzini ein wahres Kriegsgeschrei erhoben.

Er hatte in das junge Italien geschrieben:

„Italiener! wenn wir unsers Namens würdig bleiben wollen, so ist jetzt der Tag gekommen unser Blut mit dem der piemontesischen Märtyrer zu vermischen."

Solche Dinge rief man im Jahre 1833 nicht ungestraft in Frankreich. Einige Zeit nachdem ich ihm vorgestellt worden und erklärt hatte daß er auf mich zählen dürfe, war Mazzini, der ewig Geächtete, genöthigt worden Frankreich zu verlassen und sich nach Genf zurückzuziehen.

Wirklich schien in diesem Augenblick die republicanische Partei in Frankreich gänzlich vernichtet zu sein. Es war kaum ein Jahr nach dem 5. Juni, einige Monate nach dem Proceß der Kämpfer vom Kloster Saint-Merri.

Mazzini hatte diesen Augenblick gewählt um einen neuen Versuch zu wagen.

Die Patrioten hatten sich bereit erklärt, verlangten aber einen Führer.

Man dachte an Ramorino, der noch ganz strahlte von seinen Kämpfen in Polen.

Mazzini billigte diese Wahl nicht; sein rastloser Denkergeist warnte vor dem Blendwerk großer Namen; aber die Mehrheit wollte Ramorino, Mazzini gab nach.

Nach Genf berufen, nahm Ramorino das Commando der Expedition an. In der ersten Besprechung mit Mazzini wurde beschlossen daß zwei republicanische Colonnen gegen Piemont ziehen sollten, die eine über Savoyen, die andere über Genf.

Ramorino erhielt 40,000 Franken um die Kosten der Expedition zu bestreiten, und reiste mit einem Secretär Mazzini's, welcher den Auftrag hatte den General zu überwachen, ab *).

Alles das geschah im September 1833.

Die Expedition sollte im October stattfinden.

Aber Ramorino zog die Sache dermaßen in die Länge daß er erst im Januar 1834 bereit war.

Mazzini hatte trotz aller Zögerungen und Ausflüchte des polnischen Generals fest Stand gehalten.

Endlich am 31. Januar kam Ramorino, in Folge einer ernstlichen Aufforderung Mazzini's, mit zwei andern Generalen und einem Adjutanten zu ihm nach Genf.

---

*) Diese Ereignisse, die auf einem Punkt vor sich gingen wo Garibaldi nicht war, und hier nur als historische Erklärungen mitgetheilt werden, sind dem Werke Angelo Brofferio's über Piemont entnommen.

Die Besprechung war traurig und von düstern Vorzeichen getrübt. Mazzini beantragte die militärische Besetzung des Dorfes Saint-Julien, wo die savoyischen Patrioten und die französischen Republicaner die sich der Bewegung angeschlossen hatten zusammentreffen sollten.

Von da aus sollte man die Fahne des Aufruhrs erheben.

Ramorino erklärte sich einverstanden. Die beiden Colonnen sollten am selben Tag aufbrechen: die eine sollte von Carouge, die andere von Nyon ausmarschiren; letztere sollte über den See fahren um sich auf der Straße von Saint-Julien mit der ersten zu vereinigen.

Ramorino behielt das Commando der ersten Colonne; die zweite stand unter den Befehlen des Polen Grabsky.

Die Genfer Regierung, die sich einerseits mit Frankreich, andererseits mit Piemont zu verfeinden fürchtete, sah die Bewegung mit scheelem Auge. Sie wollte sich dem Abmarsch der von Ramorino commandirten Colonne von Carouge widersetzen; aber das Volk erhob sich und die Regierung war genöthigt sie ziehen zu lassen.

Anders ging es der Colonne die von Nyon ausging.

Zwei Schiffe segelten ab, das eine mit der Mannschaft, das andere mit den Waffen.

Ein Regierungsdampfschiff das zu ihrer Verfolgung ausgesandt wurde, sequestrirte die Waffen und verhaftete die Mannschaft.

Als Ramorino die Colonne die sich ihm anschließen sollte nicht kommen sah, begann er, statt seinen Marsch nach Saint-Julien fortzusetzen, sich am See hinzuziehen.

Lange Zeit marschirte man ohne zu wissen wohin; Niemand kannte die Absichten des Generals; es herrschte eine grimmige Kälte, die Wege waren abscheulich.

Außer einigen Polen bestand die Colonne aus italienischen Freiwilligen die vor Ungeduld zu fechten brannten, aber sich durch die Länge und Schwierigkeiten des Weges leicht ermüden ließen.

Die italienische Fahne kam durch einige arme Dörfer; keine befreundete Stimme begrüßte sie; man begegnete auf der Straße nur neugierigen oder gleichgiltigen Leuten.

Ermattet von seinen langen Arbeiten, folgte Mazzini, der die Feder gegen die Flinte vertauscht hatte, der Colonne. Von einem hitzigen Fieber verzehrt, halbtodt, den Schmerz auf seine Stirne geschrieben, schleppte er sich auf dem rauhen Wege fort. Schon mehrere Male hatte er Ramorino gefragt was seine Absichten seien und welchen Weg er einschlage.

Und jedesmal hatten die Antworten des Generals ihn schlecht befriedigt.

Man kam nach Carra und blieb daselbst um zu übernachten; Mazzini und Ramorino befanden sich im gleichen Zimmer.

Ramorino saß in seinen Mantel gehüllt neben

dem Feuer; Mazzini heftete seinen düstern und argwöhnischen Blick auf ihn.

Auf einmal sagte er mit seiner klangvollen Stimme, welcher das Fieber noch mehr Ausdruck verlieh:

— Auf diesem Weg haben wir keine Hoffnung mit dem Feind zusammenzutreffen. Wir müssen an einen Ort gehen wo wir unsere Proben ablegen können. Wenn der Sieg unmöglich ist, so wollen wir Italien wenigstens beweisen daß wir zu sterben wissen.

— An Zeit und Gelegenheit um nutzlosen Gefahren Trotz zu bieten wird es uns nie fehlen, antwortete der General, und ich würde es für ein Verbrechen halten die Blüthe der italienischen Jugend nutzlos auszusetzen.

— Es gibt keine Religion ohne Märtyrer, erwiderte Mazzini; gründen wir die unsrige, und müßte es mit unserem Blute geschehen.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen als man Flintenschüsse hörte.

Ramorino sprang auf. Mazzini ergriff einen Carabiner, indem er Gott dankte daß er sie endlich auf den Feind hatte stoßen lassen.

Aber dieß war die letzte Anstrengung seiner Thatkraft, das Fieber verzehrte ihn; seine Gefährten erschienen ihm, wie sie so in der Nacht umherliefen, als Gespenster; seine Schläfe summten; die Erde drehte sich unter seinen Füßen; er sank ohnmächtig nieder.

Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich in der Schweiz, wohin seine Gefährten ihn mit großer Mühe zurückgebracht hatten. Das Schießen von Carra war ein blinder Lärm gewesen.

Ramorino erklärte jetzt Alles für verloren, weigerte sich weiter zu marschiren und befahl den Rückzug.

Während dieser Zeit brach eine Colonne von hundert Mann, bei welcher sich eine Anzahl französischer-Republicaner befand, von Grenoble auf und zog über die savoysche Grenze.

Aber der französische Präfect benachrichtigte die sardinischen Behörden; die Republicaner wurden in der Nacht unversehens bei den Grotten von Echelles angegriffen und nach einstündigem Gefecht zerstreut.

In diesem Gefecht machten die sardinischen Soldaten zwei Gefangene: Angelo Volontieri und Joseph Borrel.

Nach Chambery gebracht und zum Tode verurtheilt, wurden sie auf demselben Boden erschossen wo noch das Blut von Effico Tolla rauchte.

So endete diese unglückliche Expedition, die man in Frankreich die tolle Geschichte von Saint-Julien nannte.

VI.

Der Gott der guten Leute.

Ich hatte bei der Bewegung welche stattfinden sollte meine Aufgabe erhalten und dieselbe ohne alle Widerrede angenommen.

Ich war als Matrose erster Classe auf der Fregatte Eurydice in den Staatsdienst getreten. Mein Geschäft war daselbst Proselyten für die Revolution zu gewinnen, und ich hatte Alles gethan was in meinen Kräften stand.

Wenn die Bewegung gelang, so sollte ich mich nebst meinen Genossen der Fregatte bemächtigen und dieselbe zur Verfügung der Republicaner stellen.

Aber in meinem Feuereifer hatte ich mich zu dieser Stelle nicht hergeben wollen. Ich hatte sogar gehört daß in Genua eine Bewegung ausbrechen und daß man sich bei dieser Gelegenheit der Gendarmeriecaserne auf dem Sarzanaplatz bemächtigen solle. Ich überließ die Wegnahme des Schiffes meinen Genossen, setzte, zur Stunde wo die Bewegung in Genua statthaben sollte, einen Kahn ins Meer und landete an der Douane. Von da war ich mit zwei Sprüngen auf dem Sarzanaplatz, wo, wie ich bereits gesagt habe, die Caserne stand.

Ich wartete ungefähr eine Stunde, aber es bildete sich keine Zusammenrottung. Bald hörte

man sagen die Sache sei gescheitert, die Republicaner seien entflohen, und man habe bereits Verhaftungen vorgenommen.

Da ich in die sardinische Marine bloß eingetreten war um der republicanischen Bewegung zu dienen die man vorbereitete, so hielt ich es für unnütz an Bord der Eurydice zurückzukehren, und dachte auf die Flucht.

Im Augenblick wo ich solche Betrachtungen anstellte, begannen Truppen den Platz einzuschließen, denn man hatte ohne Zweifel erfahren daß die Republicaner sich der Gendarmeriecaserne bemächtigen wollten.

Ich begriff daß ich keine Zeit zu verlieren hatte. Ich flüchtete mich zu einer Obsthändlerin und gestand ihr meine Lage.

Die treffliche Frau besann sich nicht lange: sie versteckte mich in ihrem Hintergebäude, verschaffte mir Bauernkleider, und Abends gegen acht Uhr ging ich im Spazierschritt durch das Laternenthor zu Genua hinaus, um somit dieses Leben des Exils, des Kampfes und der Verfolgung zu beginnen das ich höchst wahrscheinlich noch nicht abgeschlossen habe.

Ohne einen bestimmten Weg einzuschlagen, schritt ich nach dem Gebirge zu. Ich mußte durch eine Menge Gärten, über eine Menge Mauern hinweg. Glücklicher Weise war ich mit solchen gymnastischen Uebungen vertraut, und nach einer Stunde befand ich mich außerhalb des letzten Gartens, über der letzten Mauer. . . . .

Ich schlug die Richtung von Cassiopea ein und gelangte in die Berge von Sestri. Nach zehn Tagen oder vielmehr nach zehn Nächten kam ich nach Nizza. Dort ging ich geraden Wegs in das Haus meiner Tante auf dem Victoriaplatz und bat sie meine Mutter vorzubereiten, damit sie nicht allzusehr erschrecke.

Ich ruhte einen Tag aus und machte mich dann in der folgenden Nacht von Neuem auf den Weg, begleitet von zwei Freunden, Joseph Jaun und Angelo Gustavini.

Als wir an den Var kamen, fanden wir ihn von langem Regen angeschwellt; aber für einen Schwimmer wie ich war dieß kein Hinderniß. Ich kam halb gehend, halb schwimmend hinüber.

Meine zwei Freunde waren auf der andern Seite des Flusses geblieben. Ich nickte ihnen ein Lebewohl zu.

Ich war gerettet, aber nicht außer Gefahr, wie wir sogleich sehen werden.

Voll Zuversicht ging ich auf ein Zollhaus zu. Ich sagte den Soldaten wer ich sei und warum ich Genua verlassen habe.

Die Zollwächter erklärten mir ich sei ihr Gefangener bis auf weitern Befehl, und diesen Befehl müßten sie in Paris einholen.

Da ich dachte ich würde bald eine Gelegenheit zum Entwischen finden, so leistete ich keinen Widerstand.

Ich ließ mich nach Grasse führen und von da nach Draguignan.

In Draguignan brachte man mich in ein Zimmer im ersten Stock, dessen offenes Fenster auf einen Garten ging.

Ich näherte mich dem Fenster als wollte ich die Gegend betrachten; vom Fenster auf den Boden waren es bloß ungefähr fünfzehn Fuß. Ich sprang hinaus, und während die Zollwächter, weniger flink oder mehr um ihre Beine besorgt als ich, den langen Weg über die Treppe machten, erreichte ich die Straße und warf mich von da aus ins Gebirge.

Ich kannte die Route nicht, aber ich war Seemann. Wenn die Erde mich im Stich ließ, so blieb mir der Himmel, dieses große Buch worin ich meinen Weg zu lesen gewöhnt war. Ich orientirte mich mit Hilfe der Sterne und ging Marseille zu.

Am folgenden Abend kam ich in ein Dorf dessen Namen ich nicht erfahren habe, da ich andere Dinge zu thun hatte als darnach zu fragen.

Ich trat in ein Wirthshaus. Ein junger Mann und eine junge Frau wärmten sich in der Nähe des Tisches, der zum Abendessen gedeckt war.

Ich verlangte Etwas zu essen; seit gestern hatte ich Nichts genossen.

Der Wirth machte mir jetzt den Vorschlag mich an den Tisch zu setzen und mit ihm und seiner Frau zu speisen. Ich nahm es an.

Das Mahl war gut, der Landwein angenehm,

das Feuer brannte lustig. Ich hatte einen jener Augenblicke des Wohlbehagens wie sie sich nach einer überstandenen Gefahr einstellen, wenn man Nichts mehr fürchten zu müssen glaubt.

Mein Wirth wünschte mir Glück zu meinem guten Appetit und zu meinem fröhlichen Gesichte.

Ich sagte ihm, über meinen Appetit brauche er sich nicht zu wundern, denn ich habe seit achtzehn Stunden Nichts gegessen. Was mein fröhliches Gesicht betreffe, so lasse es sich nicht minder einfach erklären: ich sei in meinem Lande wahrscheinlich dem Tode, in Frankreich dem Gefängnisse entronnen.

Nachdem ich so weit herausgerückt war, konnte ich aus dem Uebrigen kein Geheimniß mehr machen. — Mein Wirth sah so bieder, seine Frau so gutherzig aus, daß ich ihnen Alles erzählte.

Jetzt sah ich zu meinem großen Erstaunen das Gesicht des Mannes sich verdüstern.

— Ei wie, was haben Sie denn? fragte ich ihn.

— Nach dem Geständniß das Sie mir so eben abgelegt, antwortete er, glaube ich mich durch mein Gewissen verpflichtet Sie zu verhaften.

Ich begann zu lachen, denn ich wollte mir nicht den Anschein geben als ob ich diese Mittheilung ernstlich nähme. Ueberdieß gab es, einer gegen einen, keinen Menschen auf der Welt den ich gefürchtet hätte.

— Ah so, sagte ich, Sie wollen mich also verhaften? Dazu wird es beim Dessert früh genug sein. Lassen Sie mich mein Nachtessen vollenden

— ich wills Ihnen doppelt bezahlen — ich habe noch Hunger.

Und ich aß weiter ohne mir die mindeste Unruhe ansehen zu lassen.

Aber bald bemerkte ich daß mein Wirth, wenn er zur Ausführung seines geäußerten Vorhabens Helfershelfer brauchte, um solche nicht in Verlegenheit kam.

Sein Haus war der Sammelplatz der Dorfjugend: jeden Abend kam man dahin um zu trinken, zu rauchen, nach Neuigkeiten zu fragen und zu kannegießern.

Die gewohnte Gesellschaft stellte sich allmählig ein, und bald waren etwa zehn junge Leute im Wirthshaus beisammen. Sie spielten Karten, tranken, sangen.

Der Wirth sprach nicht mehr vom Verhaften, gleichwohl verlor er mich nicht aus dem Auge.

Allerdings hatte ich nicht das geringste Päckchen bei mir und meine Garderobe konnte nicht für meine Zeche gutstehen.

Ich besaß einige Thaler in meiner Tasche und ließ sie klingeln. Dieß Getöne schien den Wirth ein wenig zu beruhigen.

Als einer der Trinker mitten unter lautem Bravogeschrei ein Lied vollendet hatte, wählte ich meinen Augenblick, nahm ein Glas in die Hand und rief:

— Laßt mich auch eins singen!

Und ich begann den Gott der guten Leute anzustimmen.

Hätte ich keinen andern Beruf gehabt, so hätte ich Sänger werden können; ich besitze einen Tenor der bei gehöriger Ausbildung einen gewissen Umfang erreicht hätte.

Die Verse Berangers, die Gemüthlichkeit womit ich sie sang, der brüderliche Geist des Refrains, die Popularität des Dichters, Alles das riß die Zuhörer sammt und sonders hin.

Ich mußte zwei oder drei Verse wiederholen, beim letzten fielen sie mir um den Hals und riefen: Es lebe Beranger! es lebe Frankreich! es lebe Italien!

Nach einem solchen Erfolg konnte von einer Verhaftung nicht mehr die Rede sein; mein Wirth ließ kein Wort mehr davon verlauten, und ich habe nie erfahren ob er im Ernst gesprochen oder bloß einen Spaß hatte machen wollen.

Man sang, spielte und trank die ganze Nacht hindurch; bei Tagesanbruch erbot sich dann die ganze lustige Bande mir das Geleit zu geben, eine Ehre die ich natürlich annahm; wir trennten uns erst nach einem Marsch von mehreren Stunden.

Beranger hat freilich nie erfahren welchen Dienst er mir geleistet.

VII.

Ich trete in den Dienst der Republik Rio Grande.

Ich kam ohne Unfall in Marseille an, ungefähr zwanzig Tage nachdem ich Genua verlassen hatte.

Ich täusche mich, es war mir ein Unfall zugestoßen, den ich im Peuple souverain las.

Ich war zum Tode verurtheilt.

Es war das erstemal daß ich die Ehre hatte meinen Namen in einem Journal gedruckt zu sehen.

Da es nun gefährlich war ihn zu behalten, so vertauschte ich ihn gegen den Namen Pane.

Ich blieb einige Zeit beschäftigungslos in Marseille und machte allen Gebrauch von der Gastfreundschaft eines Freundes, Namens Joseph Paris.

Endlich gelang es mir eine Anstellung als zweiter Commandant am Bord der Union, Capitän Gazan, zu finden.

Am folgenden Sonntag, als ich gegen fünf Uhr Abends mit dem Capitän am hintern Fenster stand, beobachtete ich unterhalb dem Quai St. Anne einen Gymnasisten der zum Zeitvertreib aus einem Nachen in den andern sprang, aber auf einmal einen Fehltritt that.

Er stieß einen Schrei aus und fiel ins Meer.

Ich war in voller Sonntagsuniform; aber als ich das Geschrei des Jungen hörte und ihn verschwinden sah, sprang ich gestiefelt und gespornt ins Wasser. Zweimal tauchte ich vergebens unter; erst das drittemal hatte ich das Glück meinen Gymnasisten unter dem Arm zu fassen und auf die Oberfläche zurückzubringen.

Als er einmal oben war, kostete es mich wenig Mühe mehr ihn aufs Quai zu bringen eine

ungeheure Volksmenge hatte sich bereits versammelt und empfing mich mit Jubel und Bravogeschrei.

Es war ein junger Mensch von vierzehn Jahren, Namens Joseph Rambaud. Die Freudenthränen und Segnungen seiner Mutter belohnten mich reichlich für das Bad das ich genommen hatte.

Da ich damals den Namen Joseph Pane führte, so ist es wahrscheinlich daß er, wenn er überhaupt noch lebt, den wahren Namen seines Retters nie erfahren hat.

Ich machte am Bord der Union meine dritte Reise nach Odessa, und bei meiner Rückkehr schiffte ich mich auf einer Fregatte des Bey von Tunis ein. Ich verließ dieselbe im Hafen von Goulette, kehrte dann mit einer türkischen Brigg zurück und traf Marseille ungefähr in demselben Zustand wie Herr von Belzunce zur Zeit des schwarzen Todes im Jahr 1720.

Die Cholera hatte sich mit erneuter Wuth eingestellt.

Mit Ausnahme der Aerzte und der barmherzigen Schwestern war Alles nach den Landhäusern entflohen. Die Stadt glich einem ungeheuern Kirchhof.

Die Aerzte verlangten Freiwillige zum Spitaldienst.

Ich erbot mich dazu nebst einem Triester, der mit mir aus Tunis zurückkam. Wir nahmen unsere Wohnung im Spital und theilten uns in die Nachtwachen.

Dieser Dienst währte vierzehn Tage.

Da inzwischen die Cholera nachließ und ich eine Anstellung fand die mir Gelegenheit verschaffte neue Länder zu sehen, so engagirte ich mich als zweiter Commandant auf der Brigg Nautonnier von Nantes, Capitän Beauregard, auf der Abfahrt nach Rio Janeiro begriffen.

Viele meiner Freunde haben mir gesagt ich sei vor allen Dingen ein Dichter.

Wenn nur derjenige ein Dichter ist der eine Ilias oder eine göttliche Comödie, Lamartinesche Betrachtungen oder Orientalen wie Victor Hugo hervorzubringen vermag, dann bin ich keiner; aber wenn man auch denjenigen so nennen kann der ganze Stunden lang in den azurblauen tiefen Wassern nach den Geheimnissen der unterseeischen Vegetation forscht, der im Angesicht der Bucht von Rio Janeiro, Neapel oder Constantinopel in Entzücken versinkt, der mitten im Kugelregen von Sohneszärtlichkeit, von Kindheitserinnerungen oder Jugendliebe träumt, ohne zu bedenken daß dieser Traum mit einem zerschmetterten Kopf oder einem weggerissenen Arm endigen kann, dann bin ich ein Dichter.

Im letzten Kriege zog ich einmal todesmüde, denn ich hatte seit zwei Nächten nicht geschlafen und war seit zwei Tagen kaum vom Pferde gekommen, mit meinen vierzig Bersaglieri, meinen vierzig Reitern und etwa tausend nicht gerade aufs beste bewaffneten Fußgängern, hart neben Urban und seinen 12000 Mann hin. Ich hatte mit

dem Oberst Türr und fünf oder sechs Mann einen kleinen Fußpfad auf der andern Seite des Orfanoberges eingeschlagen. Auf einmal vergaß ich Ermüdung und Gefahren und machte Halt um einer Nachtigall zuzuhören.

Es war eine Mondscheinnacht und herrliches Wetter; der Vogel betete seinen Rosenkranz von harmonischen Tönen in den Wind, und als ich diesen kleinen Freund meiner jungen Jahre hörte, da war es mir als fühlte ich einen wohlthätigen, neubelebenden Thau auf mich herabregnen. Meine Begleiter glaubten ich sei entweder über den einzuschlagenden Weg nicht ganz klar, oder ich höre fernen Kanonendonner oder auch Pferdegetrappel auf der Hauptstrasse. Aber nein, ich belauschte die Nachtigall, die ich seit beinahe zehn Jähren nicht singen gehört hatte, und meine Verzückung währte nicht bloß bis meine Umgebung mir zwei- oder dreimal wiederholt hatte: „General, der Feind ist da!" sondern bis der Feind selbst durch Schüsse sich angekündigt und die nächtliche Zauberin verscheucht hatte.

So, als ich nach langer Fahrt an den Granitfelsen hin, welche den Hafen so vollständig allen Blicken entziehen, daß die Indianer in ihrer ausdrucksvollen Sprache ihn Nelhero hy, d. h. verborgenes Wasser, genannt haben; nach Zurücklegung des Fahrwassers das in eine seeartig ruhige Bucht führt; auf dem westlichen Ufer dieser Bucht, die vom Pao d'Anucar, einem ungeheuren kegelartigen Felsen der den Schiffen nicht als

Leuchtthurm, sondern als Absteckpfahl dient, beherrschte Stadt sich erheben sah; als ich um mich her diese üppige Natur prangen sah von welcher Afrika und Asien mir nur einen schwachen Begriff hatten geben können, da war ich wahrhaft entzückt von dem Schauspiel das sich vor mir entrollte.

Bald nach meiner Ankunft im Hafen von Rio Janeiro führte mir mein guter Stern das seltenste Ding das es in der Welt gibt, einen Freund, zu.

Diesen brauchte ich nicht zu suchen, wir brauchten uns nicht zu studiren, um uns zu kennen; wir kreuzten uns, wir wechselten einen Blick und Alles war gesagt; nach einem Lächeln, nach einem Händedruck waren wir, Rossetti und ich, Freunde auf Tod und Leben.

Ich werde später Gelegenheit haben ausführlicher von dieser auserwählten Seele zu sprechen; und dennoch werde ich sein Freund, ich sein Bruder, ich so lange Zeit sein Unzertrennlicher, vielleicht sterben, ohne daß mir die Freude zu Theil wird ein Kreuz auf den unbekannten Punkt der amerikanischen Erde zu pflanzen wo die Gebeine dieses edeln, heldenherzigen Mannes ruhen.

Nachdem wir, Rossetti und ich, einige Monate in Müssiggang zugebracht — Müssiggang nenne ich einen Handel für welchen keiner von uns beiden geschaffen war — brachte uns der Zufall in Verbindung mit Zambecarri, Secretär des Bento Gonzalès, Präsidenten der Republik Rio Grande, die mit Brasilien im Kriege lag. Beide waren Kriegsgefangene in Santa Cruz,

einer Festung die sich rechts am Eingang des Hafens erhebt und von wo aus man die Schiffe anruft. Zambecarri, beiläufig gesagt der Sohn des berühmten Luftschiffers der auf einer Reise nach Syrien verloren ging und von dem man nie wieder Etwas gehört hat, machte mich mit dem Präsidenten bekannt, der mir Caperbriefe gegen Brasilien ausstellte.

Nach einiger Zeit entflohen Gonzalès und Zambecarri schwimmend und kamen glücklich nach Rio Grande zurück.

VIII.

Corsar.

Wir rüsteten den Mazzini, ein kleines Schiff von etwa 30 Tonnen auf welchem wir Küstenhandel trieben, kriegsmäßig aus und stachen mit sechszehn Abenteuergenossen in die See. Wir waren also frei, wir schifften also unter einer republicanischen Flagge, wir waren also Corsaren.

Mit sechszehn Mann Schiffsvolk und einer Barke erklärten wir einem Kaiserreich den Krieg.

Als ich ausser dem Hafen war, steuerte ich geradewegs gegen die Maricainseln, die fünf bis sechs Meilen von der Mündung der Rhede liegen, indem ich mich links hielt; unsere Waffen und unsere Munition lagen unter geräuchertem Fleisch verborgen, bei dem Manioc, der einzigen Nahrung der Neger. Ich fuhr auf die größte dieser

Inseln zu, die einen Ankerplatz besitzt; ich warf da Anker, sprang ans Land und erkletterte den höchsten Punct.

Dort streckte ich mit einem Gefühl stolzen Wohlbehagens beide Arme aus und that einen Schrei wie der Adler wenn er hoch oben in den Lüften schwebt.

Der Ocean gehörte mir und ich nahm Besitz von meinem Reiche.

An Gelegenheit meine Macht darin zu üben fehlte es nicht lange.

Während ich wie ein Meervogel hoch oben auf meiner Warte saß, bemerkte ich eine Gölette die unter brasilianischer Flagge schiffte.

Ich gab ein Zeichen daß man Alles vorbereiten solle um wieder in die See zu stechen und stieg ans Ufer hinab.

Wir fuhren gerade auf die Gölette los, die keine Ahnung davon hatte daß sie zwei oder drei Meilen vom Fahrwasser von Rio Janeiro eine solche Gefahr laufen könnte.

Als wir näher kamen, gaben wir uns zu erkennen und forderten sie zur Uebergabe auf; sie leistete, diese Gerechtigkeit muß ich ihr widerfahren lassen, keinen Widerstand. Wir stiegen an Bord und bemächtigten uns ihrer.

Jetzt sah ich einen armen Teufel von portugiesischem Passagier mit einem Kästchen in der Hand auf mich zukommen. Er öffnete es: es war voll von Diamanten; er bot es mir als Lösegeld für sein Leben.

Ich schlug den Deckel wieder zu und gab es ihm zurück, mit dem Bemerken, sein Leben stehe in keiner Gefahr, und er könne folglich seine Diamanten für eine bessere Gelegenheit aufsparen.

Nur hatten wir keine Zeit zu verlieren; wir befanden uns gewissermassen unter dem Feuer der Hafenbatterien. Wir schafften die Waffen und Lebensmittel vom Mazzini auf die Gölette und versenkten den Mazzini, der, wie man sieht, als Corsar ein glorreiches, aber kurzes Dasein hatte.

Die Gölette gehörte einem reichen Oesterreicher der die Insel Grande bewohnte, welche rechts wenn man über den Hafen hinauskömmt, ungefähr 15 Meilen vom Lande liegt. Sie war mit Cafe beladen den er nach Europa schicken wollte.

Das Schiff war also für mich doppelt eine gute Prise, da es einem Oesterreicher gehörte, dessen Landsleuten ich schon in Europa nicht hold gewesen, und einem Kaufmann aus Brasilien, mit welchem ich in Amerika Krieg führte.

Ich gab der Gölette den Namen Scarropilla, was von Farrapos (Lumpenvolk) herkommt, ein Name welchen das Kaiserreich Brasilien den Bewohnern der jungen Republiken Südamerika's gab, wie Philipp II. die Empörer in den Niederlanden Land- und Meerlumpen nannte. Bisher hatte die Gölette Luise geheißen.

Im Uebrigen paßte der Name recht gut für uns. Nicht alle meine Gefährten waren Rossetti,

und ich muß gestehen daß das Aussehen vieler von ihnen nichts weniger als beruhigend war; dieß erklärt die schleunige Uebergabe der Gölette und die Angst des Portugiesen der mir seine Diamanten anbot.

Uebrigens hatten über die ganze Zeit wo ich das Corsarenhandwerk trieb, meine Leute Befehl das Leben, die Ehre und die Habe der Passagiere zu respectiren . . . . ich wollte sagen bei Todesstrafe; aber dieser Zusatz ist unnöthig, denn da nie Jemand gegen meine Befehle gefrevelt hat, so hatte ich nie Jemand zu bestrafen.

Sobald die ersten Einrichtungen am Bord getroffen waren, steuerten wir nach Rio de la Plata, und um durch ein' Beispiel zu zeigen welchen Respect ich in Zukunft für Leben, Freiheit und Besitz unserer Gefangenen verlange, ließ ich, auf der Höhe der St. Catharineninsel, etwas oberhalb des Caps Itapocoroya angelangt, die Jolle des gecaperten Schiffes ins Meer setzen, gab den Passagieren all ihr Eigenthum mit, versorgte sie mit Lebensmitteln, schenkte ihnen die Jolle und ließ sie weiter ziehen wohin sie wollten.

Fünf Neger die am Bord der Gölette als Sclaven waren und denen ich die Freiheit schenkte, traten bei mir als Matrosen ein; hierauf setzten wir unsere Fahrt nach Rio de la Plata fort.

Wir ankerten bei Maldonato, einer Stadt der östlichen Republik Uruguay. Dort wurden wir von der Bevölkerung und sogar von den Behörden vortrefflich empfangen, so daß wir uns

alles mögliche Gute davon versprachen. Rossetti fuhr daher ganz ruhig nach Montevideo ab um daselbst einen Theil unserer Ladung zu versilbern.

Wir blieben in Maldonato — das heißt am Eingang dieses prächtigen Flusses der bei seiner Mündung dreißig Meilen breit ist — acht Tage lang unter beständigen Festlichkeiten die beinahe ein tragisches Ende genommen hätten. Oribe, der in seiner Eigenschaft als Oberhaupt der Republik Montevideo die andern Republiken nicht anerkannte, gab dem politischen Chef von Maldonato Befehl mich zu verhaften und sich meiner Gölette zu bemächtigen. Glücklicherweise war der politische Chef von Maldonato ein braver Mann: statt den erhaltenen Befehl auszuführen, was bei meiner Arglosigkeit nicht schwer gewesen wäre, ließ er mir bedeuten ich möchte so schnell als möglich meinen Ankergrund verlassen und an meinen Bestimmungsort, wenn ich einen hätte, abreisen.

Ich verpflichtete mich noch am selben Abend abzufahren, aber ich hatte ebenfalls zuvor eine kleine Rechnung ins Reine zu bringen.

Ich hatte an einen Kaufmann in Maldonato einige Ballen Cafe von unserer Ladung, so wie einige meinem Oesterreicher gehörenden Bijouteriewaaren verkauft, um dafür Lebensmittel anzuschaffen. Ob nun mein Käufer ein schlechter Zahler war oder ob er gehört hatte daß ich Gefahr lief verhaftet zu werden, kurz es war mir bisher unmöglich gewesen zu meinem Geld zu kommen; da ich nun am Abend abreisen mußte,

so hatte ich keine Zeit zu verlieren, und es war durchaus nothwendig mich vor meiner Abfahrt aus Maldonato bezahlt zu machen, weil mir dieß während meiner Abwesenheit weit schwerer geworden wäre.

Demgemäß befahl ich gegen neun Uhr Abends aufzuhissen, dann steckte ich Pistolen in meinen Gürtel, warf den Mantel über meine Schultern und schritt ruhig nach dem Hause meines Kaufmanns zu.

Es war ein prächtiger Mondschein, so daß ich schon von Weitem meinen Mann auf seiner Thürschwelle erblickte wo er Luft schöpfte; er sah mich ebenfalls, erkannte mich und winkte mir mit der Hand ich solle mich entfernen, denn ich laufe Gefahr.

Ich that als ob ich Nichts sähe, ging gerade auf ihn zu, sezte ihm statt aller Erklärung ein Pistol an die Kehle und sagte zu ihm:

— Mein Geld!

Er wollte sich auf eine Erklärung einlassen; aber als ich ihm zum drittenmal die Worte: mein Geld! wiederholt hatte, da bat er mich einzutreten und zählte mir die zweitausend Patagonier die er mir schuldete auf den Tisch.

Ich steckte mein Pistol wieder in den Gürtel, nahm meinen Sack unter den Arm und kehrte nach der Gölette zurück ohne im Mindesten beunruhigt worden zu sein.

Abends elf Uhr lichteten wir den Anker um den Plata hinaufzufahren.

IX.

La Plata.

Bei Tagesanbruch befand ich mich zu meinem großen Erstaunen mitten unter den Klippen von Piedras-Negras.

Wie hatte ich mich in eine solche Lage verirrt, während ich doch keine Minute geschlafen, sonders unaufhörlich die Küste im Auge behalten, zugleich aber in dieser nach dem Monduntergang wieder düster gewordenen Nacht beständig den Compaß beobachtet und mich nach seinen Anzeigen gerichtet hatte?

Es war nicht der Augenblick diese Frage an mich zu stellen; die Gefahr war unermeßlich: wir hatten Klippen am Backbord und am Steuerbord, vorn und hinten, das Verdeck war buchstäblich mit Schaum bedeckt; ich sprang auf die Focksegelstange und befahl am Backbord anzuluven; während die Mannschaft dieß ausführte, riß der Wind unsere kleine Marsstange weg.

Inzwischen beherrschte ich von meinem Platz aus Schiff und Klippen, so daß ich den Weg anzeigen konnte auf welchen ich die Gölette zu führen hatte; sie ihrerseits wurde, als wäre Leben in sie gefahren und als ahnte sie die Gefahr worin sie schwebte, so folgsam gegen das Steuerruder wie ein Pferd gegen den Zügel; endlich nachdem wir eine Stunde lang zwischen Leben und Tod geschwebt, so daß ich die ältesten Ma-

trosen erbleichen und die ungläubigsten beten sah, befanden wir uns außer Gefahr.

Sobald ich wieder athmen konnte, wollte ich mir über die Ursachen Licht verschaffen die mich mitten unter diese furchtbaren, den Schiffern so wohlbekannten, auf den Karten so genau angezeigten Klippen geführt hatten, von denen ich mich drei Meilen entfernt glaubte, während ich mich mitten unter ihnen befand.

Ich betrachtete den Compaß: er lief noch immer umher; wenn ich ihm gefolgt wäre, so wäre ich gerade auf die Küste gefahren.

Endlich erklärte sich mir Alles.

Im Augenblick wo ich die Gölette verließ um bei meinem Cafekäufer meine zweitausend Patagonier zu holen, hatte ich Befehl ertheilt für den Fall eines Angriffs die Säbel und Flinten auf das Verdeck zu schaffen; der Befehl war vollzogen worden, und man hatte die Waffen in einer Cajüte zunächst bei dem Compaßhäuschen niedergelegt.

Diese Masse Eisen hatte die Magnetnadel an sich gezogen. Man nahm die Waffen weg und der Compaß bekam seine normale Richtung wieder.

Wir fuhren weiter und kamen nach Jesus Maria, das auf der andern Seite von Montevideo liegt, ungefähr in derselben Entfernung wie Maldonato.

Hier nichts Neues, außer daß unsere Lebensmittel ausgingen, da wir vor unserer Abfahrt keine Zeit gehabt hatten uns zu verproviantiren.

Nun war nach dem gegebenen Befehl keine Möglichkeit des Landens vorhanden, und gleichwohl sollte der Hunger von zwölf Burschen die guten Appetit besaßen befriedigt werden.

Ich befahl zu laviren, aber ohne uns von der Küste zu entfernen.

Eines Morgens entdeckte ich, ungefähr vier Meilen weit vom Land, ein Haus das ich für eine Farm hielt. Ich befahl so nahe als möglich am Land zu ankern, und da ich keinen Nachen mehr hatte, nachdem ich den meinigen, wie bereits erzählt, den bei der St. Catharineninsel gelandeten Leuten geschenkt, so organisirte ich mit einem Tisch und einigen Fässern einen Floß und wagte mich, mit einem Bootshaken ausgerüstet, auf dieses Fahrzeug neuer Art. Mein einziger Begleiter war ein Matrose der gleich mir Garibaldi hieß ohne mit mir verwandt zu sein; sein Vorname war Moriz.

Das Schiff lag vor zwei Ankern, da von den Pampas her ein sehr heftiger Wind wehte.

So waren wir denn mitten unter die Klippen geschleudert, nicht schiffend, sondern auf dem Tisch herum uns drehend und wendend und jeden Augenblick in Gefahr umzuschlagen. Endlich, nachdem wir Wunder von Equilibristik ausgeführt, wurden wir glücklich ans Ufer geworfen; ich ließ Moriz bei unserm Floße zurück und wagte mich ins Innere des Landes.

X.

Die orientalischen Ebenen.

Das Schauspiel das sich jezt meinem Blicke darbot und über welches mein Auge zum erstenmal hinschweifte, erfordert zu einer würdigen und erschöpfenden Beschreibung das Zusammenwirken einer Poetenfeder und eines Malerpinsels. Ich sah, gleich den Wellen eines fest gewordenen Meeres, die unermeßlichen Horizonte der orientalischen Ebenen vor mir wogen, so genannt weil sie auf der Ostküste des Uruguayflusses liegen, der sich im Angesicht von Buenos Ayres und oberhalb Colonia in den Rio de la Plata ergießt. Es war, das schwöre ich, ein höchst neuer Anblick für einen Menschen der von der andern Seite der Atlantis kam, und besonders für einen Italiener, der auf einem Boden geboren und aufgewachsen ist wo man nur selten einige Morgen Land ohne ein Haus oder irgend ein Werk der Menschenhand findet.

Hier dagegen Nichts als das Werk Gottes; so ist die Erde am Schöpfungstag aus den Händen des Herrn hervorgegangen, so ist sie noch heute. Es ist eine ungeheure, unermeßliche, undurchschreitbare Prairie; sie gleicht einem stellenweise gebuckelten grünen Blumenteppich und verändert sich nur an den Ufern des Arrogaflusses, wo allerliebste Baumgruppen mit üppigem Blätterwerk sich erheben und im Winde wiegen.

Pferde, Ochsen, Gazellen, Strauße sind, in Ermanglung menschlicher Geschöpfe, die Bewohner dieser unübersehbaren Einöden durch welche bloß der Gaucho, dieser Centaur der neuen Welt, einherzieht, gleichsam um den ganzen Trupp der wilden Thiere nicht vergessen zu lassen daß Gott ihnen einen Herrn gegeben hat... Aber dieser Herr, mit welchem Auge sehen die Stiere, die Hengste, die Strauße, die Gazellen ihn herankommen! Es ist als wollte jedes am lautesten gegen sein angebliches Herrscherrecht protestiren: der Hengst durch sein Gewieher, der Stier durch sein Gebrülle, der Strauß und die Gazelle durch ihre Flucht.

Und dieser Anblick warf mich im Geist nach dem Lande zurück wo ich geboren war, wo die Menschen, diese nach dem Bilde Gottes geschaffenen Wesen, wenn ihr österreichischer Unterdrücker vorübergeht, ihn begrüßen und sich krümmen, weil sie es nicht wagen dieselben Zeichen von Unabhängigkeit zu geben wie die wilden Thiere der Pampas beim Anblick des Gaucho.

Allmächtiger, heiliger Gott, wie lange noch wirst Du eine so tiefe Erniedrigung deines Geschöpfes gestatten?

Aber lassen wir diese traurige, verzweiflungsvolle alte Welt und kehren wir zur neuen Welt zurück, die so jung, so voll von Zukunft und Hoffnung ist.

Wie schön er ist, der Hengst der orientalischen Ebenen, mit seinen gespannten Häksen, mit seinen

dampfenden Nüstern, seinen bebenden Lippen welche niemals die kalte Berührung des Stahls verspürt haben! Wie frei unter den Schlägen seiner Mähne und seines Schweifes seine Flanken wogen die niemals von einem Knie gedrückt oder von einem Sporn blutig gestochen worden! Wie stolz er ist, wenn er durch sein Gewieher seine Horde von zerstreuten Stuten herbeizieht und, ein wahrer Sultan der Wüste, auf seiner Flucht vor der beherrschenden Erscheinung des Menschen sie alle mit der Schnelligkeit eines Wirbelwindes mit sich fortreißt!

O Herrlichkeiten der Natur! Wunder der Schöpfung! Wie die Gemüthsbewegung schildern die dieser fünfundzwanzigjährige Corsar bei eurem Anblick empfand, als er zum erstenmal seine Arme der Unermeßlichkeit entgegenstreckte!

Aber da dieser Corsar zu Fuße war, so erkannten weder der Stier noch der Hengst ihn als Menschen. In den Wüsten Amerikas wird der Mensch durch das Pferd ergänzt, und ohne dasselbe wird er das geringste der Thiere. Im Anfang blieben sie bei meinem Anblick verblüfft stehen; bald aber kamen sie mir, ohne Zweifel aus Verachtung meiner Schwäche, so nahe daß sie mein Gesicht mit ihrem Athem befeuchteten. Beunruhigt euch niemals wegen des Pferdes, das ein edles, großherziges Thier ist; aber trauet nicht immer dem Stier, denn er ist eine heimtückische, finstere Bestie. Was die Gazellen und Strauße betrifft, so entflohen sie, nachdem sie, gleich dem

Pferd und dem Stier, aber in umsichtigerer Weise, ihre Recognoscirung angestellt, schnell wie der Blitz; dann als sie auf dem Gipfel eines Hügels angekommen waren, drehten sie sich um und schauten zurück, ob sie nicht verfolgt wurden.

In dieser Zeit, d. h. gegen das Ende von 1834 und den Anfang von 1835, wußte dieser Theil des orientalischen Bodens noch Nichts von irgend einem Kriege: deßhalb stieß man da auf so große Haufen wilder Thiere.

XI.

Die Dichterin.

Und gleichwohl kam ich an eine Estancia*). Ich fand eine Frau ganz allein, die Frau des Capitaz**).

Sie konnte es nicht auf sich nehmen ohne Einwilligung ihres Mannes einen Ochsen zu verkaufen oder zu verschenken; ich mußte also die Rückkehr des letzteren abwarten. Ohnehin war es spät, und ich hätte vor dem morgenden Tag das Thier nicht bis ans Meer bringen können.

Es gibt Augenblicke im Leben deren Erinnerung, wenn sie auch immer mehr in die Ferne rückt, fortlebt und sich so zu sagen im Ge-

*) So heißen die südamerikanischen Farmen.
**) Herr des Hauses.

dächtniß pyramidirt, so daß sie, welcher Art auch die andern Ereignisse unseres Lebens sein mögen, hartnäckig den Platz darin behauptet den sie einmal eingenommen hat. — Ich sollte, mitten in dieser Wüste, in dem Weibe eines halbwilden Menschen eine junge Dame von Erziehung und Bildung treffen, eine Dichterin die ihren Dante, Petrarca und Tasso auswendig kannte.

Nachdem ich die wenigen spanischen Worte gesprochen die ich damals wußte, antwortete sie mir zu meiner angenehmen Ueberraschung italienisch.

Sie lud mich verbindlich ein Platz zu nehmen bis ihr Mann zurückkäme. Während der Unterhaltung fragte mich meine huldreiche Wirthin ob ich die Poesien Quintana's kenne, und als ich es verneinte, verehrte sie mir einen Band derselben, mit dem Bemerken, sie schenke ihn mir wenn ich ihr zu lieb spanisch lerne. Ich fragte sie dann ob sie nicht selbst Verse mache.

— Wie soll man, antwortete sie, im Angesichte einer solchen Natur nicht zum Dichter werden?

Und dann recitirte sie mir, ohne sich bitten zu lassen, einige Gedichte voll innigen Gefühls und wunderbarer Harmonie. Ich würde ihr den ganzen Abend, ja die ganze Nacht zugehört haben, ohne an meinen armen Moriz zu denken, der am Floß auf mich wartete; aber jetzt kam der Mann zurück und machte der poetischen Seite des Abends ein Ende um mich zum materiellen Zweck meines

Besuches zurückzuführen. Ich setzte ihm meinen Wunsch auseinander, und es wurde beschlossen daß er am nächsten Tag einen Ochsen ans Ufer bringen und an mich verkaufen solle.

Mit Tagesanbruch verabschiedete ich mich von meiner schönen Wirthin und kehrte zu Moriz zurück. Er hatte sich so gut wie möglich zwischen seinen vier Tonnen verschanzt und war sehr unruhig, als er mich nicht zurückkommen sah, denn er fürchtete ich möchte von den Tigern gefressen worden sein, die in diesem Theile Amerikas sehr häufig und weniger harmlos sind als die Hengste, ja selbst die Stiere.

Nach einigen Augenblicken erschien der Capitaz mit einem Stier den er am Lasso nachschleppte. Das Thier war in wenigen Minuten gestochen, abgezogen und in Riemen zerschnitten, denn die Südamerikaner besitzen eine große Fertigkeit in dieser Blutarbeit.

Es handelte sich jetzt darum den in Stücke zerschnittenen Ochsen vom Ufer aufs Schiff zu bringen, d. h. wenigstens tausend Schritte weit durch die Klippen hindurch in denen ein wüthendes Meer tobte.

Moriz und ich machten uns an das Geschäft.

Man kennt die Beschaffenheit des Fahrzeugs das uns an Bord bringen sollte. Ein Tisch mit einem Faß an jeden Fuß gebunden und in der Mitte eine Art von Pfahl. Bei der Herfahrt hatten wir unsere Kleider an diesen Pfahl ge-

hängt; auf dem Rückweg sollte er unsere Lebensmittel tragen und außerhalb des Wassers erhalten.

Wir schoben das Fahrzeug ins Meer und schwangen uns hinauf; Moriz hatte eine Stange in der Hand, ich eine Rudergabel in der Faust, und so begannen wir zu manövriren, während wir Wasser bis an die Kniee hatten, da die Ladung zu schwer für das Schiffchen war; aber gleichviel, wir steuerten munter darauf los.

Unser Manöver geschah unter lautem Beifallsrufen des Amerikaners und der Mannschaft der Gölette, deren Wünsche vielleicht noch mehr der Rettung des Fleisches als unserer eigenen galten, und Anfangs war die Fahrt ziemlich glücklich; aber als wir an eine Linie von Klippen kamen durch welche wir hindurch mußten, versanken wir zweimal beinahe gänzlich.

Das Glück wollte daß wir allen Schwierigkeiten zum Trotz mit heiler Haut hinüberkamen.

Aber als wir uns einmal über der doppelten Linie von Klippen befanden, war die Gefahr noch lange nicht überstanden, sondern vielmehr noch größer geworden.

Wir fanden mit unsern Stangen den Grund nicht mehr, und folglich war es uns unmöglich dem Fahrzeug seine Richtung zu geben. Ueberdieß riß uns die Strömung, die immer stärker wurde je weiter wir in den Fluß hineinkamen, weit von der Gölette fort.

Ich sah den Augenblick kommen wo wir durch

die Atlantis fahren und erst vor St. Helena oder am Cap der guten Hoffnung anhalten würden.

Unsern Gefährten blieb, wenn sie uns einholen wollten, nichts Anderes übrig als unter Segel zu gehen; das thaten sie denn auch, und da der Wind vom Lande her blies, so hatte die Gölette uns bald erreicht und überholt.

Aber im Vorbeifahren warf sie uns ein Seil zu; wir banden unser Fahrzeug an das Schiff; man brachte zuerst die Lebensmittel in Sicherheit, dann hißten wir, Moriz und ich, uns selbst hinauf; endlich nach uns kam der Tisch, der in seinen Platz im Speisesaal wieder eingesetzt und bald seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben wurde.

Wir fühlten uns für die Mühe welche die Herbeischaffung der Lebensmittel uns gekostet hatte belohnt, als wir den glorreichen Appetit sahen womit unsere Genossen zugriffen.

Einige Tage später kaufte ich einem Balander der uns kreuzte für dreißig Thaler einen Kahn ab.

Noch an diesem Tag wurden wir die Spitze von Jesus-Maria ansichtig.

XII.

Das Gefecht.

Wir hatten die Nacht vor Anker, ungefähr sechs Meilen südlich von der Sitze von Jesus-Maria, unmittelbar gegenüber den Sümpfen von

San Gregorio, zugebracht; es blies ein schwacher Nordwind, als wir von Montevideo her zwei Barken erblickten die wir für befreundet hielten; da sie jedoch das verabredete Zeichen einer rothen Flagge nicht hatten, so hielt ich es für gerathen in ihrer Erwartung unter Segel zu gehen; überdieß befahl ich die Musketen und Säbel aufs Verdeck zu schaffen.

Die Maßregel war, wie man sogleich sehen wird, nicht unnütz; die erste Barke, auf der nur drei Personen sichtbar waren, kam immer näher auf uns zu; als sie in Gehörweite war, forderte derjenige welcher der Führer schien uns zur Uebergabe auf, und im selben Augenblick bedeckte sich das Verdeck der Barke mit Bewaffneten die zu feuern anfingen, ohne uns Zeit zu einer Antwort zu lassen. Ich rief zu den Waffen und sprang auf eine Flinte zu, dann commandirte ich, da wir aufgebraßt dalagen, statt aller Antwort:

— Brasset die Vordersegel!

Da ich jedoch spürte daß die Gölette nicht mit der gewohnten Folgsamkeit dem Befehl nachkam, wandte ich mich gegen das Steuerruder um und sah daß die erste Salve den Steuermann getödtet hatte, der einer meiner besten Matrosen war. Er hieß Fiorentino und war aus einer von unsern Inseln.

Es war keine Zeit zu verlieren. Der Kampf entbrannte mit Wuth; der Lancione — so nannte man diese Art von Barken mit der wir es zu thun hatten — hatte sich an unsern Garten rechts

fest angeklammert, und einige seiner Leute waren bereits auf unsere Verschanzungen gestiegen.

Glücklicherweise wurden wir mittelst einiger Flintenschüsse und Säbelhiebe mit ihnen fertig.

Nachdem ich meinen Leuten diese Enterung abwehren geholfen, sprang ich an die Schote des Fockstagsegels, wo Fiorentino getödtet worden war, und ergriff das verlassene Steuerruder; aber im Augenblick wo ich meine Hand darauf legte um eine Bewegung auszuführen, traf mich eine feindliche Kugel zwischen dem Ohr und der Halspulsader, fuhr mir durch den Hals und warf mich bewußtlos auf's Verdeck.

Der übrige Theil des Kampfes, der eine Stunde dauerte, wurde von Ludwig Carniglia, einem Steuermannscandidaten, von Pascal Sodola, Johann Lamberti, Moriz Garibaldi und zwei Maltesern ausgefochten. Die Italiener hielten sich also vortrefflich, aber die Fremden und die fünf Schwarzen flüchteten sich in den Kiel des Schiffes. Endlich entfloh der Feind, von unserm Widerstand ermüdet, nachdem ihm etwa zehn Leute kampfunfähig gemacht waren; die Unsrigen aber setzten, da der Wind sich erhoben hatte, ihre Fahrt flußaufwärts fort.

Obschon ich wieder zum Bewußtsein gekommen war und den Gebrauch meiner Sinne wieder erhalten hatte, so blieb ich doch gänzlich träge und folglich nutzlos während des letzten Theils der Affaire.

Ich gestehe daß meine ersten Empfindungen, als ich die Augen wieder aufschlug und von Neuem zu leben anfing, wonnevoll waren. Ich kann sagen ich sei todt gewesen und wieder erwacht, so vollständig und ohne allen Schein von Leben war meine Ohnmacht gewesen; aber ich will schnell hinzufügen daß dieses Gefühl physischen Behagens sehr bald durch das Bewußtsein der Lage erstickt wurde worin wir uns befanden. Tödtlich verwundet oder nicht viel besser, ohne einen Menschen an Bord der die geringste Kenntniß von der Schifffahrt, den geringsten geographischen Begriff hatte, ließ ich mir die Carte bringen, befragte sie mit meinen Augen, welche mit einem Schleier bedeckt waren den ich für den des Todes hielt, und deutete mit dem Finger auf Santa-Fe im Paranaflusse. Keiner von uns hatte je den Plata befahren, mit Ausnahme von Moriz, der einmal den Uruguay hinauf gekommen war. Die Matrosen, die durch meinen Zustand und den Anblick der Leiche Fiorentinos in Schrecken versetzt wurden und überdieß gefangen genommen und als Seeräuber behandelt zu werden fürchteten — die Italiener theilten, das muß ich sagen, diese Besorgniß nicht oder wußten sie zu verbergen — desertirten in ihrer Angst bei der ersten Gelegenheit die sich darbot. Inzwischen erblickten sie in jeder Barke, in jedem Kahn, in jedem schwimmenden Baumstamm einen feindlichen Lancione der zu ihrer Verfolgung ausgesandt sei.

Der Leichnam unseres unglücklichen Cameraden

wurde mit den üblichen Ceremonien in den Fluß geworfen, denn mehrere Tage lang konnten wir nirgends landen. Ich muß sagen daß diese Art von Bestattung mir nicht sehr behagte, und daß ich einen um so stärkern Widerwillen dagegen empfand, als sie aller Wahrscheinlichkeit zufolge mich selbst bald treffen sollte. Ich schüttete gegen meinen lieben Ludwig Carniglia mein Herz darüber aus.

Dabei schwebte mir beständig die Stelle aus Foscolo vor Augen:

„Ein Stein, ein Stein der meine Gebeine von denjenigen unterscheide welche der Tod auf der Erde und im Ocean ausstreut!"

Mein armer Freund weinte und versprach mir mich nicht ins Wasser werfen zu lassen, sondern mir ein Grab zu graben und mich sanft darein zu betten. Wer weiß ob er beim besten Willen sein Versprechen hätte halten können? Mein Leichnam hätte irgend einen Meerwolf, irgend einen Caiman des ungeheuren Platastroms gesättigt. Ich hätte Italien nicht wieder gesehen, ich hätte für dieses Land, die einzige Hoffnung meines Lebens, nicht mehr fechten können.

Wer hätte damals meinem sehr theuren Ludwig gesagt daß ich meinerseits vor Jahresfrist ihn von den Klippen fortgewälzt, von dem Meere verschlungen sehen und vergebens seinen Leichnam suchen sollte, um ihm das Versprechen zu halten das er mir gegeben, ihn in fremder Erde zu bestatten und auf seinem Grabe einen Stein nieder-

zulegen der ihn dem Gebet des Reisenden empfehle?

Armer Ludwig! Er verpflegte mich wie eine Mutter während meiner langen und schmerzlichen Krankheit, worin ich keine andere Erleichterung hatte als seinen Anblick und die Aufmerksamkeiten womit dieses goldgute Herz mich überschüttete.

XIII.

Ludwig Carniglia.

Ich will ein wenig von Ludwig sprechen — und warum sollte ich, weil er ein einfacher Matrose ist, nicht von ihm reden? O ich versichere euch, er war eine edle Seele; edel in der Art wie er unter allen Umständen und an allen Orten die italienische Ehre hochhielt; edel in der Art wie er allen möglichen Stürmen Trotz bot; edel in der Art wie er mich beschützte, behütete, verpflegte, gleich als wäre ich sein Kind gewesen. Als ich in meinem langen Todeskampf auf meinem Schmerzensbette lag, als ich, von aller Welt verlassen, im Wahnsinn des Todes delirirte, da saß er mit der Hingebung und Geduld eines Engels zu den Häupten meines Bettes und verließ mich keinen Augenblick, außer um zu weinen und mir seine Thränen zu verbergen. O Luigi! deine Gebeine, die in den Abgründen der Atlantis zerstreut liegen, verdienten ein Denkmal auf welchem der dankbare

Geächtete eines Tags dich seinen Mitbürgern als Beispiel aufstellen und dir diese frommen Thränen zurückgeben könnte die du über ihn vergossen hast.

Ludwig Carniglia war von Deiva, einem Oertchen der östlichen Riviera. Er hatte keine literarische Bildung erhalten, aber er ergänzte diesen Mangel durch eine merkwürdige Intelligenz. Ohne alle nautischen Kenntnisse welche den Piloten ausmachen, führte er die Schiffe mit dem Scharfsinn und dem Glück eines vollendeten Steuermanns bis nach Gualeguay. In dem so eben erzählten Gefechte hatten wir es hauptsächlich ihm zu verdanken daß wir nicht dem Feind in die Hände fielen; mit einer Donnerbüchse bewaffnet, auf dem gefährlichsten Posten stehend, war er der Schrecken der Angreifer. Hoch und kräftig gewachsen, vereinigte er Flinkheit mit Stärke. Sanft bis zur Zärtlichkeit im gewöhnlichen Gang des Lebens, besaß er die seltene Gabe sich bei Allen beliebt zu machen. Ach! die besten Söhne unseres unglücklichen Landes endigen auf diese Weise mitten unter Fremden, ohne den Trost einer Thräne zu genießen und.... vergessen!

XIV.

Gefangenschaft.

Ich blieb neunzehn Tage lang ohne eine andere Pflege als diejenige die mir von Ludwig Carniglia ertheilt wurde.

Nach Verfluß von neunzehn Tagen kamen wir nach Gualeguay.

Wir hatten an der Mündung des Ibiqui, eines Armes des Parana, ein Schiff getroffen das von einem Mahoner, Namens Don Lucas Tartaulo, befehligt wurde, einem braven Mann der sich ungemein verbindlich gegen mich erwies und mich mit Allem versorgte was er bei meinem Zustand für mich nützlich glaubte.

Alles was er mir bot wurde angenommen, denn wir besaßen auf der Gölette buchstäblich Nichts mehr als Cafe; deßhalb brauchte man den Cafe zu Allem, ohne sich darum zu bekümmern ob er für mich ein sehr gesundes Getränke und eine wirksame Arznei war. Ich hatte Anfangs ein schreckliches Fieber gehabt, begleitet von einer Schwierigkeit des Schluckens die beinahe bis zur Unmöglichkeit ging. Das war nicht zu verwundern, denn die Kugel war zwischen dem Halswirbelbein und dem Schlund hindurchgefahren; dann, nach acht oder zehn Tagen, hatte das Fieber sich gelegt, ich hatte zu schlucken angefangen, und mein Zustand war leidlich geworden.

Don Lucas hatte noch mehr gethan: beim Abschied hatte er mir — wie auch einem seiner Passagiere, Namens d'Arragaida, einem in Amerika ansäßigen Biscayer — Empfehlungsschreiben nach Gualeguay mitgegeben, und namentlich an den Gouverneur der Provinz Entra Rios, Don Pascal Echague. Dieser ließ ihm, da er eine Reise machen mußte, seinen eigenen Arzt, Don Ramon

Delarea, einen sehr tüchtigen jungen Argentiner, zurück. Er untersuchte meine Wunde, und als er auf der entgegengesetzten Seite von derjenigen wo ich den Schuß empfangen hatte die Kugel unter seinem Finger rollen fühlte, zog er sie sehr geschickt mittelst eines Einschnittes in die Haut heraus; dann widmete er mir noch einige Wochen lang, d. h. bis zu meiner vollständigen Wiederherstellung, die liebreichste und — vergessen wir auch nicht das zu erwähnen — uneigennüzigste Pflege.

Ich verweilte sechs Monate in Gualeguay und wohnte während dieser Zeit im Hause des Don Jacinto Andreas, der mich, wie auch seine ganze Familie, mit der größten Rücksicht und Freundlichkeit behandelte.

Aber ich war Gefangener oder nicht viel besser. Trotz des besten Willens von Seiten des Gouverneurs Don Pascal Echague, trotz der freundlichsten Theilnahme der braven Bevölkerung Gualeguay's war ich genöthigt die Entscheidung des Dictators von Buenos Ayres abzuwarten, welcher Nichts entschied.

Der Dictator von Buenos Ayres war damals Rosas, mit welchem wir uns später bei Gelegenheit von Montevideo beschäftigen werden.

Nachdem meine Wunde geheilt war, begann ich Ausflüge zu machen, aber auf Befehl der Behörde waren meine Spazierritte beschränkt. Für meine confiscirte Golette gab man mir einen Thaler täglich, was viel war in einem Land wo Alles

äußerst wohlfeil ist, und wo man keine Gelegenheit zu Ausgaben findet; — aber das wog mir die Freiheit nicht auf.

Im Uebrigen wurde diese tägliche Ausgabe von einem Thaler der Regierung wahrscheinlich lästig, denn man machte mir Vorschläge zur Flucht; aber die Leute die mir im besten Glauben diese Vorschläge machten arbeiteten, ohne es selbst zu wissen, der Polizei in die Hände. Man sagte mir die Regierung würde mein Verschwinden ohne großen Verdruß ansehen. Es bedurfte keiner Gewalt um mich zu einem Entschluß zu bringen den ich bereits projectirt hatte. Der Gouverneur von Gualeguay war seit der Abreise des Don Pascal Echague ein gewisser Leonardo Millan; er hatte mir bisher weder Gutes noch Böses gethan, und ich hatte bis zu diesem Augenblick keinen Grund mich über ihn zu beklagen, obschon er mir wenig Theilnahme bewiesen hatte.

Ich beschloß also zu entfliehen, und in dieser Absicht begann ich meine Vorbereitungen, um bei der ersten Gelegenheit die sich bieten würde gerüstet zu sein. An einem Gewitterabend begab ich mich daher nach dem Hause eines braven alten Mannes den ich häufig besuchte, und der drei Meilen vom Orte wohnte. Dießmal theilte ich ihm meinen Entschluß mit und bat ihn mir für einen Führer und Pferde zu sorgen, damit ich eine von einem Engländer gehaltene Estancia auf dem linken Ufer des Parana erreichen könnte. Hier würde ich ohne allen Zweifel Schiffe finden

die mich incognito nach Buenos Ayres oder Montevideo brächten. Er sorgte mir für einen Führer und für Pferde, und wir machten uns, um nicht entdeckt zu werden, querfeldein auf den Weg. Wir hatten ungefähr 54 Meilen zurückzulegen, was man, wenn man fortwährend Galopp ritt, in einer halben Nacht abmachen konnte.

Als der Tag kam, befanden wir uns ungefähr eine halbe Meile vom Ibiqui entfernt; der Führer ersuchte mich hier ein wenig in einem Gehölz zu warten, während er sich erkundigen würde.

Ich wars zufrieden; er verließ mich und ich blieb allein.

Ich stieg ab, band den Zügel meines Pferdes an einen Baumast, legte mich unter demselben Baum nieder und wartete so zwei oder drei Stunden; als ich dann meinen Führer nicht wieder erscheinen sah, stand ich auf und beschloß nach dem nahen Saum des Waldes zu gehen; aber im Augenblick wo ich diesen Saum erreichte, hörte ich hinter mir einen Flintenschuß und das Geraschel einer Kugel im Grase. Ich drehte mich um und erblickte eine Abtheilung Reiter die mich mit dem Säbel in der Faust verfolgten; sie befanden sich bereits zwischen mir und meinem Pferde. — Unmöglich zu fliehen, nutzlos mich zu vertheidigen — ich ergab mich.

XV.
Die Wippe.

Man band mir die Hände auf den Rücken, setzte mich aufs Pferd und band mir dann auch die Füße in den Gurt des Pferdes ein.

In diesem Aufzug wurde ich nach Gualeguay zurückgebracht, wo mich, wie man sogleich sehen wird, eine noch schlimmere Behandlung erwartete.

Man wird mich keiner allzugroßen Weichheit gegen mich selbst beschuldigen können; gleichwohl gestehe ich daß ich jedesmal bebe so oft ich mich an diesen Umstand meines Lebens erinnere.

Ich wurde vor Don Leonardo Millan geführt. Er befahl mir diejenigen anzuzeigen welche mir die Mittel zur Flucht geliefert hätten. Es versteht sich von selbst daß ich erklärte, ich habe meine Flucht allein vorbereitet und allein ausgeführt. Nun trat Don Leonardo Millan, da ich gebunden war und er Nichts zu fürchten hatte, zu mir heran und begann mit seiner Peitsche auf mich loszuschlagen. Hierauf fragte er von Neuem und ich läugnete wieder.

Da befahl er mich ins Gefängniß zu führen und sagte meinem Führer einige Worte leise ins Ohr.

Diese Worte waren der Befehl mich auf die Folter zu bringen.

Als ich in die für mich bestimmte Kammer kam, schlangen mir daher meine Wächter, indem

sie mir meine Hände auf dem Rücken ließen, einen neuen Strick um die Faustgelenke, warfen das andere Ende desselben um den Balken und zogen mich vier oder fünf Fuß in die Höhe.

Jetzt trat Don Leonardo Millan in mein Gefängniß und fragte mich ob ich gestehen wolle.

Ich konnte Nichts thun als ihm ins Gesicht spucken, und ich gewährte mir diese Befriedigung.

— Schon gut, sagte er indem er sich entfernte; wenn es dem Gefangenen gefallen wird zu gestehen, so rufet mich, und wenn er gestanden hat, so laßt ihn wieder auf den Boden herab.

Damit ging er hinaus.

Ich blieb zwei Stunden auf solche Art hängen. Das ganze Gewicht meines Körpers ruhte auf meinen blutrünstigen Faustgelenken und meinen ausgerenkten Schultern.

Mein ganzer Leib brannte wie ein Ofen; jeden Augenblick verlangte ich Wasser, und menschlicher als mein Henker, versahen mich meine Wächter damit, aber das Wasser vertrocknete wenn es in meinen Magen kam, wie wenn man es auf eine glühende Eisenplatte geschüttet hätte. Man kann sich von meinen Leiden nur dann einen Begriff machen wenn man die Folterqualen liest welche die Gefangenen im Mittelalter auszustehen hatten. Endlich nach zwei Stunden erbarmten sich meine Wächter oder glaubten sie mich todt, und ließen mich herab. Ich fiel meiner ganzen Länge nach auf den Boden.

Ich war nur noch eine träge Masse, ohne ein

anderes Gefühl als einen dumpfen tiefen Schmerz — ein Leichnam oder nicht viel weniger.

In dieser Lage und ohne daß ich ein Bewußtsein dessen hatte was man mit mir that, wurde ich in Fesseln geschlagen.

Ich war mit gebundenen Händen und Füßen fünfzig Meilen durch die Sümpfe geritten; die Muskitos, die in dieser Jahreszeit zahlreich und wüthend sind, hatten aus meinem Gesicht und meinen Händen eine einzige Wunde gemacht. Ich hatte zwei Stunden lang eine furchtbare Folter ausgestanden, und als ich wieder zur Besinnung kam, war ich mit einem Mörder zusammengebunden.

Obgleich ich mitten unter den schrecklichsten Qualen nicht ein einziges Wort gesagt und obgleich Don Jacinto Andreas zu meiner Flucht nicht mitgeholfen hatte, so war er dennoch ins Gefängniß geworfen worden; unter den Einwohnern des Landes herrschte Angst und Schrecken.

Was mich betrifft, so wäre ich ohne die Pflege einer Frau, die für mich ein Engel der Barmherzigkeit war, gestorben. Sie vergaß alle Furcht und kam dem armen Gefolterten zu Hülfe.

Sie hieß Madame Alleman.

Dieser mildherzigen Wohlthäterin habe ich es zu verdanken daß es mir in meinem Gefängnisse an Nichts fehlte.

Nach einigen Tagen ließ mich der Gouverneur, da er sah daß es unnöthig war mir Geständnisse abzuquälen, daß ich eher sterben als einen meiner Freunde verrathen würde, und da er es wahr-

scheinlich nicht wagte die Verantwortlichkeit für diesen Tod zu übernehmen, in die Hauptstadt der Provinz Bajada bringen.

Hier blieb ich zwei Monate im Gefängniß, dann ließ mir der Gouverneur sagen, es sei mir erlaubt die Provinz frei zu verlassen. Obschon ich ein politischer Gegner Echagues war und seitdem mehr als einmal gegen ihn gefochten habe, so kann ich doch meine Verpflichtungen gegen ihn nicht verschweigen; noch heute möchte ich wünschen daß ich ihm meinen Dank für Alles was er für mich und besonders für meine Befreiung gethan hat beweisen könnte.

Später ließ das Kriegsgeschick alle militärischen Chefs der Provinz Gualeguay in meine Hände fallen, und alle wurden in Freiheit gesetzt, ohne daß man sich im Mindesten an ihrem Eigenthum oder an ihren Personen vergriffen hätte.

Was Don Leonardo Millan betraf, so wollte ich ihn nicht einmal sehen, weil ich fürchtete sein Anblick möchte mich an meine ausgestandenen Leiden erinnern und zu einer Handlung veranlassen die meiner unwürdig wäre.

XVI.

Reise in der Provinz Rio Grande.

Von Bajada aus schiffte ich mich auf einer italienischen Brigantine, Capitän Ventura, ein. Dieser Capitän war ein wackerer und in jeder

Beziehung empfehlungswerther Mann; er behandelte mich mit ritterlichem Edelmuth und führte mich bis an die Mündung des Iguassu, eines Nebenflusses des Parana, wo ich mich auf einem von Pascal Carbone befehligten Balander nach Montevideo einschiffte.

Das Glück begann mir zu lächeln; auch Carbone behandelte mich vortrefflich.

Das Glück wie das Unglück kommt massenweise; ich hatte für den Augenblick mit dem letztern abgeschlossen, und nun stellte sich das erstere in ununterbrochener Reihenfolge ein.

In Montevideo fand ich eine Menge Freunde, unter denen ich hauptsächlich Johann Baptist Cuneo und Napoleon Castellini erwähnen muß. Bald erschien auch endlich Rossetti, den ich, wie man sich erinnert, in Montevideo zurückgelassen; er kam aus Rio Grande, wo er bei diesen stolzen Republicanern eine vortreffliche Aufnahme gefunden hatte.

In Montevideo bestand meine Achtserklärung noch fort. Mein Widerstand gegen die Lanciones und die Verluste die wir ihnen zugefügt hatten, waren wenigstens ein scheinbarer Vorwand. Ich war daher genöthigt mich im Hause meines Freundes Pazante verborgen zu halten, wo ich einen Monat blieb.

Meine Einsperrung war übrigens höchst erträglich; ich bekam Besuche von einer Menge Landsleute, die in dieser Zeit der Wohlfahrt und des Friedens sich da niedergelassen hatten und gegen-

über ihren Freunden aus der alten Welt eine edelmüthige Gastfreundschaft übten. Der Krieg und besonders die Belagerung von Montevideo veränderten die Lage der meisten unter ihnen; sie wurde schlecht und zum Theil sehr bedauernswerth. Die armen Leute! Ich habe sie oft beklagt; leider daß ich nichts Besseres für sie thun konnte!

Nach Verfluß eines Monats, als die Zeit gekommen war wo ich meine Reise antreten sollte, brachen wir, Rossetti und ich, nach Rio Grande auf. Wir mußten diesen Weg zu Pferd machen; dieß war eine große Freude, ein großes Vergnügen für mich.

Wir reisten was man à escotero nennt.

Erklären wir diese Art zu reisen, die in Bezug auf Schnelligkeit die Post, so rasch sie auch in den civilisirten Ländern sein mag, weit hinter sich läßt.

Man mag zu zwei, drei oder vier sein, so reist man mit etwa zwanzig Pferden, welche gewohnt sind denjenigen zu folgen die einen Reiter haben; merkt der Reisende daß ein Thier müde ist, so steigt er ab, legt seinen Sattel auf ein freies Pferd, schwingt sich hinauf, galoppirt drei oder vier Stunden, nimmt dann wieder ein anderes Pferd, und so fort, bis er entschlossen ist Halt zu machen. Die müden Pferde ruhen im Weiterspringen aus, da sie von ihrem Sattel und ihrem Reiter befreit sind.

Wähend des kurzen Haltes welchen die Reiter

beim Pferdewechsel machen, nagt die ganze Horde einige Büschel Gras ab und sauft wenn sie Wasser findet; die eigentlichen Mahlzeiten werden bloß zweimal des Tages gehalten, Morgens und Abends.

So kamen wir nach Piratinin, dem Sitz der Regierung von Rio Grande; die Hauptstadt war zwar Porto Allegre, aber da sie sich in der Gewalt der Kaiserlichen befand, war der Sitz der Republik in Piratinin.

Piratinin ist gewiß einer der schönsten Punkte der Welt mit seinen zwei Regionen: einer Region von Ebenen und einer Region von Bergen.

Die Region der Ebenen ist vollkommen tropisch; da wachsen die Bananen, das Zuckerrohr, der Orangenbaum. Zwischen den Stengeln dieser Pflanzen und Bäume kriechen die Klapperschlange, die schwarze Schlange, die Corallenschlange. Hier, wie in den Jungeln Indiens, springen der Tiger, der Jaguar und der Puma, ein harmloser Löwe von der Größe eines tüchtigen Bernhardinerhundes.

Die Bergregion ist gemäßigt wie mein schönes Clima von Nizza; hier gibt es Pfirsiche, Birnen, Pflaumen, alle Früchte Europas; hier prangen diese prächtigen Wälder die keine Feder genau zu beschreiben vermag, mit ihren Fichten, die gerade wie Schiffsmaste, zweihundert Fuß hoch sind, und deren Stamm fünf oder sechs Männer kaum umspannen können. Im Schatten dieser Fichten wachsen die Taquares, riesige Rohre die, gleich den Farnkräutern der antediluvianischen Welt, eine Höhe

von achtzig Fuß, in ihrem Stamm aber kaum Mannsdicke erreichen; hier wachsen die Barba de Pao, buchstäblich Bart der Bäume, den man als Serviette gebraucht, und diese Lianen die durch ihre vielfachen Verschlingungen die Wälder undurchdringlich machen. Hier sind jene Lichtungen, genannt campestres, wo ganze Städte emporwachsen: Lima de Serra, Vaccaria, Lages — nicht bloß drei Städte, sondern drei Departements — caucasische Bevölkerung, von portugiesischem Ursprung und homerischer Gastfreundschaft.

Da braucht der Reisende Nichts zu sagen, Nichts zu verlangen. Er tritt ins Haus und geht geraden Wegs ins Gastzimmer; die Domestiken kommen ungerufen, ziehen ihm die Schuhe ab und waschen ihm die Füße. Er bleibt so lang er will, geht so bald es ihm gefällt, sagt nicht Lebewohl, dankt nicht, wenn es so in seiner Gemüthsart liegt, und trotz dieser Ungezogenheit wird derjenige der nach ihm kommt nicht minder gut empfangen als er.

Dies ist die Jugend der Natur, dieß ist der Morgen der Menschheit.

XVII.

Die Lagunen von los Patos.

In Piratinin wurde ich von der Regierung der Republik aufs Beste empfangen. Bento Gonzalès,

ein echter fahrender Ritter aus dem Sagenkreis Carls des Großen, seinem Herzen nach Bruder eines Olivier und Roland, stark, gewandt, bieder wie diese, ein wahrer Centaur, der ein Pferd tummelte wie ich dieß nur noch bei dem General Netto gesehen habe, das vollendete Muster eines Reiters, war abwesend. Er befand sich an der Spitze einer Reiterbrigade auf dem Marsch gegen Silva Tanaris, einen kaiserlichen Chef der über den Canal von San Gonzalès herübergekommen war und diesen Theil der Provinz Piratinin beunruhigte, welcher damals der Sitz der republicanischen Regierung, vermöge seiner Alpenlage ein reizendes Dörfchen, Hauptort vom Departement gleichen Namens und ganz von einer kriegerischen Bevölkerung umgeben war die für die Sache der Freiheit glühte.

In seiner Abwesenheit war es der Finanzminister Almeida der mir die Honneurs der Stadt machte.

Ein Wort über Rio Grande, von dem man, aus seinem Namen zu schließen, glauben sollte, es liege an einem großen Fluß oder sei selbst ein solcher.

Rio Grande ist die Lagune von los Patos — der Entensee — und mag etwa dreißig Stunden lang sein. Abgesehen von einigen Untiefen mit denen wir uns später zu beschäftigen haben werden, ist die Lagune tief und voll von Kaimans; sie wird von fünf Flüssen gebildet, die sich an ihrem nördlichen Ende hineinergießen und wie die fünf

Finger einer Hand aussehen deren Fläche das Ende der Lagune ist.

Es gibt einen Ort von wo aus man die fünf Flüsse zugleich erblickt; er heißt deßhalb Viamao (ich habe die Hand gesehen).

Viamao hatte seinen Namen verändert und hieß damals Settembrina, zum Andenken an die Proclamirung der Republik im September.

Da ich in Piratinin unbeschäftigt war, so bat ich um Erlaubniß mich der Operationscolonne gegen San Gonzalès anzuschließen, die von dem Präsidenten commandirt wurde. Ich sah nun diesen tapfern Mann zum ersten Male und verbrachte einige Tage im vertrauten Verkehr mit ihm. Er war in Wahrheit das verzogene Kind der Natur; sie hatte ihm Alles geschenkt was den echten Helden ausmacht. Bento Gonzalès ging in sein sechzigstes Jahr als ich mit ihm bekannt wurde. Hoch und schlank, saß er, wie ich bereits gesagt habe, mit bewunderungswürdiger Grazie und Leichtigkeit zu Pferde; man hätte ihm da nicht mehr als fünf und zwanzig Jahre gegeben. Tapfer und glücklich, würde er, gleich einem Ritter Ariosts, keinen Augenblick gezögert haben einen Riesen zu bekämpfen, und hätte derselbe die Gestalt Polyphems und die Rüstung des Ferragus gehabt. Er war einer der Ersten gewesen die den Krieg verlangt hatten, jedoch nicht in einem Zweck persönlichen Ehrgeizes, sondern wie jeder andere Sohn dieses kriegerischen Volkes. Im Lager lebte er, wie der geringste Prairienbewohner,

von gebratenem Fleische und reinem Wasser. Am ersten Tage wo wir uns sahen lud er mich zu seinem frugalen Mahle ein, und wir unterhielten uns so vertraulich als wären wir Jugendfreunde gewesen und auf ganz gleichem Fuße gestanden. Bei so viel natürlichen und erworbenen Gaben war Bento Gonzalès der Abgott seiner Mitbürger, und trotz all dieser Gaben war er, seltsam genug, beinahe immer unglücklich in seinen kriegerischen Unternehmungen, was mich stets auf den Glauben gebracht hat daß bei den Kriegsereignissen und dem Glücke der Helden der Zufall weit mehr ausmache als das Genie.

Ich begleitete die Colonne bis nach Camodos, dem Uebergangsort über den Canal von San Gonzalès, welcher die Lagune von los Patos mit Merin verbindet. Sylva Tanaris hatte sich bei der Nachricht vom Anmarsch einer republikanischen Colonne in größter Hast dahin zurückgezogen.

Da der Präsident ihn nicht einholen konnte, so trat er seinen Rückzug an. Ich that natürlich dasselbe und zog in seinem Gefolge nach Piratinin zurück.

Um diese Zeit erhielten wir die Nachricht von der Schlacht von Rio-Pardo, wo die kaiserliche Armee vollständig von den Republikanern besiegt wurde.

XVIII.

Ausrüstung der Lanciones in Camacua.

Ich wurde hierauf mit der Ausrüstung zweier Lanciones beauftragt die sich auf dem Camacua befanden einem Fluß der beinahe ganz parallel mit dem Canal von San Gonzalès läuft und gleich ihm in die Lagune von los Patos mündet.

Ich hatte, theils an Matrosen die aus Montevideo gekommen waren, theils an solchen die ich in Piratinin fand, ungefähr dreißig Mann von allen Nationen zusammengebracht. Es versteht sich von selbst daß mein lieber Ludwig Carniglia auch dabei war, aber zu seinem Unglück. Ich hatte überdieß als neuen Rekruten einen colossalen Franzosen, Bretagner von Geburt, den wir den großen Hans nannten, und einen andern Namens Franz, einen ächten Flibustier und würdigen Küstenbruder.

Wir kamen nach Camacua: dort trafen wir einen Amerikaner Namens John Griggs, der eine Farm von Bento Gonzalès bewohnte, jetzt aber im Begriff stand die Vollendung zweier Schaluppen zu überwachen. Ich wurde zum Befehlshaber dieser noch im Bau befindlichen Flotte ernannt, mit dem Grad eines capitano tenente.

Es war wirklich etwas Interessantes um diesen Bau, und er machte der weltbekannten amerikanischen Beharrlichkeit alle Ehre. Man mußte das Holz von der einen Seite, das Eisen von der

andern herbeischaffen; zwei oder drei Zimmerleute hieben das Holz zu, ein Mulatte schmiedete das Eisen. Auf diese Art waren die beiden Schaluppen verfertigt worden, von den Nägeln an bis zu den eisernen Mastreifen.

Nach Verfluß von zwei Monaten war die Flotte bereit. Man bewaffnete jedes Schiff mit zwei kleinen ehernen Kanonen; vierzig Schwarze und Mulatten wurden den dreißig Europäern beigesellt, so daß sich die Gesammtzahl der beiden Mannschaften auf siebenzig Köpfe belief.

Die Lanciones konnten, der eine fünfzehn bis achtzehn, der andere zwölf bis fünfzehn Tonnen halten.

Ich übernahm das Commando auf dem stärkern, den wir Rio Pardo tauften.

John Griggs erhielt den Befehl über den andern, welcher der Republikaner hieß.

Rossetti war in Piratinin geblieben, wo er das Journal „le Peuple" redigirte.

Unmittelbar nach Vollendung des Baues begannen wir die Lagune von los Patos zu durchstreifen. Einige Tage verstrichen mit Abfangung einiger unbedeutender Prisen.

Die Kaiserlichen hatten unsern beiden Schaluppen von achtundzwanzig Tonnen zusammen dreißig Kriegsschiffe und einen Dampfer entgegenzustellen.

Aber wir unserer Seits hatten die Untiefen inne.

Die Lagune war für große Schiffe nur in einer Art von Canal fahrbar der sich an ihrem östlichen Ufer hinzog.

Auf den entgegengesetzten Seiten dagegen war ihr Boden abschüssig, und wir mußten, trotz des wenigen Wassers das wir zogen, mehr als dreißig Schritte vor dem Ufer stranden.

Die Sandbänke reichten ungefähr wie Kammzähne in die Lagune hinein, nur standen diese Zähne sehr weit auseinander.

Wenn wir genöthigt waren zu stranden und die Kanonen eines Kriegsschiffes oder Dampfers uns belästigten, rief ich:

— Holla ihr Enten, ins Wasser!

Und meine Enten sprangen ins Wasser; sodann nahm man den Lancione auf die Arme und trug ihn auf die andere Seite der Sandbank.

Mitten unter all dem nahmen wir ein reichbeladenes Schiff weg und führten es auf die Westküste des Sees, in die Nähe von Camacua. Dort verbrannten wir es, nachdem wir Alles daraus genommen was man nehmen konnte.

Dieß war unsere erste Prise die der Mühe werth war; sie machte unserer kleinen Marine große Freude. Fürs Erste erhielt jeder seinen Antheil an der Beute, und vom Reservefond ließ ich meinen Leuten Uniformen machen. Die Kaiserlichen, die uns sehr verachtet hatten und nie eine Gelegenheit hinausließen sich über uns lustig zu machen, begannen unsere Wichtigkeit in der Lagune einzusehen und mußten zahlreiche Schiffe zum Schutz ihres Handels verwenden. Das Leben das wir führten war thätig und voll von Gefahren wegen der numerischen Ueberlegenheit unseres

Feindes, zugleich aber war es anziehend, pittoresk und stand im Einklang mit meinem Charakter. Wir waren nicht bloß Seeleute, sondern nöthigen Falls auch Reiter; im Augenblick der Gefahr fanden wir so viel und noch mehr Pferde als wir bedurften, und in zwei Stunden konnten wir eine zwar nicht elegante, aber furchtbare Schwadron bilden.

Die ganze Lagune entlang befanden sich Estancias die wegen der Nähe des Kriegs von ihren Eigenthümern verlassen waren; wir trafen dort Thiere aller Art zum Reiten und zum Essen; überdieß gab es auf jeder dieser Farmen angebaute Landtheile, wo wir Korn im Ueberfluß, süße Bataten und vortreffliche Orangen bekamen, da diese Gegend die besten von ganz Südamerika erzeugt. Die Horde die mich begleitete, eine wahre Cosmopolitenschaar, bestand aus Männern von allen Farben und Nationen. Ich behandelte sie mit einer Güte die solchen Leuten gegenüber vielleicht nicht ganz am Platze war; aber so viel kann ich versichern daß ich diese Güte niemals zu bereuen hatte, denn Jeder gehorchte auf meinen ersten Befehl, und ich kam nie in die Nothwendigkeit mich zu ärgern oder eine Strafe zu verhängen.

XIX.

Die Estancia della Barra.

In der Provinz Camacua, wo wir unser kleines Arsenal hatten und von wo die republi-

kanische Flotille ausgezogen war, wohnten auf einer unermeßlichen Fläche sämmtliche Familien der Brüder von Bento Gonzalès, wie auch entferntere Verwandte; zahllose Heerden weideten auf diesen prächtigen Ebenen welche der Krieg verschont hatte, da sie sich außer dem Bereich seiner zerstörenden Hand befanden.

Die Erzeugnisse des Landbaus waren hier in einer Fülle angehäuft wovon man in Europa keinen Begriff haben kann. Ich habe schon weiter oben gesagt daß man in keinem Land der Erde eine ehrlichere und herzlichere Gastfreundschaft treffen könne; diese Gastfreundschaft nun fanden wir in diesen Häusern, wo die vollständigste Sympathie für uns vorwaltete.

Die Estancias wo wir uns, wegen ihrer Nähe beim Fluß und wegen des guten Empfanges auf den wir rechnen konnten, besonders gerne zu Gaste luden, gehörten den Schwestern des Präsidenten: Donna Anna und Donna Antonia. Erstere hatte ihre Güter auf den Ufern des Camacua, letztere auf dem des Arroyo grande. Ich weiß nicht, war es eine Wirkung meiner Einbildungskraft oder ganz einfach eines der Vorrechte meiner sechs und zwanzig Jahre, aber Alles verschönerte sich in meinen Augen, und ich kann versichern daß kein Abschnitt meines Lebens meinen Gedanken lebhafter und namentlich reizender vorschwebt als diese Periode die ich jetzt erzählen will. Das Haus der Donna Anna war ganz besonders ein Paradies für mich; diese prächtige Frau war zwar nicht mehr jung,

hatte aber einen äußerst heitern Charakter; sie hatte eine ganze Emigrantenfamilie von Pelotas, einer Stadt der Provinz deren Haupt der Doctor Paolo Ferreira war, bei sich; drei junge Mädchen, immer eine bezaubernder als die andere, bildeten die Zierde dieses Ortes der Wonne; eine von ihnen, Manoela, war die unumschränkte Gebieterin meiner Seele; obschon ohne Hoffnung sie je zu besitzen, konnte ich es mir nicht verwehren sie zu lieben.

Sie war mit einem Sohne von Bento Gonzalès verlobt.

Gleichwohl hatte ich einmal, als ich mich in Gefahr befand, Gelegenheit zu bemerken daß ich der Dame meines Herzens nicht gleichgiltig war; und dieses Bewußtsein ihrer Sympathie genügte um mich über die Unmöglichkeit ihres Besitzes zu trösten. Im Allgemeinen sind die Frauen von Rio Grande sehr schön; unsere Leute hatten sich galant zu ihren Sclaven gemacht, aber ich muß gestehen daß nicht alle einen so reinen und uneigennützigen Cultus für ihre Göttinnen bewahrten wie ich für Manoela. So oft daher ein widriger Wind, ein Sturm, eine Expedition uns nach dem Arroyo Grande oder Camacua trieb, herrschte Jubel unter uns. Der kleine Wald von Firiva, der den Eingang des einen bezeichnete, oder der Orangenhain der die Mündung des andern verdeckte, wurden immer mit einer dreifachen Salve von lustigen Hurrahs begrüßt, worin unsere verliebte Begeisterung sich kundgab.

Eines Tages, als wir uns, nachdem wir unsere Schiffe ans Land gezogen, auf der Estancia della Barra, welche der Donna Antonia, Schwester des Präsidenten, gehörte, vor einem sogenannten galpon da chargueada befanden, einem Schuppen wo das Fleisch eingesalzen und bereitet wird, meldete man uns plötzlich, der Oberst Juan Pietro de Abrecu, wegen seiner Schlauheit Moringue, d. h. der Marder, genannt, sei zwei oder drei Stunden von uns mit siebzig Reitern und achtzig Fußgängern gelandet.

Die Sache war um so wahrscheinlicher, als wir wußten daß Moringue seit der Wegnahme der Feluke welche wir verbrannt hatten, nachdem wir den kostbarsten Theil der Ladung zu uns genommen, Rache geschworen hatte.

Diese Nachricht machte mich überglücklich. Die Leute des Obersten waren deutsche und österreichische Söldner, denen ich recht gern die Schuld heimbezahlte welche jeder gute Italiener gegen ihre Brüder in Europa eingegangen hat.

Wir waren im Ganzen etwa sechzig Mann stark, aber ich kannte meine Leute, und mit ihnen glaubte ich mich fähig nicht bloß hundert fünfzig, sondern dreihundert Oesterreichern Stand zu halten.

Ich schickte also nach allen Seiten Plänkler aus und behielt etwa fünfzig Mann bei mir.

Die zehn oder zwölf Mann die ich auf Recognoscirung ausgesandt hatte, kehrten alle mit der gleichen Erklärung zurück, daß sie Nichts gesehen hätten.

Es lag ein starker Nebel und mit Hilfe desselben hatte der Feind ihren Nachforschungen entgehen können.

Ich beschloß mich nicht gänzlich auf den Verstand des Menschen zu verlassen, sondern auch den Instinct der Thiere zu befragen.

Wenn eine Expedition dieser Art stattfindet und Leute aus einem andern Land um eine Estancia her einen Hinterhalt legen, so geben gewöhnlich die Thiere, welche den Fremden riechen, Zeichen von Unruhe, in Betreff deren sich der aufmerksame Beobachter nicht täuschen kann.

Von meinen Leuten gejagt, verbreiteten sich die Thiere um die Estancia her, ohne durch irgend ein Zeichen kundzugeben daß etwas Ungewöhnliches in der Umgegend vor sich gehe.

Ich glaubte also keine Ueberraschung mehr fürchten zu müssen; ich befahl meinen Leuten ihre geladenen Flinten, so wie ihre Munition in die Rechen zu stellen die ich im Galpon hatte anbringen lassen, und gab ihnen das Beispiel der Sicherheit, indem ich mich zum Frühstück setzte und sie einlud das Gleiche zu thun.

Diese Einladung nahmen sie gewöhnlich an, ohne sich bitten zu lassen.

Gott sei Dank, an Lebensmitteln fehlte es nicht.

Nach dem Frühstück schickte ich jeden an sein Geschäft.

Meine Leute arbeiteten wie sie aßen, d. h. tüchtig und wacker; sie ließen sich nicht bitten: die einen gingen zu den Lanciones, die ans Ufer

gezogen und in der Reparatur begriffen waren, die andern in die Schmiede; einige in den Wald um Kohlen zu machen, andere zum Fischen.

Ich blieb allein mit dem Meister Schiffskoch, der seine Küche in der freien Luft vor der Thüre des Galpon hergerichtet hatte und den Topf überwachte worin unser Fleisch schäumte.

Ich selbst schlürfte wollüstig meinen Mate, eine Art von Paraguaythee den man mit Hilfe einer gläsernen oder hölzernen Röhre aus einem Kürbis genießt.

Ich hatte nicht die mindeste Ahnung daß der Oberst Marder, der aus der Gegend war, durch irgend eine List die Wachsamkeit meiner Leute getäuscht, unsern Thieren Vertrauen eingeflößt und sich mit seinen hundertfünfzig Oesterreichern in einem Wald, fünf bis sechshundert Schritte von uns, auf den Bauch gelegt hatte.

Auf einmal hörte ich, zu meinem großen Erstaunen, hinter mir das Angriffssignal erschallen.

Ich drehte mich um, Fußvolk und Reiterei kamen im Galopp einhergesprengt; jeder Reiter hatte einen Infanteristen hinter sich; diejenigen die keine eigenen Pferde hatten, klammerten sich an die Mähnen der vorhandenen fest.

Ich war mit einem einzigen Sprung im Galpon. Der Koch folgte mir; aber der Feind war schon so nahe, daß ich, im Augenblick wo ich über die Thürschwelle setzte, einen Lanzenstich durch meinen Mantel erhielt.

Ich habe bereits gesagt daß die Flinten geladen im Rechen standen. Es waren ihrer sechzig.

Ich ergriff eine und schoß; dann eine zweite, dann eine dritte, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit daß man nicht glauben konnte daß ich allein war, und mit solchem Glück daß drei Mann fielen.

Ein vierter, fünfter und sechster Schuß folgten auf die drei ersten; da ich unter die Masse schoß, so traf jede Kugel.

Wäre diese Masse auf den Einfall gekommen den Schuppen anzugreifen, so hätte sie dem Corsaren und seinen Fahrten auf einmal den Garaus machen können; aber da der Koch sich mir angeschlossen und gleichfalls Feuer gegeben hatte, so ließ sich der Oberst Marder troß all seiner Schlauheit täuschen und glaubte uns alle zusammen im Galpon.

Er stellte sich daher mit seiner Mannschaft etwa hundert Schritte vom Schuppen auf und begann zu plänkeln.

Das rettete mich.

Da der Koch kein sehr geübter Schütze und in unserer Lage jeder verlorner Schuß ein großer Schaden war, so befahl ich ihm sich aufs Laden zu beschränken und die geladenen Gewehre mir zu überreichen.

Eines wußte ich mit Bestimmtheit, nämlich daß meine Leute, da sie die Landung des Feindes bereits vermutheten, so bald sie Schüsse hörten, Alles begreifen und mir zu Hülfe eilen würden.

Ich täuschte mich nicht. Mein wackerer Ludwig Carniglia erschien zuerst durch die Rauchwolke hindurch die zwischen dem Galpon und der feindlichen Schaar hing, welche ihrerseits ein höllisches Feuer gab.

Unmittelbar nach ihm kamen Ignaz Bilbao, ein braver Biscayer, und ein nicht minder braver Italiener, Namens Lorenzo. Im Nu waren sie mir zur Seite und suchten mirs gleichzuthun. Sodann kamen Eduard Mutru, Nacemento Raphael und Procope — von den beiden Letzteren war der eine ein Mulatte, der andere ein Schwarzer — endlich Francesco da Sylva. Ich möchte die Namen all dieser tapfern Genossen, statt sie aufs Papier zu schreiben, in Erz graben können: sie waren im Ganzen dreizehn und kämpften an meinen Seiten fünf Stunden lang gegen hundertfünfzig Feinde.

Diese Feinde hatten sich aller Häuser, Baraken und sonstiger Gebäude rings um uns her bemächtigt und unterhielten von da aus ein furchtbares Feuer auf uns. Andere hatten sich auf das Dach gehißt, deckten es ab, schossen durch die Löcher auf uns herunter und warfen brennende Faschinen herab. Aber während die Einen die Faschinen löschten, erwiderten die Andern das Schießen, und zwei oder drei fielen durch die von ihnen selbst gemachten Löcher todt mitten unter uns. Wir unsererseits hatten mit den Bajonetten Schießscharten in die Mauer des Schuppens gestoßen und konnten auf diese Art ziemlich gedeckt feuern.

Gegen drei Uhr that der Neger Procope einen glücklichen Schuß: er zerschmetterte dem Oberst Moringue den Arm.

Dieser ließ alsbald zum Rückzug blasen und brach auf; er nahm seine Verwundeten mit, ließ aber fünfzehn Todte auf dem Platze.

Ich selbst hatte von meinen dreizehn Mann fünf Todte und fünf Verwundete: drei starben an ihren Wunden, so daß dieses Gefecht, eines der hitzigsten in die ich je gekommen, mich acht Mann kostete.

Diese Gefechte waren um so mörderischer für uns als wir weder Arzt noch Wundarzt hatten. Die leichten Wunden wurden mit Kaltwasserumschlägen behandelt, die man so oft als möglich erneuerte.

Dieß war traurig, barbarisch vielleicht, aber was wollt ihr? es ließ sich einmal nicht anders machen.

Rossetti, der sich zufällig nebst unsern übrigen Genossen in Camacua befand, konnte zu seinem großen Leidwesen nicht zu uns gelangen. Die Einen mußten, da sie verfolgt wurden und ohne Waffen waren, schwimmend über den Fluß setzen; die andern vergruben sich im Wald; ein einziger wurde entdeckt und getödtet.

Dieses so gefährliche, aber von einem so glücklichen Ausgang gekrönte Gefecht gab unsern Leuten, so wie den Bewohnern der Küste, die schon seit langer Zeit den Ausfällen dieses verwegenen und unternehmenden Feindes ausgesetzt waren, ein ungeheures Selbstvertrauen.

Im Uebrigen war Moringue der beste Guerillasführer der Kaiserlichen. Er eignete sich ganz besonders zu solchen Ueberfällen, und ich muß sagen daß er diesen mit einer Schlauheit geleitet, welche ihm gewiß den Namen Marder verdient haben würde, wenn er ihn nicht schon früher empfangen hätte. In der Gegend geboren und, wie gesagt, auf's Genaueste mit derselben bekannt, mit einer Verschlagenheit und Unerschrockenheit begabt die in jeder Probe Stich hielten, that er der republikanischen Sache großen Schaden, und das Kaiserreich Brasilien hat die Unterwerfung dieser muthvollen Provinz unstreitig hauptsächlich ihm zu verdanken.

Wir indeß feierten unsern Sieg. Donna Antonia gab uns ein Fest auf ihrer Estancia, die etliche Miglien von dem Galpon entfernt war wo wir den Kampf bestanden hatten.

Bei diesem Fest erfuhr ich daß ein schönes junges Mädchen bei der Nachricht von der Gefahr worin ich schwebte erblaßt war und sich mit großer Theilnahme nach mir erkundigt hatte — ein Sieg der meinem Herzen theurer war als der blutige Sieg den ich davongetragen. O schönes Mädchen des amerikanischen Festlandes! ich war stolz und glücklich dir auf irgend eine Weise, wenn auch nur in Gedanken, anzugehören. Du warst für einen Andern bestimmt und solltest ihm gehören, mir selbst aber beschied das Geschick jene andere Blume aus Brasilien die ich heute beweine

und mein ganzes Leben lang beweinen werde. —

Holde Mutter meiner Söhne! sie lernte ich nicht im Siege, sondern im Unglück und im Schiffbruch kennen, und weit mehr als meine Jugend, mein Gesicht, meine Verdienste, fettete mein Mißgeschick sie für's ganze Leben an mich.

Anita! Theure Anita!

XX.

Expedition nach St. Catarina.

Wenig, ja sogar nichts Bedeutendes mehr fiel nach diesem Ereigniß auf der Lagune von los Patos vor.

Wir bauten zwei neue Lanciones. Die ersten Elemente hiezu fanden sich in unserer vorhergehenden Prise vor; die Herstellung selbst aber blieb nicht uns allein überlassen, sondern auch die Bewohner der Nachbarschaft standen uns dabei wacker zur Seite.

Als die zwei neuen Schiffe fertig und ausgerüstet waren, wurden wir berufen zur republikanischen Armee zu stoßen, welche damals Preto Allegre, die Hauptstadt der Provinz, belagerte. So lange wir an diesem Theil des Sees blieben, richtete die Armee Nichts aus und auch wir konnten Nichts ausrichten.

Diese Belagerung wurde indeß von Bento Manoel geleitet, der allgemein und mit vollem Rechte als ein tüchtiger Soldat, General und



Organisator galt. Es war derselbe der später die Republikaner verrieth und zu den Kaiserlichen überging.

Man dachte auf die Expedition gegen Santa Catarina. Ich wurde berufen daran Theil zu nehmen und unter die Befehle des Generals Canavarro gestellt.

Nur ergab sich eine Schwierigkeit, nämlich daß wir nicht über die Lagune hinauskommen konnten, da die Mündung derselben von den Kaiserlichen bewacht wurde.

In der That lag auf dem südlichen Ufer die befestigte Stadt Rio Grande du Sud, und auf dem nördlichen Ufer San Jose du Nord, eine kleinere, aber gleichfalls befestigte Stadt. Nun befanden sich diese beiden Plätze, wie auch Porto Allegre, noch in der Gewalt der Kaiserlichen und machten sie zu Herren des Ein- und Ausganges des Sees. Sie besaßen allerdings nur diese drei Puncte, aber das war schon genug.

Indeß mit Leuten wie ich sie commandirte gab es keine Unmöglichkeit.

Ich machte den Vorschlag die zwei kleineren Lanciones in der Lagune zu lassen; ihr Befehlshaber sollte ein sehr guter Seemann, Zefferino d'Utra, sein. Ich mit den beiden andern wollte dann, indem ich Griggs und den verwegensten Theil unserer Abenteurer unter meinen Befehlen hatte, die Expedition begleiten und auf dem Meer operiren, während der General Canavarro auf dem Land operirte.

Dieß war ein sehr schöner Plan, nur handelte es sich noch um die Ausführung.

Ich machte den Vorschlag zwei Karren zu bauen, die groß und fest genug wären um auf jeden von ihnen einen Lancione zu stellen, und an diese Karren die zum Ziehen nöthige Anzahl von Ochsen und Pferden zu spannen. Mein Vorschlag wurde angenommen und ich mit der Ausführung beauftragt.

Nur nahm ich bei näherer Ueberlegung folgende Aenderungen vor.

Ich ließ durch einen geschickten Wagner, Namens de Abreu, acht ungeheure Räder von zuverlässiger Festigkeit mit allen dem zu tragenden Gewicht angemessenen Mitteln verfertigen.

An einem der Enden des Sees — demjenigen das Rio Grande du Sud gegenüber liegt, d. h. im Nordosten, befindet sich in der Tiefe einer Schlucht ein kleiner Bach der aus der Lagune de los Patos in den See Tramandai fließt, auf welchen unsere beiden Lanciones geschafft werden sollten.

Ich ließ eines unserer Fuhrwerke in diese Schlucht bringen und so tief als möglich untertauchen; sodann hoben wir, wie bei den Transporten über die Sandbänke hinweg, den Lancione so weit in die Höhe bis sein Kiel auf der doppelten Achse ruhte. Hundert Hausochsen die wir mit unserm festesten Seilwerk an die Deichsel spannten, wurden auf einmal angetrieben, und mit einer unbeschreiblichen Befriedigung sah ich das größere

meiner beiden Schiffe wie ein gewöhnliches Päckchen in Bewegung gesetzt.

Der zweite Wagen folgte, wurde wie der erste beladen und gleichfalls glücklich in Gang gebracht.

Jetzt wurde den Einwohnern das merkwürdige und ungewohnte Schauspiel zu Theil wie zwei Schiffe auf Karren vier und fünfzig Miglien, d. h. achtzehn Stunden weit, von zweihundert Ochsen fortgezogen wurden, und zwar ohne die mindeste Schwierigkeit, ohne den geringsten Unfall.

Am Ufer des Tramandaisees angelangt, wurden die Lanciones wieder ins Wasser gesetzt; hier nahm man die kleinen durch die Reise nothwendig gamachten Reparaturen vor, die aber so unbedeutend waren daß man nach drei Tagen wegfahren konnte.

Der Tramandaisee wird durch laufende Wasser gebildet die ihre Quelle am östlichen Abhang der Gebirgskette des Epinasso haben. Er öffnet sich in den atlantischen Ocean, ist aber so seicht daß er nur bei den großen Fluten die Tiefe von vier oder fünf Fuß erreicht.

Fügen wir hinzu daß auf dieser von allen Seiten offenen Küste das Meer beinahe niemals ruhig, sondern die meiste Zeit über stürmisch ist.

Das Getöse der Klippen an der Küste, von den Seeleuten Pferde genannt, wegen des Schaumes den sie um sich her spritzen, erstreckt sich auf mehrere Miglien ins Innere hinein und wird häufig für Donnergeroll gehalten.

XXI.

Abfahrt und Schiffbruch.

Als wir endlich segelfertig waren, warteten wir die Stunde der hohen Flut ab und wagten uns gegen vier Uhr Nachmittags hinaus.

Bei dieser Gelegenheit kam uns unsere lange Gewohnheit mitten unter den Klippen zu schiffen trefflich zu Statten, und trotz dieser Uebung kann ich noch heute nicht sagen durch welches mehr verwegene als geschickte Manöver es uns gelang unsere Schiffe hinauszubringen, obschon wir, wie gesagt, die Zeit der vollen Flut gewählt hatten. Da es uns überall an Tiefen fehlte, so brach die Nacht herein bis unsere Anstrengungen zum Ziele führten und wir den Anker im Ocean jenseits dieser wüthenden Klippen auswarfen, die ihr wildes Toben zu verdoppeln schienen als sie sahen daß wir ihnen entkamen.

Bemerken wir hier daß noch nie ein Schiff, vor den unsrigen, aus dem Tramandaisee herausgekommen war.

Gegen acht Uhr Abends lichteten wir den Anker und begannen unsere Fahrt.

Tags darauf, um drei Uhr Abends lagen wir schiffbrüchig an der Mündung des Aserigua, eines Flusses der aus der Sierra do Espinasso entspringt und sich in der Provinz Santa Catarina, zwischen den „Thürmen" und Santa Maura, ins Meer ergießt.

Von dreißig Mann Schiffsvolk waren sechzehn ertrunken.

Erzählen wir wie diese furchtbare Catastrophe sich zutrug.

Gleich am Abend und schon im Augenblick unserer Abfahrt drohte der Südwind, der die Wolken zusammentrieb und mit großer Heftigkeit blies. Wir steuerten parallel an der Küste hin; der Rio Pardo hatte, wie ich bereits gesagt, etwa dreißig Mann an Bord, einen Zwölfpfünder auf Walzen, eine Anzahl Koffer und eine große Menge von Gegenständen aller Art die wir aus Vorsicht mitgenommen, denn wir wußten nicht wie viel Zeit wir auf dem Meere zubringen, an welches Ufer wir gerathen und unter welchen Umständen wir dieses Ufer erreichen würden, da wir uns auf dem Wege nach einem feindlichen Lande befanden.

Das Schiff war also überladen, und so wurde es oft gänzlich bedeckt von den Wellen, die von Minute zu Minute mit dem Winde wuchsen und es einige Mal zu verschlingen drohten. Ich beschloß daher mich der Küste zu nähern und wo möglich an einem Punkte zu landen der uns zugänglich schiene; aber das Meer, das immer ärger tobte, gestattete uns nicht die passende Stellung zu wählen; wir wurden von einer furchtbaren Welle überdeckt die uns vollständig auf die Seite warf.

Ich befand mich in diesem Augenblick hoch oben auf dem Fockstagmast, wo ich einen Weg

durch die Klippen zu entdecken hoffte; der Lancione schlug mit dem Steuerbord um, und ich wurde etwa dreißig Fuß hinweggeschleudert.

Obschon ich mich in einer gefährlichen Lage befand, dachte ich doch, bei der Zuversicht die meine Schwimmkunst mir einflößte, keinen Augenblick an den Tod; da ich aber einige Cameraden bei mir hatte die keine Seeleute waren, und die ich kaum vorher im höchsten Grade seekrank auf dem Verdeck liegen gesehen, so schwamm ich nicht nach der Küste, sondern raffte einige Gegenstände zusammen die vermöge ihrer Leichtigkeit auf der Oberfläche zu bleiben versprachen, und schob sie gegen das Schiff. Zugleich rief ich meinen Leuten zu, sie sollten sich ins Meer werfen, irgend ein Strandgut ergreifen und das Ufer zu gewinnen suchen, das wohl noch eine Miglie entfernt war. Das Schiff war umgeschlagen, aber das Mastwerk erhielt es noch auf seiner Backbordseite außerhalb des Wassers.

Der Erste den ich sah hatte sich an den Wandtauen festgeklammert; es war Eduard Mutru, einer meiner besten Freunde; ich schob ihm ein Stück von einer Treppenluke zu, mit der Ermahnung es nicht aus der Hand zu lassen.

Als er auf dem Wege zur Rettung war, warf ich meine Blicke auf das Schiff.

Das Erste oder vielmehr das Einzige was ich sah, war mein theurer, muthvoller Ludwig Carniglia; er befand sich im Augenblick der Catastrophe am Steuerruder und hatte sich am Hinter-

theil des Schiffes festgeklammert; unglücklicher Weise trug er gerade eine schwere Tuchjacke die er nicht mehr hatte ausziehen können, und die ihm die Arme dermassen zusammenschnürte, daß er unmöglich schwimmen konnte so lange er darin gefangen war. Er rief mir das zu, als er sah daß ich gegen ihn her kam.

— Halt nur fest, antwortete ich, ich komme dir zu Hilfe.

In der That kletterte ich wie eine Katze auf das Schiff zurück und gelangte zu ihm. Ich klammerte mich dann mit einer Hand an einem Vorsprung fest, mit der andern zog ich ein Messerchen aus der Tasche das unglücklicher Weise ziemlich schlecht schnitt, und begann die Jacke am Kragen und am Rücken aufzutrennen; noch eine einzige Anstrengung, und ich hatte den armen Carniglia von seinem Hinderniß befreit, als auf einmal eine furchtbare Welle über uns zusammenschlug, das Schiff zertrümmerte und alle noch am Bord befindliche Mannschaft ins Meer warf; Carniglia wurde wie die andern hinabgestürzt und kam nicht wieder zum Vorschein.

Ich selbst wurde wie ein Wurfgeschoß in die Tiefe des Meeres geschleudert und kam ganz betäubt wieder an die Oberfläche empor, hatte aber mitten in meiner Betäubung nur eine einzige Idee, nämlich meinem theuern Ludwig zu Hilfe zu kommen. Ich schwamm also um das Gerippe des Schiffes herum und rief mitten im Sturmesgebraus und Meeresgetobe beständig seinen

Namen, aber er antwortete mir nicht; er war für immer verschlungen, dieser wackere Camerad der mir auf dem Plata das Leben gerettet, und dem ich trotz aller Anstrengungen seine That nicht zu vergelten vermochte.

Als ich die Hoffnung aufgeben mußte meinem Carniglia zu helfen, warf ich meine Blicke wieder um mich her. Es war ohne Zweifel eine Gnade von Gott, aber in diesem Augenblick allgemeiner Todesnoth hatte ich nicht die mindeste Angst um meine eigene Rettung, so daß ich mich mit den Andern beschäftigen konnte.

Jetzt sah ich meine Cameraden zerstreut, nach Maßgabe ihrer Geschicklichkeit oder Kraft von einander getrennt, auf das Ufer los schwimmen. Ich holte sie augenblicklich ein, warf ihnen einen Ruf der Aufmunterung zu, schwamm voraus und war einer der Ersten, wo nicht der Erste der durch die Klippen hinauskam, indem ich ungeheure, berghohe Wogen durchschneiden mußte.

Ich erreichte das Ufer. Mein Schmerz über den Verlust meines armen Carniglia ließ mich in Bezug auf mein eigenes Schicksal gleichgiltig und verlieh mir eine unüberwindliche Kraft.

Kaum hatte ich Fuß gefaßt, so drehte ich mich um, da ein letzter Schimmer von Hoffnung sich noch in mir regte.

Vielleicht konnte ich meinen Luigi noch einmal sehen.

Ich betrachtete diese verstörten, jeden Augenblick auf's Neue von den Wellen bedeckten Ge=

sichter eines ums andere, aber Carniglia war wirklich verschwunden; die Abgründe des Oceans hatten mir ihn nicht zurückgegeben.

Jetzt sah ich Eduard Mutru wieder, denjenigen der mir nach Carniglia der Liebste war und dem ich ein Stück von einer Treppenluke zugeschoben hatte, mit der Mahnung sich mit seiner ganzen Kraft daran festzuklammern. Ohne Zweifel hatte die Heftigkeit des Meeres ihm dasselbe aus den Händen gerissen. Er schwamm noch, war aber erschöpft, und die Krampfhaftigkeit seiner Bewegungen bewies daß er sich in der äußersten Noth befand .... Ich habe gesagt wie sehr ich ihn liebte; er war der zweite Bruder meines Herzens den ich an diesem Tage verlieren sollte. Ich wollte nicht in einem einzigen Augenblick um Alles kommen was ich in der Welt liebte. Ich stieß das Schiffstrümmer mit dessen Hilfe ich selbst das Ufer erreicht hatte ins Meer, warf mich mitten in die Wogen und suchte mit gänzlicher Gleichgiltigkeit die Gefahr wieder auf, welcher ich kaum erst entkommen war. In einer Minute war ich nur noch einige Klafter von Eduard entfernt und rief ihm zu:

— Halt fest! Muth .... Ich bin da, ich rette Dich!

Vergebliche Hoffnung, nutzlose Anstrengungen! Im Augenblick wo ich das schützende Holz gegen ihn vorschob, sank er unter und verschwand.

Ich stieß einen Schrei aus, ließ meine Stütze los und tauchte unter. Dann, als ich meinen

armen Freund nicht fand, dachte ich, er sei vielleicht an die Oberfläche des Wassers zurückgekommen. Ich arbeitete mich wieder hinauf, es war Nichts! Ich tauchte wieder unter und kehrte von Neuem zurück. Ich rief mit derselben Verzweiflung nach ihm wie ich nach Carniglia gerufen hatte, aber eben so vergeblich; auch Eduard Mutru war verschlungen von den Tiefen dieses Oceans den er so muthvoll durchfahren hatte um zu mir zu gelangen und der Sache der Völker zu dienen.

Abermals ein Märtyrer der italienischen Freiheit der weder sein Grab noch sein Kreuz haben wird!

Die Leichname der sechszehn Ertrunkenen die wir bei diesem Unglücksfall zählten, dieser treuen Genossen meiner Abenteuer, wurden mehr als dreißig Miglien weit gegen Norden von den Wogen fortgewälzt und von den Strömungen hingerissen. Ich suchte jetzt unter den vierzehn Ueberlebenden, die in diesem Augenblick sämmtlich das Ufer erreicht hatten, ein befreundetes Gesicht, eine italienische Physionomie.

Nicht eine einzige!

Die sechs Italiener die mich begleitet hatten waren todt: Carniglia, Mutru, Staderini, Navone, Giovanni . . . Der Name des sechsten ist mir entfallen.

Ich bitte das Vaterland um Verzeihung daß ich ihn vergessen habe; ich weiß wohl daß ich dieß nach einem Zeitraume von zwölf Jahren schreibe; ich weiß wohl daß seit dieser Zeit viele weit furcht-

barere Ereignisse als das so eben erzählte in meinem Leben vorgekommen sind; ich weiß wohl daß ich eine Nation fallen gesehen, daß ich vergebens die Vertheidigung einer Stadt versucht; ich weiß wohl daß ich verfolgt, verbannt, gehetzt gleich einem wilden Thier, die Frau welche das Herz meines Herzens geworden war ins Grab gelegt habe; ich weiß wohl daß ich, als das Grab kaum ausgefüllt war, von demselben fliehen mußte wie einer der Verdammten Dante's die mit rückwärts gebogenem Kopfe voran schreiten; ich weiß wohl daß ich kein Asyl mehr habe, daß ich von der äußersten Spitze Africa's her auf dieses Europa blicke das mich wie einen Banditen verstößt, während ich stets nur einen einzigen Gedanken, eine einzige Liebe, eine einzige Verzweiflung gehabt habe, nämlich das Vaterland; ich weiß das Alles wohl, aber darum bleibt es nicht minder wahr daß ich mich dieses Namens erinnern müßte.

Leider erinnere ich mich seiner nicht!

Tanger, März und April 1859.

J. G.

XXII.

John Griggs.

Seltsam! Es waren, abgesehen von mir selbst, just die guten, tüchtigen Schwimmer die ihren Tod gefunden. Ohne Zweifel hatten sie, im Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit, es vernachlässigt sich der schwimmenden Trümmer zu bemächtigen

und sich ohne diese Hilfe über dem Wasser zu erhalten gehofft, während dagegen unter denjenigen die ich ganz unverletzt wieder um mich versammelt fand einige junge Amerikaner waren, von denen ich selbst mitangesehen hatte daß es sie Mühe kostete über einen zehn Fuß breiten Flußarm zu schwimmen.

Dieß schien mir unglaublich, und dennoch war es die Wahrheit.

Die Welt däuchte mich eine Wüstniß.

Ich setzte mich ans Ufer, ließ meinen Kopf in meine Hände sinken, und ich glaube daß ich weinte.

Mitten in meiner Abspannung drang eine Klage an mein Ohr.

Jetzt erinnerte ich mich daß ich, obschon diese Leute mir unbekannt, beinahe fremd waren, dennoch als ihr Anführer im Kampf oder Schiffbruch die Verpflichtung hatte ihr Vater in der Noth zu sein.

Ich richtete mein Haupt wieder empor.

— Was gibt es? fragte ich, und wer klagt?

Zwei oder drei Mann antworteten zähneklappernd.

— Ich friere.

Nun erst spürte ich, der ich bisher nicht daran gedacht hatte, daß ich ebenfalls fror.

Ich stand auf und schüttelte mich; einige meiner Cameraden waren bereits erstarrt und saßen oder lagen da um sich nicht wieder zu erheben.

Ich zupfte sie beim Arm.

Drei oder vier befanden sich in derjenigen Periode der Erstarrung wo man die Mattigkeit des Todes dem Leiden der Bewegung vorzieht.

Ich rief die Kräftigsten zu Hilfe, zwang die Erstarrten sich zu erheben, nahm einen von ihnen bei der Hand, ermahnte diejenigen die ihre Kräfte noch nicht verloren hatten dasselbe zu thun, und rief ihnen zu:

— Laßt uns laufen.

Zugleich ging ich mit dem Beispiel voran.

Anfangs war es schwer, ja sogar sehr schmerzhaft, unsere steifgewordenen Gelenke in Bewegung zu bringen; aber allmählig fanden unsere Glieder ihre Elasticität wieder.

Wir tummelten uns ungefähr eine Stunde lang herum; dann hatte unser neuerwärmtes Blut seinen Kreislauf in unsern Adern wieder begonnen.

Wir hatten unsere Turnübung in der Nähe des Aseriguaflusses angestellt, der sich parallel mit dem Meere hinzieht und eine halbe Miglie von dem Ort wo wir waren in dasselbe ergießt; dann zogen wir am rechten Ufer des Flusses hinauf und fanden, ungefähr vier Miglien von unserem Ausgangspunct, eine Estancia und in derselben die Gastfreundschaft die ewig auf der Schwelle eines amerikanischen Hauses sitzt.

Unser zweites Schiff, das von Griggs commandirt wurde und Seival hieß, konnte, obschon kaum größer als der Rio Pardo, in Folge

seiner verschiedenen Bauart, gegen den Sturm ankämpfen, ihm Trotz bieten und siegreich seinen Weg fortsetzen.

Ich muß aber auch sagen daß Griggs ein vortrefflicher Seemann war.

Ich schreibe von einem Tage auf den andern, da ich morgen vielleicht genöthigt werde die Zufluchtsstätte zu verlassen wo ich heute ausruhe. Ich weiß nicht ob ich später Zeit bekommen werde von diesem trefflichen, tapfern jungen Mann all das Gute zu sagen was ich von ihm denke; ich will daher, da sein Name sich gerade unter meiner Feder befindet, jetzt den Tribut bezahlen den ich seinem Gedächtniß schulde.

Armer Griggs! Ich habe kaum ein Wort von ihm gesprochen, und gleichwohl, wo habe ich je einen Mann von bewundernswürdigerem Muth und liebenswürdigerem Charakter getroffen? — Von einer reichen Familie stammend, hatte er sein Geld sein Genie und sein Blut der aufkeimenden Republik dargeboten, und er hat Alles was er ihr versprochen in vollstem Maße geleistet. Eines Tags kam ein Brief von seinen Verwandten in Nordamerika, die ihn einluden eine colossale Erbschaft in Empfang zu nehmen; aber er hatte bereits das schönste Erbe empfangen das einem Manne von Ueberzeugung, Treue und Glauben beschieden ist, die Märtyrerspalme! Er war gestorben für ein unglückliches, aber hochherziges und tapferes Volk. Und ich, der ich so viele glorreiche Todesfälle gesehen, ich hatte den

Druck von E. Greiner in Stuttgart.

Memoiren

des

Generals Garibaldi

herausgegeben von

Alexander Dumas.

Deutsch von

Dr. Gottlob Fink.

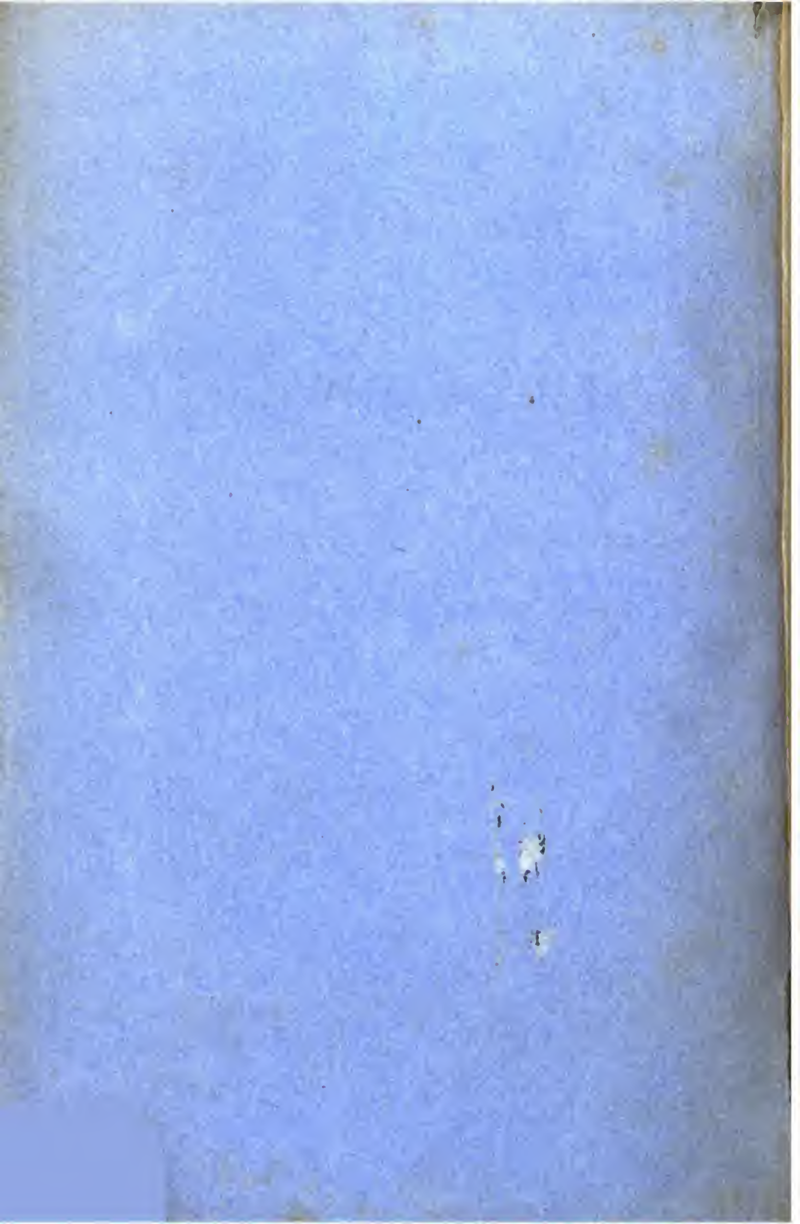
Zweiter Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1860.





den Körper meines armen Freundes entzweigespalten gesehen wie einen Eichstamm durch das Beil des Holzhauers; die Büste mit seinem unerschrockenen, noch von der Flamme des Kampfes bepurpurten Gesichte war aufrecht auf dem Verdeck der Cassapa stehen geblieben, aber die Glieder lagen zerschmettert und vom Leibe abgerissen rings um ihn her. Ein Kartätschenschuß hatte ihn aus der Nähe von zwanzig Schritten getroffen, und so verstümmelt zeigte er sich mir an dem Tage wo ich mit einem meiner Gefährten, auf Befehl des Generals Canavarro, die Flottille anzündete und das Schiff meines Freundes bestieg, der so eben buchstäblich wie vom Blitz erschlagen worden war.

O Freiheit, Freiheit! welche Königin der Erde kann sich rühmen in ihrem Gefolge eine Heldenschaar zu besizen wie du sie im Himmel hast!

XXIII.

Santa Catarina.

Derjenige Theil der Provinz Santa Catarina wo wir Schiffbruch litten hatte sich glücklicher Weise, bei der Nachricht vom Anrücken der republikanischen Streitkräfte, gegen den Kaiser empört; wir fanden also keine Feinde, sondern Verbündete; wir wurden nicht bekämpft, sondern mit Jubel begrüßt, und die armen Einwohner welche wir um Gastfreundschaft angesprochen stellten uns all' ihre Transportmittel zur Verfügung.

Der Capitän Balduino ließ mir sein Pferd vorführen, und wir begaben uns unverzüglich auf den Marsch um zu Canavarro's Vortrab unter dem Obersten Texeira zu stoßen, der so rasch als möglich nach der Lagune von Santa Catarina marschirte, in der Hoffnung sie zu überrumpeln. *)

Ich muß gestehen daß es uns wenig Mühe kostete das Städtchen zu bekommen, das die Lagune beherrscht und das seinen Namen von ihr geborgt hat. Die Besazung trat hastig den Rückzug an, und drei kleine Kriegsschiffe ergaben sich nach einem schwachen Kampfe; ich ging mit meinen Schiffbrüchigen an Bord der Gölette Itaparika, die mit sieben Kanonen ausgerüstet war.

In den ersten Tagen dieser Beschäftigung schien das Glück einen Vertrag mit den Republikanern abgeschlossen zu haben: die Kaiserlichen, die an einen so plözlichen Einfall der Lezteren nicht glaubten und nur unbestimmte Nachrichten von ihnen besaßen, hatten Befehl ertheilt die Lagune mit Waffen, Munition und Soldaten zu versehen; nun aber kam dieß Alles an als wir bereits Herren der Stadt waren und fiel folglich in unsere Hände; was die Einwohner betraf, so empfingen sie uns als Brüder und Befreier, ein Titel den wir leider während unseres Aufenthaltes inmitten dieser freundlichen Bevölkerung nicht zu rechtfertigen wußten.

---

*) Diese Provinz Santa Catarina ist dieselbe welche der Kaiser von Brasilien seiner Schwester bei ihrer Vermählung mit dem Prinzen von Joinville zur Mitgift gab.

Canavarro schlug sein Hauptquartier in der Lagunenstadt auf, welche die Republikaner Giuliana tauften, weil sie im Monat Juli darin eingezogen waren. Er versprach die Errichtung einer Provinzialregierung, deren erster Präsident ein ehrwürdiger Priester war welcher einen großen Nimbus bei dieser ganzen Bevölkerung besaß; die eigentliche Seele derselben war, mit dem Titel eines Regierungssecretärs, Rossetti, der sich freilich zu allen Aemtern vortrefflich eignete.

Alles ging also vollkommen nach Wunsch: der Oberst Texeira mit seiner wackern Vortrabscolonne hatte die Feinde verfolgt, sie genöthigt sich in der Hauptstadt der Provinz einzuschließen und sich des größern Theiles vom Lande bemächtigt; wir wurden von allen Seiten her mit offenen Armen empfangen und verstärkten uns mit einer großen Anzahl kaiserlicher Deserteure.

Prächtige Pläne wurden von dem General Canavarro entworfen, einem äußerst biedern Soldaten der unter einem rauhen Aeußern ein treffliches Herz barg; er pflegte zu sagen, aus dieser Lagune von Santa Catarina werde die Hyder hervorgehen die das Kaiserreich verschlinge, und vielleicht wären seine Worte zur Wahrheit geworden, wenn man bei dieser Expedition mit mehr Verstand und Vorsicht zu Werke gegangen wäre; aber unser hochmüthiges Gebahren gegen die Einwohner und die Unzulänglichkeit der Mittel brachten uns um die Früchte dieses glänzenden Feldzugs.

XXIV.

Eine Frau.

Ich hatte niemals ans Heirathen gedacht und glaubte mich auch, bei meinem Unabhängigkeitssinn und unwiderstehlichen Drang zu einem abenteuerlichen Leben, gänzlich unfähig zu einer Gattenrolle; eine Frau und Kinder zu haben schien mir ganz unmöglich für einen Mann der sein Leben einem Princip geweiht hat, dessen Erfolg, so vollständig er auch sein mag, ihm doch niemals die für einen Familienvater nothwendige Gemüthsruhe lassen kann. Das Schicksal hatte anders beschlossen: nach dem Tode Ludwigs, Eduards und meiner andern Gefährten fühlte ich mich gänzlich verlassen, und es war mir als stände ich allein da in der Welt.

Es war mir nicht ein einziger jener Freunde geblieben deren das Herz bedarf wie das Leben der Nahrung bedarf. Die Ueberlebenden waren mir, wie ich bereits gesagt habe, fremd; es waren ohne Zweifel wackere Seelen und gute Herzen; aber ich kannte sie zu kurze Zeit um auch nur mit einem einzigen von ihnen in ein innigeres Verhältniß getreten zu sein. In dieser unermeßlichen Leere die durch die furchtbare Catastrophe um mich her entstanden war, fühlte ich das Bedürfniß nach einer Seele die mich liebte; ohne diese Seele wurde mir das Dasein unerträglich, beinahe unmöglich. Ich hatte zwar Rossetti,

das heißt einen Bruder, wieder gefunden; aber Rossetti wurde von seinen Amtspflichten dermassen in Anspruch genommen daß er nicht mit mir zusammen leben konnte, und ich sah ihn kaum einmal in der Woche. Ich hatte also, wie gesagt, das Bedürfniß nach irgend Jemand der mich liebte. Nun aber ist die Freundschaft eine Frucht der Zeit: sie braucht Jahre um zu reifen, während die Liebe dem Blitze gleicht und zuweilen eine Tochter des Sturmes ist.

Doch was liegt daran? Ich gehöre zu denjenigen welche die Stürme, wie sie auch sein mögen, den Windstillen des Lebens und des Herzens vorziehen.

Ich mußte also eine Frau haben; eine Frau allein konnte mich heilen; eine Frau, das heißt die einzige Zuflucht, der einzige Engel des Trostes, der Stern im Sturme. Eine Frau ist die Gottheit die man niemals vergebens anruft wenn man sie mit dem Herzen, und besonders wenn man sie im Unglück anruft.

Mit diesem unaufhörlichen Gedanken wandte ich von meiner Cajüte auf der Itaparica aus meinen Blick nach dem Lande. Der Hügel von Barra war in der Nähe, und von meinem Bord aus entdeckte ich schöne junge Mädchen mit verschiedenen häuslichen Arbeiten beschäftigt. Eine von ihnen zog mich ganz besonders an. — Man befahl mir zu landen, und ich begab mich sogleich nach dem Hause auf welchem mein Blick schon so lange haftete; mein Herz pochte, aber

bei all seiner Aufregung beherbergte es einen jener Entschlüsse die niemals nachgeben. — Ein Mann lud mich zum Eintritt ein; ich wäre eingetreten wenn er mirs auch verboten hätte; — ich hatte diesen Mann einmal gesehen. Ich sah das junge Mädchen und sagte zu ihr: „Jungfrau, du mußt die Meinige werden!" Durch diese einfachen Worte hatte ich ein Band geschaffen das nur der Tod zerreißen konnte. Ich war an einen verbotenen Schaz gerathen, aber an einen Schaz von solchem Werth! . . . Wenn dabei ein Fehler begangen wurde, so war die Schuld gänzlich auf meiner Seite. Es war ein Fehler wenn zwei Herzen durch ihre Vereinigung die Seele eines Unschuldigen zerrissen.

Aber sie ist todt und er ist gerächt! — Wo habe ich die Größe des Fehlers erfahren? — Hier, an den Mündungen des Eridanus, an dem Tage als ich, in der Hoffnung sie dem Tod abzukämpfen, krampfhaft ihren Puls drückte um seine letzten Schläge zu zählen, als ich ihren entfliehenden Athem einsog, ihren keuchenden Hauch mit meinen Lippen auffing. Ach! ich küßte sterbende Lippen; ach! ich umschloß eine Leiche, und ich weinte die Thränen der Verzweiflung.*)

---

*) Diese Stelle ist absichtlich mit einem dunkeln Schleier bedeckt, denn als ich nach ihrer Durchlesung zu Garibaldi zurückkehrte und ihm sagte: „Lesen Sie das, lieber Freund; die Sache scheint mir nicht klar," da las er sie wirklich, antwortete aber nach einer Weile

XXV.

Der Streifzug.

Der General hatte beschlossen daß ich mit drei wohlgerüsteten Schiffen ausziehen solle um die kaiserlichen Flaggen anzugreifen die an der Küste Brasiliens kreuzten. Ich bereitete mich zu diesem harten Geschäfte vor, indem ich alle zu meiner Ausrüstung nöthigen Elemente zusammenraffte. Meine drei Schiffe waren der Rio Pardo, unter meinem eigenen Befehl, die Cassapara, unter Griggs — beides Göletten — und der Seival, unter dem Italiener Lorenzo. Die Mündung der Lagune war von den kaiserlichen Kriegsschiffen blokirt; aber wir zogen bei Nacht hinaus ohne beunruhigt zu werden. Anita, fortan die Genossin meines ganzen Lebens und folglich aller meiner Gefahren, hatte durchaus darauf bestanden sich mit mir einzuschiffen.

Auf der Höhe von Santos angelangt, stießen wir auf eine kaiserliche Corvette die vergebens zwei Tage lang Jagd auf uns machte. Am zweiten Tag näherten wir uns der Insel do Abrigo, wo wir zwei mit Reis beladene Sumaken wegfingen. Wir sezten unsere Kreuzfahrt fort und machten noch einige andere Prisen. Acht Tage nach unserer Abfahrt steuerte ich auf die Lagune zu.

---

mit einem Seufzer: „Es muß so bleiben." Zwei Tage später schickte er mir ein Heft mit der Ueberschrift: Anita Garibaldi.

Ich weiß nicht warum ich ein unheimliches Vorgefühl dessen hatte was hier vorfiel; schon vor unserer Abfahrt hatte sich nemlich ein gewisses Mißvergnügen gegen uns kundgegeben. Ich war überdieß von der Annäherung eines bedeutenden Truppencorps unter dem General Andrea, der sich durch Herstellung des Friedens auf Para einen großen Ruf erworben hatte, in Kenntniß gesezt.

Auf der Höhe der Insel Santa Catarina begegneten wir bei unserer Rückfahrt einer brasilianischen Kriegspatasche. Wir hatten den Rio Pardo und den Seival. Seit mehreren Tagen hatte sich die Cassapara während einer dunkeln Nacht von uns getrennt. Wir entdeckten das feindliche Schiff von unserm Vordertheil aus, und es war unmöglich ihm auszuweichen. Wir steuerten also auf dasselbe zu und griffen es entschlossen an. Wir begannen das Feuer und der Feind antwortete; aber da die See hoch ging, so hatte der Kampf nur ein geringes Resultat. Er endete mit dem Verlust einiger unserer Prisen; ihre Commandanten hatten, erschreckt durch die Ueberlegenheit des Feindes, die Segel gestrichen.

Andere begaben sich nach der nahen Küste.

Eine einzige von unsern Prisen wurde gerettet; ihr Befehlshaber war Ignaz Bilbao, ein wackerer Biscayer der mit ihr in den damals in unserer Gewalt befindlichen Hafen von Imbituba einfuhr. Der Seival schlug, da seine Geschütze

demontirt waren und er Wasser fing, dieselbe Richtung ein; ich war also genöthigt das Gleiche zu thun, da ich zu schwach war um allein das Meer zu behaupten.

Wir zogen, vom Nordostwind getrieben, in Imbituba ein; mit einem solchen Wind war es uns unmöglich in die Lagune zurückzukehren, und voraussichtlich hatten wir von den kaiserlichen Schiffen die in Santa Catarina stationirten und von dem Andurinka, dem Kriegsschiff mit welchem wir zu thun gehabt, in Kenntniß gesezt waren einen Angriff zu erwarten: wir mußten uns also zum Kampf vorbereiten. Die demontirten Kanonen des Seival wurden auf ein Vorgebirge gebracht welches die Bucht gegen Osten zu verschloß, und auf diesem Vorgebirge errichteten wir eine mit Schanzkörben bedeckte Batterie.

In der That bemerkten wir schon am folgenden Tag beim Morgengrauen drei Schiffe die auf uns zukamen. Der Rio Pardo wurde im Hintergrund der Bucht quer gelegt und begann einen sehr ungleichen Kampf, da die Kaiserlichen unendlich stärker waren als wir.

Ich hatte Anita ans Land bringen wollen, allein sie hatte sich geweigert, und da ich im Grund meines Herzens ihren Muth bewunderte und darauf stolz war, so that ich, nachdem meine ersten Bitten zurückgewiesen worden, bei dieser und bei andern Gelegenheiten Nichts um ihren Willen zu erzwingen.

Der Feind, der durch den zunehmenden Wind in seinem Manöver begünstigt wurde, behauptete sich unter Segel, indem er kleine Schläge machte und uns wüthend beschoß. Auf diese Art konnte er nach Belieben alle Winkel seines Feuers öffnen und richtete es gänzlich auf unsere Gölette. Gleichwohl kämpften wir unserer Seits mit der hartnäckigsten Entschlossenheit, und da wir aus solcher Nähe angriffen daß man sich der Carabiner bedienen konnte, so war das Feuer von beiden Seiten im höchsten Grade mörderisch; in Folge unserer numerischen Schwäche waren die Verluste bei uns größer als bei den Kaiserlichen, und schon war unser Verdeck mit Leichnamen und Verstümmelten übersät; aber obgleich die Flanke unseres Schiffes von Kugeln durchlöchert war, obgleich unser Mastwerk bedeutenden Schaden gelitten hatte, waren wir entschlossen nicht zu weichen und uns lieber bis auf den lezten Mann tödten zu lassen als zu ergeben. Allerdings wurden wir in diesem hochherzigen Entschlusse durch den Anblick der brasilianischen Amazone bestärkt die wir an Bord hatten. Anita hatte, wie ich bereits gesagt, sich nicht bloß geweigert ans Land zu gehen, sondern sie nahm auch mit dem Carabiner in der Hand am Kampfe Theil. Wir wurden in demselben, das muß ich gestehen, wacker unterstüzt von Manoel Rodriguez, dem tapfern Commandanten unserer Landbatterie, die über die ganze Dauer des Gefechts eben so geschickt als kräftig Feuer gab.

Der Feind war sehr hartnäckig, besonders gegen die Gölette. Mehreremal während des Kampfes bedrängte er sie in solcher Nähe daß ich glaubte er wolle eine Enterung versuchen. Er wäre willkommen gewesen. Wir waren auf Alles vorbereitet.

Endlich nach fünfstündigem erbittertem Kampfe trat der Feind zu unserm großen Erstaunen den Rückzug an; später erfuhren wir daß der Commandant der schönen Amerikanerin gefallen war, und daß sein Tod das Ende des Kampfes veranlaßt hatte.

Während dieses Gefechtes hatte ich eine der lebhaftesten und schmerzlichsten Gemüthserregungen meines Lebens. Anita, die mit dem Säbel in der Hand auf dem Verdeck der Gölette stand und unsere Leute anfeuerte, wurde nebst zwei Mann von einer Kanonenkugel niedergeworfen. Ich sprang auf sie zu, in der Meinung nur noch eine Leiche vorzufinden, aber sie erhob sich ganz unverlezt wieder, während die beiden Mann todt waren. Ich bat sie jezt aufs Dringendste sie möchte ins Zwischendeck hinabgehen.

— Ja ich will hinunter, sagte sie, aber nur um die Memmen heraufzujagen die sich dort verkrochen haben.

Sie ging wirklich hinab, kam aber bald wieder, indem sie zwei oder drei Matrosen vor sich her trieb, die sich jezt aufs Tiefste schämten daß sie weniger Muth gezeigt hatten als ein Weib.

Den Rest des Tages verwandten wir dazu

daß wir unsere Todten beerdigten und die sehr bedeutenden Schäden ausbesserten welche das feindliche Feuer unserer Gölette zugefügt hatte. Als am folgenden Tag die Kaiserlichen nicht wieder zum Vorschein kamen, so schifften wir, da sie sich ohne Zweifel zu einem neuen Angriff vorbereiteten, unsere Kanonen ein, lichteten gegen Nacht den Anker und steuerten von Neuem auf die Lagune zu.

Als der Feind unsere Abfahrt bemerkte, waren wir schon weit; gleichwohl begann er uns zu verfolgen, konnte uns aber erst im Verlauf des folgenden Tags einige Kanonenschüsse nachschicken die keinen Schaden thaten, so daß wir ohne weitern Unfall in die Lagune zurückkehrten, wo die Unsrigen uns mit Jubel empfingen und sich nicht genug darüber wundern konnten daß wir einem numerisch so überlegenen Feind entkommen waren.

XXVI.

Die Plünderung von Imerui.

Andere Ereignisse erwarteten uns in der Lagune.

Da die Feinde fortwährend vom Lande her in so überlegener Stärke gegen uns heranrückten daß keine Aussicht auf einen erfolgreichen Widerstand vorhanden war, und da wir uns auf der andern Seite durch Ungeschicklichkeiten und Brutalitäten die Einwohner der Provinz Santa Ca-

tarina dermaßen entfremdet hatten, daß sie im Begriff standen sich zu empören und an die Kaiserlichen anzuschließen; da ferner die Bevölkerung der am äußersten Ende des Sees gelegenen Stadt Imerui sich sogar bereits empört hatte, so erhielt ich vom General Canavarro Befehl diese unglückliche Ortschaft mit Feuer und Schwert zu züchtigen, und ich mußte durchaus dem Commando gehorchen.

Die Einwohner und die Besazung hatten von der Seeseite her Vorbereitungen zur Vertheidigung getroffen; ich landete also in einer Entfernung von drei Miglien und überfiel sie, im Augenblick wo sie es am wenigsten erwarteten, von der Bergseite her; überrumpelt und geschlagen, wurde die Besazung in die Flucht gejagt, und wir waren die Herren von Imerui.

Ich wünsche für mich selbst, so wie für jedes noch nicht ganz entmenschte Geschöpf, daß ich nie wieder einen solchen Befehl empfangen möge; dieser aber hatte so bestimmt gelautet daß ich mich schlechterdings ihm nicht entziehen konnte. Obschon es lange und ausführliche Berichte über solche Geschichten gibt, halte ich es doch für unmöglich daß die furchtbarste Darstellung die Wirklichkeit erreicht. Möge der liebe Gott sich meiner erbarmen und mir vergeben; aber ich habe nie in meinem Leben einen Tag gehabt der eine so bittere Erinnerung in meiner Seele zurückgelassen hätte wie dieser. Niemand macht sich einen Begriff davon wieviel Mühe es mich, nachdem ich

die Plünderung freigestellt, kostete Gewaltsamkeiten gegen die Personen zu verhindern und die Zerstörung auf leblose Dinge zu beschränken, und gleichwohl gelang es mir, glaube ich, über alle Erwartung; aber was Hab und Gut anbetraf, so war es mir unmöglich der Unordnung vorzubeugen. Nichts wirkte da, weder das Ansehen des Commandos noch Strafen noch sogar Schläge. Ich mußte zulezt mit der Rückkehr des Feindes drohen.

Ich verbreitete das Gerücht, er habe Verstärkung erhalten und kehre gegen uns zurück, aber Alles war vergebens, und wäre der Feind wirklich zurückgekommen, so hätte er uns in unserer vollständigen Auflösung gänzlich zusammenhauen können. Unglücklicher Weise hatte die Stadt, obschon sie klein war, eine Menge Magazine voll von Weinen und alcoholhaltigen Getränken, so daß, außer mir selbst der ich nie etwas Anderes als Wasser trinke, und einigen Offizieren die ich bei mir zurückzuhalten gewußt hatte, Alles toll und voll war; dazu kam daß ich meine Leute zum größten Theile kaum kannte, daß sie neuangeworbene Recruten und folglich noch ohne Disciplin waren. Fünfzig entschlossene Krieger die uns unversehens überfallen hätten, würden uns ganz sicherlich den Garaus gemacht haben. Endlich jedoch gelang es mir durch Drohungen und Anstrengungen aller Art diese entfesselten Bestien wieder aufs Schiff zu bringen.

Man brachte einige Lebensmittel sowie etliche

vor der Plünderung bewahrt gebliebene und zur Vertheilung bestimmte Gegenstände aufs Schiff und kehrte in die Lagune zurück.

Während dieser Zeit zog sich der Vortrab des Obersten Texeira vor dem Feinde zurück, der rasch und zahlreich heranrückte.

Als wir in die Lagune zurückkamen, begann man das Gepäck auf das rechte Ufer zu schaffen, und bald mußten die Truppen nachfolgen.

XXVII.

Neue Kämpfe.

Ich hatte an dem Tage wo die Division auf das rechte Ufer gebracht wurde viel zu schaffen, denn wenn auch die Armee nicht sehr zahlreich war, so wollten doch das Gepäcke und die Hindernisse aller Art kein Ende nehmen. An der schmalsten Spitze der Mündung verdoppelte die Strömung ihre Heftigkeit. Man arbeitete also von Sonnenaufgang bis Mittag um die Division mit Hilfe aller Barken die man auftreiben konnte herüberzuschaffen.

Gegen Mittag begann die feindliche Flottille, aus zweiundzwanzig Segeln bestehend, zu erscheinen; sie vereinigte ihre Bewegungen mit den Landtruppen, und selbst auf den Kriegsschiffen befand sich außer der gewöhnlichen Mannschaft eine große Menge Soldaten. Ich erkletterte den nächsten Berg um den Feind zu beobachten, und erkannte im Nu daß er den Plan hatte seine

Streitkräfte am Eingang der Lagune zu vereinigen. Ich benachrichtigte augenblicklich den General Canavarro davon, und dieser ertheilte augenblicklich die entsprechenden Befehle, aber trozdem kamen unsere Leute nicht früh genug um den Eingang der Lagune zu vertheidigen. Eine auf der Spize des Molo von uns errichtete und von dem wackern Capotto commandirte Batterie vermochte nur schwachen Widerstand zu leisten, da sie bloß Geschüze von kleinem Caliber hatte die überdieß von ungeschickten Artilleristen schlecht bedient wurden. Blieben unsere drei kleinen republikanischen Schiffe die auf die Hälfte der Mannschaft zurückgebracht waren, da man die andere Hälfte ans Land geschickt hatte um den Uebergang der Truppen zu unterstüzen. Theils aus Unmöglichkeit, theils weil sie dem furchtbaren Kampf der sich vorbereitete lieber fern bleiben wollten, stießen sie, troz der Befehle die ich abschickte, nicht zu uns, sondern überließen uns die ganze Last des Gefechtes.

Während dieser Zeit kam der Feind, vom Wind und der Fluth getrieben, mit vollen Segeln gegen uns. Ich eilte daher meinerseits an meinen Posten auf dem Rio Pardo, wo meine muthige Anita bereits die Kanonade begonnen hatte, indem sie das Geschüz dessen Direction sie übernommen selbst richtete, selbst Feuer gab und unsern eingeschüchterten Leuten Muth einsprach.

Der Kampf war furchtbar und hartnäckiger als man hätte glauben sollen. Wir verloren nicht

viel Leute, weil mehr als die Hälfte der Mannschaft auf dem Lande war; aber von den sechs Offizieren die auf das Schiff zurückgekehrt, war ich der einzige der am Leben blieb.

Alle unsere Geschüze wurden zu Schanden geschossen. Dann aber wurde der Kampf mit dem Carabiner fortgesetzt, und wir schoßen unaufhörlich so lange der Feind an uns vorüberzog. Während dieser ganzen Zeit blieb Anita bei mir, auf dem gefährlichsten Posten; sie wollte weder ans Land gehen noch von einem Schutzmittel Gebrauch machen; ja sie verschmähte es sogar sich zu bücken, was doch der tapferste Mann thut, wenn er sieht daß die Lunte an die feindliche Kanone gehalten wird.

Endlich glaubte ich ein Mittel gefunden zu haben um sie aus dem Bereich der Gefahr zu bringen.

Ich befahl ihr, und es bedurfte wenn sie gehorchen sollte eines Befehles von mir, besonders aber auch der Wahrscheinlichkeit daß der Mann den ich abschicken würde irgend einen Vorwand fände um nicht wiederzukehren — ich befahl ihr den General um Verstärkung zu bitten, mit dem Versprechen daß ich, wenn er mir diese Verstärkung schicken wollte, zur Verfolgung der Kaiserlichen in die Lagune zurückkehren und sie dermaßen beschäftigen würde daß sie an keine Landung denken sollten, müßte ich auch mit der Fackel in der Hand ihre Flotte anzünden. Anita versprach mir daß sie auf dem Land bleiben

und mir die Antwort durch einen zuverlässigen Mann schicken wolle, aber zu meinem großen Kummer kam sie selbst zurück: der General hatte mir keine Leute zu schicken; er befahl mir, nicht die feindliche Flotte zu verbrennen, was er als eine verzweifelte und nuzlose Anstrengung betrachtete, sondern zurückzukehren' nachdem ich die Hindernisse und die Munition gerettet hätte.

Ich gehorchte. Jetzt gelang es uns, unter dem Feuer das keinen Augenblick nachließ, die Waffen und die Munition ans Land schaffen zu lassen, eine Operation welche in Ermanglung eines Offiziers meine Anita leitete, während ich selbst von einem Schiff aufs andere ging und an den entzündbarsten Plaz von jedem das Feuer legte wovon es verzehrt werden sollte.

Dieß war eine furchtbare Aufgabe, da ich eine dreifache Revue von Todten und Verwundeten abhalten mußte. Es war eine wahre Mezig von Menschenfleisch; man schritt über die Büsten hin die von ihren Körpern getrennt waren; bei jedem Schritt stieß der Fuß auf abgerissene Glieder. Der Commandant des Itaparica, Juan Enriquez de la Laguna, lag unter zwei Drittheilen seiner Mannschaft, mit einer Kanonenkugel die ihm mitten in die Brust ein solches Loch gemacht hatte daß man den Arm hindurchstecken konnte. Der arme John Griggs war, wie ich schon oben erzählt habe, von einem Kartätschenschuß aus nächster Nähe geradezu entzweigerissen worden. Ich befühlte

mich bei diesem Anblick und fragte mich wie ich, da ich mich so wenig geschont als die Andern, hatte ganz bleiben können.

In einem Augenblick umhüllte eine Rauchwolke unsere Schiffe, und unsere wackern Todten erhielten wenigstens, da sie auf dem Verdeck ihrer Schiffe verbrannt wurden, einen ihrer würdigen Scheiterhaufen.

Während ich mein Zerstörungswerk vollbrachte, hatte Anita ihr Rettungswerk vollbracht. Aber wie? guter Gott! auf eine Art die mich mit Angst und Schrecken erfüllte. Um die Waffen auf die Küste zu schaffen und dann nach dem Schiff zurückzukehren, machte sie vielleicht zwanzig Fahrten und zwar beständig unter dem feindlichen Feuer hin. Sie befand sich in einer kleinen Barke mit zwei Ruderern, und diese armen Teufel bückten sich so tief wie möglich um den Flinten- und Kanonenkugeln auszuweichen.

Sie aber stand mitten im Kartätschenhagel fest auf dem Hintertheil des Schiffes, sie zeigte sich aufrecht, ruhig und stolz wie eine Pallasstatue, und Gott, der seine Hand über mich ausbreitete, bedeckte zu gleicher Zeit sie mit dem Schatten dieser Hand.

Es war beinahe sinkende Nacht als ich, nachdem ich die Ueberlebenden um mich gesammelt, das Ende unserer Division erreichte, die sich nach Rio Grande zurückzog, und zwar auf demselben Weg auf welchem wir einige Monate vorher mit

den freudigsten Hoffnungen im Siegerlaufe einhergekommen waren.

XXVIII.

Zu Pferde.

Inmitten der plötzlichen Wechselfälle meines abenteuervollen Daseins habe ich stets angenehme Stunden, gute Augenblicke gehabt, und obschon meine damalige Lage auf den ersten Blick nicht zu denjenigen zu gehören scheint die mir eine freundliche Erinnerung zurückließen, so kann ich sie dennoch, wo nicht als eine beglückte, so doch als eine an gemüthlichen Erregungen reiche bezeichnen.

An der Spize einer kleinen Handvoll Leute, des ganzen Ueberrestes von so vielen Streitern denen das Prädicat der Tapferkeit im vollen Maße zukam, zog ich, stolz auf die Lebenden, stolz auf die Todten, beinahe stolz auf mich selbst, zu Pferde einher. Neben mir ritt die Königin meiner Seele, die Frau die aller Bewunderung würdig war. Ich war in einer Laufbahn begriffen die noch anziehender war als die Marine: was kümmerte es mich daß ich, gleich dem griechischen Philosophen, Nichts besaß als was ich bei mir trug? daß ich einer armen Republik diente die Niemand bezahlte, und von welcher ich, wenn sie reich gewesen wäre, keine Bezahlung hätte annehmen wollen? Hatte ich nicht einen Säbel an meiner Seite hängen, einen Carabiner in meinem

Sattelbogen stecken? Hatte ich nicht neben mir Anita, meinen Schaz, ein Herz das ebenso glühend wie das meinige für die Sache der Völker schlug? Betrachtete sie nicht die Kämpfe als eine Belustigung, als eine einfache Zerstreuung des Lagerlebens? Die Zukunft lächelte mir heiter und beglückt, und je wilder und verlassener die amerikanischen Einöden wurden, um so köstlicher und schöner erschienen sie mir.

Wir sezten also unsern Rückmarsch bis nach Las Torres fort, der Grenze beider Provinzen, wo wir unser Lager schlugen. Der Feind hatte sich begnügt die Lagune wieder zu nehmen und uns nicht weiter verfolgt. Die Division Acunha, die aus der Provinz San-Paolo kam, vereinigte sich mit der Division Andrea und marschirte nach Cima-da-Serra, einem gebirgigen Departement das zur Provinz Rio Grande gehörte.

Die uns befreundeten Bergbewohner baten, da sie von überlegenen Truppen angegriffen wurden, den General Canavarro um Hilfe, und dieser entsandte eine Expedition unter dem Oberst Texeira. Wir nahmen Theil daran. Empfangen von den Serramins unter dem Oberst Aranha, schlugen wir bei Santa-Vittoria die feindliche Division gänzlich. Acunha ertrank im Pelatasfluß, und der größte Theil seiner Truppen gerieth in Gefangenschaft.

Dieser Sieg brachte die beiden Departements Vaccaria und Lages wieder unter die Botmäßig-

keit der Republik, und wir zogen triumphirend in der Hauptstadt des letzteren ein.

Die Nachricht vom Einfall der Kaiserlichen hatte der brasilianischen Partei wieder Muth gemacht, und Mello, ein feindlicher Chef, hatte in dieser Provinz sein Corps um etwa fünfhundert Reiter verstärkt.

Der General Bento Manoel, welchem der Auftrag geworden ihn zu bekämpfen, hatte dieß wegen seines Rückzugs nicht thun können und bloß den Oberst Portinko zur Verfolgung Mellos abgeschickt, der auf San Paolo marschirte.

Unsere Stellung und Stärke befähigte uns Mello nicht bloß den Paß zu verlegen, sondern ihn sogar zu vernichten. Das Schicksal wollte es nicht; ungewiß ob der Feind über Vaccaria oder über Coritibani kam, theilte der Oberst Texeira seine Truppe in zwei Corps und schickte den Obersten Aranha mit seiner besten Reiterei nach Vaccaria, während wir mit dem Fußvolk und nur wenigen Reitern, die beinahe sämmtlich unter den Gefangenen ausgehoben worden, nach Coritibani marschirten.

Denselben Weg machte der Feind.

Diese Theilung unserer Streitkräfte brachte uns Verderben; unser letzter Sieg, der feurige Character unseres Anführers und die Nachrichten die wir vom Feinde hatten, Alles das hatte zur Folge daß wir ihn gar zu sehr verachteten. Mit drei Tagmärschen waren wir in Coritibani und lagerten uns unfern dem Maromba, über welchen

die Kaiserlichen voraussichtlich sezen mußten. Man stellte einen Posten ans Ufer und Schildwachen an die Pläze wo man es für nöthig hielt; dann schlief man in aller Ruhe ein.

Ich jedoch war an diese Art von Kriegführung zu sehr gewöhnt als daß ich hätte fest schlafen können.

Um Mitternacht wurde der Posten am Flusse mit solcher Wuth angegriffen daß er kaum Zeit hatte zu entfliehen und einige Flintenschüsse mit dem Feinde zu wechseln.

Beim ersten Schusse war ich auf den Beinen und rief: „Zu den Waffen!" Auf diesen Ruf erwachte Alles und hielt sich zum Kampfe bereit. Kurz nach Tagesanbruch erschien der Feind und stellte sich, nachdem er über den Fluß gesezt, in einiger Entfernung von uns in Schlachtordnung auf. Jeder Andere als Texeira würde, beim Anblick der numerischen Ueberlegenheit seines Gegners, Eilboten nach dem zweiten Corps abgeschickt und bis zu seiner Vereinigung mit Aranha den Feind hingehalten haben; aber der tapfere Republikaner fürchtete, derselbe möchte sich zurückziehen und ihm dadurch eine Gelegenheit zum Fechten rauben. Er stürzte also in den Kampf ohne sich um die vortheilhafte Stellung seines Gegners viel zu kümmern.

Der Feind, der sich die Ungleichheiten des Bodens zu Nutzen machte, hatte seine Schlachtlinie auf einem ziemlich hohen Hügel aufgestellt, unter welchem ein tiefes, durch vieles Gebüsch

versperrtes Thal sich befand; überdieß hatte er in seinen Flanken einige Pelotons in Hinterhalt gelegt. Texeira befahl den Angriff, und sein Befehl wurde kräftig vollzogen. Der Feind trat jezt einen verstellten Rückzug an. Unsere Leute begannen ihn zu verfolgen, ohne ihr Gewehrfeuer einzustellen; aber auf einmal wurden sie von den im Hinterhalt gelegenen Pelotons angegriffen, die ihnen unsichtbar geblieben waren, jezt aber sie in der Flanke faßten und in Unordnung über das Thal zurückwarfen. Wir verloren bei diesem Scharmüzel einen unserer besten Offiziere, Manoel N . . ., den unser Chef sehr liebte. Aber unsre Linie bildete sich bald wieder und drang mit neuem Ungestüm vor; der Feind wich und trat den Rückzug an.

Es gab auf beiden Seiten nicht viele Todte oder Verwundete, denn es waren nur wenige Truppen in den Kampf gekommen.

Gleichwohl zog sich der Feind mit großer Hast zurück und wir verfolgten ihn hartnäckig; aber da seine zwei Cavalerielinien neun Miglien weit unaufhörlich flohen, so konnten wir mit unserer Infanterie ihn nicht einholen. Als wir in die Nähe des Passa du Maromba kamen, machte der Anführer unseres Vortrabs, Major Giacinto, dem Obersten die Meldung daß der Feind in größter Unordnung seine Ochsen und Pferde über den Fluß treibe, was ihm zu beweisen scheine daß derselbe seinen Rückzug fortsetzen wolle. Texeira besann sich keinen Augenblick: er ließ unser klei-

nes Reiterpeloton Galopp anschlagen und befahl mir so schnell als möglich mit meinem Fußvolk nachzurücken.

Aber dieser Rückzug war bloß eine Finte von unserem verschmizten Gegner, und leider gelang ihm seine List nur allzu gut. Die Terrainunebenheiten und sein hastiger Marsch hatten ihn unsern Blicken entrückt, und als er an den Fluß kam, hatte er zwar, wie der Major Giacinto zu wissen gethan, seine Ochsen und Pferde hinübergetrieben, aber die Mannschaft hatte sich hinter waldigen Hügeln versteckt und für uns unsichtbar gemacht.

Die Kaiserlichen ließen zur Unterstützung ihrer Plänklerlinie ein Peloton zurück, dann aber machten sie, da sie in Erfahrung gebracht daß wir in unserer Unvorsichtigkeit unser Fußvolk dahinten gelassen, einen Gegenmarsch, und bald sah man ihre Schwadronen den leichten Abhang eines Thales herankommen.

Unser Peloton, das den Feind auf seiner verstellten Flucht verfolgte, bemerkte die Schlinge zuerst, hatte jedoch nicht mehr Zeit ihr auszuweichen. Es wurde in der Flanke gefaßt und vollständig über den Haufen geworfen; unsere drei anderen Reiterschwadronen hatten dasselbe Schicksal, und zwar troz des Muthes und der Entschlossenheit Texeira's, sowie einiger unserer Offiziere von Rio Grande; in wenigen Augenblicken waren unsere Reiter durchbrochen und nach allen Richtungen hin zerstreut.

Sie waren, wie gesagt, meist Gefangene von Santa Vittoria her, auf welche wir vielleicht etwas unbedachtsamer Weise gerechnet hatten; — sie konnten in Wahrheit unserer Sache nicht wohl sehr zugethan sein: — dann waren es neue, aus der Provinz gekommene Soldaten und ungeschickte Reiter; — sie lösten sich daher auch beim ersten Anprall auf und ließen sich, nachdem sie einige Todte verloren, zum großen Theil gefangen nehmen. — Es entging mir keiner von den Zwischenfällen der Catastrophe; im Besitz eines guten Pferdes, war ich, nachdem ich mein Fußvolk zu möglichst schnellem Marsche aufgemuntert, vorangesprengt und betrachtete von einem Hügel herab das traurige Ergebniß des Kampfes.

Meine Fußgänger thaten alles Menschenmögliche um zur rechten Zeit anzukommen, aber es war vergebens. Von meiner Höhe herab sah ich daß es zu spät war als daß sie uns den Sieg zubringen konnten, aber noch früh genug um zu verhindern daß Alles verloren ging. — Ich rief etwa zwölf von meinen alten Gefährten, die flinksten und tapfersten, zu mir: sie eilten herbei. Die übrige Truppe überließ ich dem Major Peichotto und nahm auf meinem Hügel eine durch Bäume befestigte Stellung ein. — Von da aus hielten wir dem Feinde Stand; er sah jetzt ein daß er noch nicht ganz Sieger war, und wir bildeten einen Vereinigungspunkt für diejenigen von den Unsern die den Muth nicht vollständig verloren hatten. — Der Oberst zog sich, nachdem

er Wunder von Muth verrichtet, mit einigen Reitern auf uns zurück: der Rest des Fußvolks stieß auf diesem Punkte wieder zu uns, und nun wurde die Vertheidigung furchtbar und mörderisch.

Gleichwohl kämpften wir, begünstigt durch unsere Stellung und dreiundsiebenzig Mann stark, mit Vortheil; der Feind, der Mangel an Fußvolk hatte und nicht gewohnt war gegen diese Waffe zu fechten, griff uns vergebens an: fünfhundert Mann trefflicher Reiterei, voll Ungestümm und Siegerstolz, erschöpften sich vor etlichen entschlossenen Leuten, ohne sie auch nur ein einziges Mal durchbrechen zu können. — Gleichwohl durften wir, troz dieses augenblicklichen Vortheils, dem Feind nicht die Zeit gönnen seine Truppen wieder zu sammeln, die mehr als zur Hälfte mit der Verfolgung unserer Flüchtlinge beschäftigt waren, und besonders mußten wir eine sicherere Zufluchtsstätte suchen als diejenige war die uns bisher Schutz gewährt hatte. Ein mit Bäumen bewachsenes Inselchen bot sich in der Entfernung von ungefähr einer Miglie unseren Blicken dar. Wir begannen unsern Rückzug nach demselben. Vergebens suchte der Feind uns zu durchbrechen, vergebens erneuerte er seinen Angriff so oft ihm das Terrain einen Vortheil bot: Alles war umsonst.

Bei dieser Gelegenheit kam es uns übrigens sehr wohl zu Statten daß die Offiziere Carabiner besaßen, und da wir sammt und sonders erprobte Krieger waren, da wir fest zusammenhielten und dem Feind Troz boten, von welcher Seite er sich

zeigen mochte, da wir somit in guter Ordnung, mit einem furchtbaren und wohlgezielten Feuer zurückwichen, so erreichten wir unsern Zufluchtsort, wo der Feind nicht einzudringen wagte.

Einmal geschüzt von unsern Baumgruppen, fanden wir eine Lichtung und sahen, fortwährend dicht zusammengedrängt, fortwährend die Flinten in der Faust, der Nacht entgegen.

Von allen Seiten rief uns der Feind zu: „Ergebt euch!" aber unsere Antwort bestand in einem unverbrüchlichen Schweigen.

XXIX.

Der Rückzug.

Als die Nacht eingebrochen war, trafen wir Anstalten zum Abmarsch; unsere Absicht war den Weg nach Lages wieder einzuschlagen. Die größte Schwierigkeit dabei bestand in der Fortschaffung der Verwundeten. Der Major Peichotto besonders konnte sich, mit seiner Kugel die er in den Fuß bekommen, gar nicht helfen.

Gegen zehn Uhr Abends begannen wir, nachdem wir es den Verwundeten möglichst bequem gemacht, unsern Marsch; wir verließen unsere Baumgruppe und suchten an der Linie des Waldes hinzuziehen. Dieser Wald, der größte vielleicht in der ganzen Welt, erstreckt sich von den Anschwemmungen des Plata bis zu denen des Amazonenstroms, dieser beiden Könige der Flüsse, und krönt die Kämme der Sierra de Espinasso auf

einem Umfang von 34 Grad Breite; seine Ausdehnung der Länge nach kenne ich nicht, sie muß unermeßlich sein.

Die drei Departemens Cima da Serra, Vaccaria und Lages liegen, wie ich bereits gesagt zu haben glaube, in Lichtungen dieses Waldes. Coritibani, eine Art von Colonie die von den Einwohnern der Stadt Coritiba gegründet wurde und im Bezirke Lages, Provinz Santa Catarina, lag, war der Schauplaz der Episode die ich erzähle; wir zogen also an unserm vereinzelten Gehölze hin um uns so sehr als möglich dem Walde zu nähern und, wenn es immer thunlich war, in der Richtung von Lages zu dem Corps Aranha's zu stoßen das sich so zur Unzeit von uns entfernt hatte.

Als wir aus dem Gehölze rückten, begegnete uns eines jener Ereignisse welche beweisen wie sehr der Mensch ein Sohn der Umstände ist, und was ein panischer Schreck selbst bei den Muthvollsten vermag. Wir marschirten in aller Stille, wie es unserer Stellung angemessen war, und waren entschlossen den Feind zu bekämpfen, wenn er sich unserm Rückzug widersezt hätte. Ein Pferd das am Saume des Gehölzes stand wurde bei dem wenigen Lärm den wir machten scheu und entfloh.

Man hörte eine Stimme rufen:

— Das ist der Feind!

Auf einmal bekamen diese drei und siebzig Mann die so muthvoll gegen fünfhundert Stand

gehalten, daß man sagen konnte sie haben gesiegt, Angst, ergriffen die Flucht und zerstreuten sich dermaßen, daß es ein Wunder war wenn nicht der eine oder der andere von den Flüchtlingen auf den Feind stieß und ihn aufmerksam machte.

Endlich gelang es mir wieder einen Kern zu sammeln an welchen sich die Uebrigen anschlossen, so daß wir uns bei Tagesanbruch an dem Saume dieses Waldes und auf dem Marsch nach Lages befanden.

Der Feind, der keine Ahnung von unserer Flucht hatte, suchte uns am folgenden Tag vergeblich.

Am Kampftage war die Gefahr groß, die Anstrengung ungeheuer, der Hunger dringend, der Durst brennend gewesen; aber wir mußten kämpfen, um unser Leben kämpfen, und diese Idee beherrschte alle andern. Als wir uns einmal im Walde befanden, gestaltete sich das anders; Alles mangelte uns, und die Noth, die keine Ableitung mehr in der Gefahr hatte, gab sich grausam, furchtbar, unerträglich zu empfinden. Der Mangel an Lebensmitteln, die Niedergeschlagenheit Aller, die Wunden Einiger, die Unmöglichkeit dieselben zu verbinden, Alles das rief beinahe eine vollständige Entmuthigung hervor.

Vier Tage lang fanden wir nichts Anderes als Wurzeln, und ich will die Mühsale nicht schildern unter welchen wir uns einen Weg in diesem Walde bahnten, wo nicht einmal ein

Fußpfad vorhanden war, und wo die Natur in unbarmherziger Fruchtbarkeit einen zweiten und zwar dichten Wald von Geröhricht hervorbringt, dessen Trümmer an gewissen Stellen unüberschreitbare Wälle bilden.

Einige unserer Leute desertirten in der Verzweiflung; es war eine Arbeit sie wieder zusammenzubringen und ihnen durch Energie zu imponiren; es gab vielleicht nur ein einziges Mittel gegen eine solche Entmuthigung, und dieses habe ich gefunden. Ich ließ sie antreten und erklärte ihnen daß ich ihnen vollkommen frei stelle sich zu entfernen und nach jeder beliebigen Richtung zu zerstreuen, oder aber vereint und als Corps weiter zu marschiren, die Verwundeten zu beschüzen und sich gegenseitig zu vertheidigen. Die Arznei wirkte; von dem Augenblick an wo jedem der Abzug frei stand, dachte keiner mehr ans Desertiren, sondern Alle gewannen wieder Hoffnung und Vertrauen.

Fünf Tage nach dem Kampfe fanden wir eine Picada, d. h. einen durch den Wald geführten Fußpfad für einen einzelnen, selten für zwei Mann. Dieser Weg führte uns an ein Haus, wo wir zwei Ochsen schlachteten und uns satt aßen.

Von da sezten wir unsern Marsch nach Lages fort, wo wir an einem schrecklichen Regentag ankamen.

XXX.

Aufenthalt in Lages und der Umgegend.

Das gute Städtchen Lages, das uns als Sieger so festlich empfangen, hatte bei der Nachricht von unserer Niederlage seine Fahne eingezogen, und einige der Entschlossensten hatten das kaiserliche System wieder hergestellt. Diese entflohen übrigens bei unserer Ankunft, und da sie Kaufleute waren, so hatten sie größtentheils ihre Magazine voll von Waaren aller Art zurückgelassen. Dieß kam uns äußerst erwünscht, denn wir glaubten ohne Gewissensbisse das Eigenthum unserer Feinde uns aneignen und dadurch, bei den manigfachen Handelszweigen denen sie oblagen, unsere Stellung bedeutend verbessern zu können.

Inzwischen schrieb Texeira an Aranha er solle zu uns stoßen, und erhielt um diese Zeit Nachricht von der Ankunft des Obersten Portinko, welchen Bento Manoel abgeschickt hatte um demselben Mello'schen Corps zu folgen mit dem wir bei Coritibani so unglücklich zusammengerathen waren.

Ich habe in Amerika der Sache der Völker gedient, und zwar mit voller Aufrichtigkeit; ich bin folglich Gegner des Absolutismus dort wie in Europa; ich liebe das System das mit meiner Ansicht im Einklang steht und bekämpfe das widerstreitende System. Ich habe die Menschen

zuweilen bewundert, ich habe sie häufig beklagt, aber ich habe sie niemals gehaßt. Wenn ich sie egoistisch und boshaft fand, so habe ich ihre Bosheit und ihren Egoismus auf die Rechnung unserer unglückseligen Natur gesezt. Ich bin seitdem von dem Schauplaz der Ereignisse die ich erzähle abgetreten; ich befinde mich im Augenblick wo ich diese Zeilen schreibe zweitausend Stunden davon entfernt, man kann folglich an meine Unparteilichkeit glauben. Nun wohl, ich sage es für meine Freunde wie für meine Feinde, diejenigen die ich bekämpfte waren unerschrockene Kinder des amerikanischen Festlandes, aber nicht minder unerschrocken waren diejenigen in deren Reihen ich meinen Plaz eingenommen hatte.

Es war also ein kühnes Unternehmen wenn wir beschloßen Lages gegen einen zehnfach überlegenen Feind zu vertheidigen, dem noch überdieß in Folge seines lezten Sieges der Kamm bedeutend geschwollen war. Durch den Fluß Canoas, den wir nicht genügend besezen konnten um ihn zu vertheidigen, von ihm getrennt, warteten wir lange Tage auf das Eintreffen Aranhas und Portinkos, und während dieser ganzen Periode wurde der Feind von einer Handvoll Leute beschäftigt. Sobald jedoch die Verstärkungen angekommen waren, marschirten wir entschlossen gegen ihn, aber jezt war er es der den Kampf nicht mehr annahm, sondern sich auf die benachbarte Provinz San Paolo zurückzog, wo er eine mächtige Unterstüzung zu finden hoffte.

Bei dieser Gelegenheit überzeugte ich mich von den Mängeln und Fehlern welche den republikanischen Armeen in der Regel vorgeworfen werden: sie bestehen gewöhnlich aus Leuten die voll von Patriotismus und Muth sind, jedoch nur so lange unter den Fahnen bleiben wollen als der Feind droht, dann aber sich entfernen und davon machen wenn er verschwindet.

Dieser Fehler wurde beinahe unser Verderben, zumal im vorliegenden Fall, wo ein besser unterrichteter Feind ihn zu unserer gänzlichen Vernichtung hätte ausbeuten können.

Die Serrasianer waren die ersten die ihre Reihen verließen. Die Leute Portinko's folgten ihnen. Man bedenke wohl daß die Deserteure nicht blos ihre eigenen Pferde, sondern auch die der Division mitnahmen, und auf diese Art schmolz unsere Streitmacht von Tag zu Tag so rasch zusammen, daß wir bald genöthigt waren Lages zu verlassen und uns nach der Provinz Rio Grande zurückzuziehen, weil wir die Erscheinung desselben Feindes fürchten mußten den wir zur Flucht genöthigt, und der eben durch seine Flucht uns besiegt hatte.

Möge dieß den Völkern die sich befreien wollen als Warnung dienen; mögen sie sich's wohl gesagt sein lassen daß man die krieggeübten und an Disciplin gewöhnten Soldaten des Despotismus nicht mit Blumen, Festen und Illuminationen bekämpft, sondern mit Soldaten die noch besser disciplinirt und noch besser an den Krieg

gewöhnt sind als sie selbst; daß also diejenigen die nicht im Stande sind ein Volk, nachdem sie es aufgewiegelt, zum Krieg und zur Disciplin abzurichten, sich von dieser schweren Arbeit fern halten sollen.

Es gibt auch Völker bei denen es nicht der Mühe werth ist sie aufzuwiegeln: der Brand ist unheilbar.

Der Rest unserer Truppen die auf solche Art abgenommen hatten, als wir an den nothwendigsten Dingen und besonders an Kleidern Mangel zu leiden anfingen — eine furchtbare Entbehrung beim Heranrücken des in diesen hohen Regionen äußerst unfreundlichen und rauhen Winters — der Rest unserer Truppen, sage ich, begann sich zu demoralisiren und unverholen die Heimkehr zu verlangen. Texeira war also genöthigt dieser Forderung Folge zu leisten: er befahl mir von den Bergen herabzusteigen und mich mit der Armee zu vereinigen, während er seiner Seits sich anschickte das Gleiche zu thun. Dieser Rückzug war höchst mühselig, theils wegen der schwierigen Wege, theils wegen der geheimen Feindseligkeiten der Waldbewohner, die erbitterte Gegner der Republikaner waren.

Ungefähr 70 Mann stark, stiegen wir also die Picada di Pelosso — ich habe bereits gesagt was eine Picada war — herab und mußten nunmehr wiederholten unvorhergesehenen Hinterhalten Troz bieten, aus denen wir, Dank der Entschlossenheit der Männer die ich führte, wie auch ein wenig

dem Vertrauen das ich im Allgemeinen meinen Untergebenen einflöße, mit einem unerhörten Glück entkamen. Der Fußpfad den wir einschlugen war schmal, so daß kaum zwei Mann neben einander gehen konnten, und auf allen Seiten von Gesträuchen umgeben. Der Feind, der als Eingeborner des Landes alle Localitäten kannte, legte sich an den günstigsten Pläzen in Hinterhalt, dann umringte er uns indem er sich plözlich mit wüthendem Geschrei erhob, während ein Flammenkreis sich knisternd und prasselnd um uns her entzündete, ohne daß wir die Schüzen sehen konnten, die glücklicher Weise mehr Lärm machten als Schaden anrichteten. Im Uebrigen behaupteten meine Leute eine so musterhafte Ordnung und hielten so fest in der Gefahr zusammen, daß nur einige Wenige leicht verwundet wurden und wir nur ein einziges Pferd verloren.

Diese Ereignisse erinnern in Wahrheit an die Zauberwälder Tasso's, wo jeder Baum lebte und eine Stimme und Blut hatte.

Wir erreichten das Hauptquartier in Mala-Casa, wo damals Bento Gonzalès sich befand, der die Functionen des Präsidenten und Obergenerals in sich vereinigte.

XXXI.

Schlacht von Taquari.

Die republikanische Armee machte sich zum Aufbruch bereit. Was den Feind betraf, so hatte

er sich seit der verlornen Schlacht von Rio Pardo in Porto Allegre neu formirt, war sodann unter den Befehlen des alten Generals Georgio von diesem Plaz ausgerückt und hatte sein Lager an den Ufern des Cahe aufgeschlagen, wo er die Ankunft des Generals Calderon erwartete, der mit einem achtunggebietenden Cavalleriecorps von Rio Grande aufgebrochen war, durch das offene Land ziehen und sich mit ihm vereinigen sollte.

Der große Uebelstand den ich oben bezeichnet habe, d. h. das Auseinanderlaufen der republikanischen Truppen sobald sie nicht mehr vor dem Feind standen, gestattete ihm Alles was er unternehmen wollte, so daß, im Augenblick wo der General Netto, der die Truppen des offenen Landes commandirte, ein genügendes Corps um Calderon zu schlagen zusammengebracht hatte, dieser bereits am Cahe zur Hauptmacht der kaiserlichen Armee gestoßen war.

Der Präsident mußte schlechterdings die Division Netto an sich ziehen, wenn er im Stand sein wollte den Feind zu bekämpfen, und deßhalb hob er die Belagerung auf. Dieses Manöver sowie die darauf erfolgte Vereinigung wurden glücklich ausgeführt und machten der militärischen Fähigkeit des Oberbefehlhabers alle Ehre. Wir brachen mit der Armee von Mala Casa auf, schlugen die Richtung von San Leopoldo ein und rückten in einer Entfernung von zwei Miglien vom feindlichen Heere vorwärts; nachdem wir sodann zwei Tage und zwei Nächte unauf-

hörlich marschirt waren, und zwar beinahe ohne Speise und ohne Trank, gelangten wir in die Nähe von Taquari, wo wir den General Netto trafen, der uns entgegen kam.

Wenn ich sagte: beinahe ohne Speise, so ist dieß vollkommen wahr. Sobald der Feind unsere Bewegung erfahren hatte, marschirte er entschlossen auf uns zu, holte uns mehrere Male ein und griff uns an, während wir einen Augenblick ausruhten und unser Fleisch brieten, das unsere einzige Nahrung ausmachte. Nun geschah es zehnmal daß, als unser Braten eben fertig wurde, die Schildwachen zu den Waffen riefen und wir kämpfen mußten, statt ein Frühstück oder Mittagsmahl einzunehmen. Endlich machten wir bei Pinhurinho, sechs Miglien von Taquari, Halt und trafen alle Anstalten zur Schlacht.

Die republikanische Armee, die tausend Mann Fußvolk und fünftausend Reiter zählte, besezte die Höhen des Pinhurinho, eines, wie schon sein Name andeutet, mit Fichten bewachsenen Berges, der zwar nicht sehr hoch ist, aber dennoch die umliegenden Berge beherrscht. Die Infanterie stand im Centrum, befehligt von dem alten Obersten Crescenzio. Der rechte Flügel gehorchte dem General Netto und der linke Flügel dem General Canavarro. Die beiden Flügel bestanden lediglich aus Reiterei, und zwar unstreitig der besten von der Welt. Auch die Infanterie war vortrefflich. Das ganze Heer brannte von Kampfbegier.

Der Oberst J. Antonio bildete mit einem Cavalleriecorps die Reserve.

Der Feind seinerseits hatte viertausend Fußgänger und, wie man sagte, dreitausend Reiter, wie auch etliche Kanonen; seine Stellung hatte er auf der andern Seite des kleinen Waldbaches genommen der uns von ihm trennte, und seine Haltung war ganz und gar nicht zu verachten. Seine Armee bestand aus den besten Truppen des Kaiserreichs, die von einem sehr alten und sehr fähigen General commandirt wurden.

Der feindliche General hatte uns bis jezt mit großem Eifer verfolgt und alle seine Anordnungen zu einem regelmäßigen Angriff getroffen.

Zwei Kanonen die auf seiner Seite des Waldbachs aufgestellt waren, schmetterten unsere Cavallerielinien nieder. Bereits hatten unsere Tapfern von der ersten Brigade unter den Befehlen Netto's vom Leder gezogen und warteten nur noch auf das Trompetensignal, um auf die zwei Bataillone loszustürzen die über den Bach gekommen waren. Diese wackern Festländer waren voll Siegeszuversicht, denn sie und Netto waren noch nie geschlagen worden. Die Infanterie, die staffelförmig in Abtheilungen auf dem Gipfel des Hügels stand und durch einen kleinen Vorsprung gedeckt war, bebte vor Kampfbegier. Bereits hatten die furchtbaren Lanciers Canavarro's eine Bewegung vorwärts gemacht, die rechte Flanke des Feindes umzingelt und ihn zu einer Frontverän-

derung genöthigt die derselbe in Unordnung ausgeführt hatte.

Es war ein wahrer Lanzenwald, dieses unvergleichliche Corps, das beinahe gänzlich aus Sclaven bestand welche von der Republik freigegeben und unter den besten Rossebändigern der Provinz ausgewählt worden waren; sämmtlich Schwarze, mit Ausnahme der Oberoffiziere. Nie hatte der Feind den Rücken dieser Kinder der Freiheit gesehen. Ihre Lanzen die über das gewöhnliche Maß dieser Waffe hinausgingen, ihre schwarzen Gesichter, ihre kräftigen Glieder, noch stärker geworden durch rauhe und anstrengende Uebungen, endlich ihre treffliche Disciplin, Alles machte sie zum Schrecken des Feindes.

Bereits hatte der anfeuernde Zuruf des Generals in jeder Brust angeklungen; „Jeder kämpfe heute wie wenn er vier Körper hätte um das Vaterland zu vertheidigen, und vier Seelen um es zu lieben," hatte dieser Tapfere gesagt, der alle Eigenschaften eines Feldherrn besaß, nur das Glück nicht.

Was uns betraf, so pochte unsere Seele der Schlacht entgegen und schwamm in Siegeszuversicht. Nie hatte sich ein schönerer Tag, nie ein prächtigeres Schauspiel mir dargeboten. Im Centrum unserer Infanterie, auf dem äußersten Gipfel des Hügels stehend, überschaute ich Alles: Schlachtfeld und beide Armeen. Die Ebenen auf denen das mörderische Kriegsspiel aufgeführt wurde, waren mit niedrigen, aber wenigen Pflan-

zen besät, die weder den strategischen Bewegungen noch dem Blick der ihnen folgte ein Hinderniß darboten, und ich konnte zu mir sagen daß zu meinen Füßen, unter mir, in einigen Minuten die Schicksale des größten Theils vom amerikanischen Festlande, vielleicht sogar des größten Reiches der Welt, entschieden werden sollten.

Wird ein Volk dort entstehen oder nicht? Diese so eng zusammengedrängten, so fest aneinander geschweißten Corps, sollen sie jetzt zerstört und zerstreut werden? Soll dieß Alles in einem einzigen Augenblick ein in Blut schwimmender Haufen von Leichen und von zermalmten, abgerissenen Gliedern werden? Diese ganze schöne und lebensvolle Jugend, soll sie jetzt mit ihrem Blute die prächtigen Gefilde da düngen? Gott bewahre! Blaset, Trompeten; donnert, Kanonen; heule, Schlacht! und möge Alles entschieden werden, wie bei Zama, wie bei Pharsalus, wie bei Actium!

Aber nein, es sollte nicht so kommen; auf dieser Ebene sollte das Blutbad nicht stattfinden.

Eingeschüchtert durch unsere starke Stellung und feste Haltung, bekam der feindliche General allerlei Bedenken, zog seine beiden Bataillone über den Bach zurück und ging von der Offensive die er ergriffen hatte wieder zur Defensive über. Der General Calderon war gleich bei Beginn des Angriffs getödtet worden, und daher war vielleicht das Bedenken Georgio's entstanden. Da er uns nicht angiff, mußten wir nicht un-

ſererſeits ihn angreifen? Dieß war die Anſicht der Mehrheit. Hätten wir klug gehandelt? Wenn der Kampf in den urſprünglichen Bedingungen und troz unſerer bewunderungswürdigen Stellung begann, ſo waren alle Ausſichten für uns. Aber wenn wir dieſe Stellung verließen um einen Feind anzugreifen der uns an Fußvolk vierfach überlegen war, ſo mußte der Kampf auf das andere Ufer des Baches verlegt werden.

Dieß war mißlich, obſchon verlockend.

Kurz und gut, wir kämpften nicht oder ſo viel als nicht und blieben den ganzen Tag einander gegenüber ſtehen, ohne daß es zu etwas Weiterem als zu Scharmüzeln kam.

In unſerer Armee war das Fleiſch ausgegangen und beſonders die Infanterie war ausgehungert; noch unerträglicher vielleicht als der Hunger war der Durſt; man fand nirgends Waſſer, außer an dieſem Fluß der ſich in der Gewalt des Feindes befand. Aber unſere Leute waren an alle Entbehrungen gewöhnt, und nur eine einzige Klage kam über die Lippen dieſer vor Hunger und Durſt verſchmachtenden Krieger, die Klage daß ſie nicht fechten durften. — O Italiener! Italiener! wenn ihr einmal ſo einig und ſo nüchtern, ſo ausdauernd in den Strapazen und Entbehrungen ſein werdet wie dieſe Männer des amerikaniſchen Feſtlandes, dann wird, ihr dürft es mir glauben, der Fremdling nicht mehr euer Land zertreten und euern Herd beſchmuzen. Dann, o Italiener, wird Italien ſeinen Plaz,

nicht bloß in der Mitte, sondern an der Spize der Nationen des Weltalls, wieder eingenommen haben.

Während der Nacht war der alte General Georgio verschwunden, und als der Tag kam, suchten wir vergebens nach dem Feinde; erst gegen zehn Uhr Morgens, im Augenblick wo der Nebel hinaufstieg, erblickte man ihn wieder in den festen Stellungen von Taquari.

Bald darauf erfuhren wir daß seine Reiterei über den Fluß zog. Die Kaiserlichen befanden sich also im vollen Rückzug; wir mußten sie angreifen, und unser General besann sich nicht lange.

Die feindliche Reiterei hatte ihren Flußübergang mit Hilfe einiger Schiffe bewerkstelligt; aber die Infanterie war unter dem Schutz derselben Schiffe und des Waldes vollständig auf dem linken Ufer geblieben und hatte somit eine äußerst vortheilhafte Stellung inne. Unsere zweite Infanteriebrigade, aus dem dritten und zwanzigsten Bataillon bestehend, sollte den Angriff beginnen. Sie that es mit der ganzen Bravour deren sie fähig war. Aber der Feind war diesen wackern Leuten numerisch so sehr überlegen daß sie, nachdem sie Wunder der Tapferkeit verrichtet, unterstüzt von der ersten Brigade sowie dem ersten Bataillon Artillerie (ohne Kanone) und von der Marine, sich zurückziehen mußten. Der Kampf war furchtbar, besonders an dem Walde, wo das Gekrache der Flintenschüsse und das Geprassel

der zerschmetterten Bäume mitten in einem dicken Rauch ein wahres Höllengetöse verursachte.

Wir zählten nicht weniger als 500 Todte und Verwundete von jeder Seite. Die Leichname unserer tapfern Republikaner wurden noch am steilen Uferrand gefunden, wohin sie den Feind zurückgetrieben und wo sie ihn beinahe in die Strömung gestürzt hatten. Unglücklicher Weise waren diese Verluste ohne ein Resultat das im Verhältniß zu ihrer Bedeutung stand, weil der Kampf eingestellt wurde als die zweite Brigade den Rückzug antrat.

Mittlerweile kam die Nacht, und der Feind konnte ungestört seinen Flußübergang vollenden.

Mitten unter seinen glänzenden Eigenschaften, die ich gebührend hervorgehoben zu haben glaube, muß ich auch einige Fehler des Generals Bento Gonzalès bezeichnen: der beklagenswertheste unter ihnen war eine gewisse Bedenklichkeit, die wahrscheinliche Ursache des so oft unglücklichen Verlaufes seiner Operationen. Statt diese fünfhundert Mann die numerisch viel zu schwach gegen die Angreifer waren in den Kampf zu schicken, hätte man nicht bloß unsere sämmtliche Infanterie, sondern auch unsere Reiterei gegen den Feind führen und zwar die letztere absitzen lassen müssen, weil sie in Folge des schwierigen Terrains nicht auf ihre gewöhnliche Art kämpfen konnte; ein solches Manöver hätte uns sicherlich einen glänzenden Sieg verschafft, wenn wir den Feind zum Weichen bringen und in den Fluß werfen konnten;

aber leider fürchtete sich der General seine ganze Infanterie zu wagen, die einzige die er selbst, die einzige welche die Republik besaß.

Jedenfalls war das Ergebniß unsererseits ein schrecklicher Verlust, da wir nicht wußten wie wir unsere braven Infanteristen wieder ersezen sollten, während dagegen die Infanterie die Hauptstärke des Feindes bildete und zahlreiche Rekruten alsbald die in seinen Reihen entstandenen Lücken ausfüllten.

Kurz und gut, der Feind blieb auf dem rechten Ufer des Taquari und war folglich Sieger im ganzen Feldzug. Wir unserer Seits schlugen wieder den Weg nach Malacavia ein.

Alle diese falschen Manöver verschlimmerten die Lage der Republik. Wir kamen nach San Leopoldo und Settembrina, endlich in unser altes Lager von Malacavia zurück, verließen es jedoch schon nach wenigen Tagen wieder, um das von Bella Vista zu beziehen.

Eine Operation welche der General um diese Zeit ausdachte hätte uns wieder in eine vortreffliche Stellung bringen können, wenn das Schicksal die Anstrengungen dieses eben so unglücklichen als hervorragenden Mannes nach Verdienst unterstüzt hätte.

XXXII.

Der Sturm auf San Jose du Nord.

Der Feind hatte, um seinen Streifzug auf das Land machen zu können, seine Festungen von

Infanterie entblößen müssen. San Jose du Nord war ganz besonders geschwächt.

Dieser Plaz, der auf dem nördlichen Ufer der Mündung des Patossees lag, war einer der Schlüssel des ganzen Handels der Provinz, ohne von seiner politischen Bedeutung sprechen zu wollen. Sein Besiz hätte die ganze im Augenblick für die Republikaner so unglückliche Sachlage verändern können. Es wurde also nicht bloß zweckmäßig, sondern sogar nothwendig ihn wegzunehmen. In der That enthielt er Gegenstände aller Art deren man für die Kleidung des Soldaten bedurfte, denn in dieser Beziehung befand sich unsere Armee im beklagenswerthesten Zustand. Aber nicht bloß darum, sondern auch als der einzige Hafen in der Provinz, verdiente San Jose du Nord daß man alle Opfer brachte um sich seiner zu bemächtigen. Ueberdieß fand man erst hier den Atalaga, d. h. den Signalmast der Schiffe, der ihnen die Tiefe der Wasser in der Mündung des Flusses anzeigte.

Unglücklicher Weise beging man bei dieser Expedition wieder denselben Fehler wie bei Taquari. Sie wurde mit bewundernswürdiger Umsicht und in tiefster Stille ausgeführt, ging aber verloren weil man den lezten Schlag nicht zu führen vermochte.

Acht Tagemärsche von je 25 Miglien hinter einander führten uns unter die Mauern der Festung.

Es war eine jener Winternächte in denen

ein Obdach und Feuer eine Wohlthat der Vorsehung sind, und unsere armen Freiheitssoldaten, ausgehungert, in Lumpen gehüllt, starr vor Kälte und Nässe, da wir von einem furchtbaren Unwetter überfallen worden waren, rückten schweigsam gegen die mit Schildwachen besezten Forts und Laufgräben heran.

In kurzer Entfernung von den Mauern ließ man die Pferde der Offiziere unter der Obhut einer von Oberst Amaral befehligten Reiterschwadron, dann sammelte Jeder seine armseligen Kräfte und bereitete sich zum Kampfe.

Das Werda der Schildwachen gab das Signal zum Sturme; der Widerstand war schwach und währte kurz auf den Mauern; die Kanonen der Forts gaben kein Feuer. Um halb zwei Uhr Morgens begannen wir den Sturm; um zwei Uhr waren wir Herren der Laufgräben so wie der drei oder vier Forts welche den Plaz garnirten und die mit dem Bajonet weggenommen wurden.

Wir hatten uns des ganzen Laufgrabens so wie der Forts bemächtigt, wir waren in die Stadt eingedrungen, und es schien unmöglich daß sie uns entgehen könnte. Aber auch dießmal wieder wartete unser ein Loos das man für unglaublich hätte halten sollen. Einmal innerhalb der Mauern und auf den Straßen von San Jose, glaubten unsere Soldaten jezt sei Alles zu Ende, und zerstreuten sich zum größten Theil um zu plündern. Während dieser Zeit hatten die Kaiserlichen sich

von ihrer Ueberraschung erholt und sammelten sich in einem befestigten Stadttheile; wir griffen sie an, aber sie warfen uns zurück. Unsere Offiziere suchten auf allen Seiten nach Soldaten um die Angriffe zu erneuen, aber das Suchen war vergebens, oder wenn man einigen von unsern Leuten begegnete, so waren sie entweder mit Beute beladen oder betrunken; großen Theils hatten sie auch ihre Flinten beim Einstoßen der Hausthüren zerbrochen oder wenigstens stark beschädigt.

Der Feind seinerseits verlor keine Zeit; mehrere im Hafen liegende Kriegsschiffe nahmen Position und bestrichen mit ihren Batterien die Straßen wo wir uns befanden; man verlangte Unterstüzung in Rio Grande du Sud, einer Stadt auf dem entgegengesezten Ufer der Mündung des Patos, während ein einziges Fort dessen Besezung wir versäumt hatten dem Feind Zuflucht gewährte. Das erste von all diesen Forts, das Kaiserfort, das wir durch einen glorreichen, mörderischen Sturm in unsere Hände gebracht hatten, wurde durch eine furchtbare Explosion des Pulvermagazins, die uns eine Menge Leute kostete, nuzlos gemacht, und das Ende vom Ganzen war daß gegen Mittag der herrlichste Sieg sich in einen schmählichen Rückzug verwandelte. Die wackern Krieger weinten vor Wuth und Verzweiflung. Bedenkt man unsere Lage und die Anstrengungen die wir gemacht hatten, so war unser Verlust unermeßlich.

Von diesem Augenblick an war unsere Infanterie nur noch ein Skelett; das Bischen Reiterei das die Expedition mitmachte mußte den Rückzug decken.

Die Abtheilung zog in ihre Quartiere von Bella Vista zurück, und ich blieb mit der Marine in Saint-Simon.

Meine ganze Truppe war auf etwa vierzig Mann, Offiziere und Soldaten, zusammengeschmolzen.

XXXIII.

Anita.

Mein Aufenthalt in Saint-Simon hatte zum Zweck, wenn auch nicht zum Resultat, einige jener Kähne bauen zu lassen die aus einem einzigen Baumstamm bestehen, und mittelst deren ich die Verbindung mit einem andern Theil des Sees eröffnen wollte. Aber während der etlichen Monate die ich da blieb erschienen die versprochenen Bäume nicht, und folglich konnte auch unser Plan nicht ausgeführt werden.

Da ich mich nun nicht mit Barken befassen konnte, der Müßiggang aber mir ein Greuel ist, so beschäftigte ich mich mit Pferden. Es gab wirklich in Saint-Simon eine Masse Füllen, und mit diesen machte ich meine Seeleute zu Reitern.

Saint-Simon war ein sehr schönes und großes Landgut, obschon damals theilweise verlassen und zerstört; es gehörte einem Grafen von

Saint-Simon, der, wie ich glaube, früher exilirt worden war, und dessen Erben gleichfalls als Feinde der Republik in die Verbannung ziehen mußten. Ich weiß nicht ob er mit dem berühmten Saint-Simon verwandt war, dem Stifter jener Religion deren Jünger mich in den Cosmopolitismus und in die allgemeine Brüderschaft eingeweiht hatten.

Aber da diese Saint-Simon im Augenblick unsere Feinde waren, so behandelten wir ihr Gut wie erobertes Land, d. h. wir quartierten uns in ihren Häusern ein und schlachteten ihr Vieh für unsere Küche.

Unsere Erholung bestand darin daß wir unsere Füllen oder vielmehr die Füllen der Herren von Saint-Simon zähmten.

Hier war es wo meine theure Anita mir meinen Erstgebornen in die Arme legte. Ich nannte ihn nicht nach einem Heiligen, sondern nach einem Märtyrer.

Er heißt Menotti.

Er wurde am 16. September 1840 geboren und war aller Wahrscheinlichkeit nach am Tage der Schlacht von Santa Vittoria gezeugt worden. Seine glückliche Geburt war nach den Entbehrungen und Gefahren die seine Mutter ausgestanden ein wahres Wunder.

Diese Entbehrungen und diese Leiden, von denen ich nicht gesprochen habe um meine Erzählung nicht zu unterbrechen, müssen hier ihren Plaz finden, und es ist für mich eine Pflicht, wo

nicht die Welt, so doch die wenigen Freunde die dieses Tagbuch lesen werden, das herrliche Geschöpf kennen zu lehren das ich verloren habe. *)

Anita hatte, wie immer, auf der so eben erzählten Expedition mich begleiten wollen und es auch wirklich durchgesetzt.

Man erinnert sich daß wir in Verbindung mit den Serrasiern unter Oberst Aranha bei Santa Vittoria den Brigadier Acunha schlugen, und zwar so daß die feindliche Division gänzlich vernichtet wurde. Während dieses Gefechts blieb Anita zu Pferd mitten im Feuer als Zuschauerin unseres Sieges und der Niederlage der Kaiserlichen. Sie war an diesem Tage die Vorsehung unserer Verwundeten, die wir, in Ermanglung von Chirurgen und Lazarethen, selbst nach bestem Wissen und Vermögen verbanden. Unser Sieg vereinigte, wenigstens für den Augenblick, die drei Departements Lages, Vaccaria und Lima da Serra unter der Botmäßigkeit der Republik. Ich habe bereits erzählt wie wir nach einigen Tagen siegreich in Lages einzogen.

Aber anders war es mit dem Kampf von Coritibani.

Ich habe erzählt wie troz der muthvollen Haltung Texeira's unsere Reiterei durchbrochen

---

*) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden daß dieses Tagbuch nur für etliche Freunde geschrieben worden war, und daß es der intimsten Einflüsse bedurfte bis es mir anvertraut wurde. A. Dumas.

wurde, und wie ich mit meinen 63 Fußgängern von mehr als 500 Mann feindlicher Reiterei umzingelt blieb.

Anita mußte an diesem Tage die düstersten Wechselfälle des Krieges durchmachen.

Da sie sich nur ungern der Rolle einer thatlosen Zuschauerin des Kampfes unterwarf, so betrieb sie die Zusendung der Munition, weil sie fürchtete den Kämpfern möchten die Patronen ausgehen. Das Feuer das wir im Gang halten mußten ließ allerdings vermuthen daß unser Geschüz, wofern man es nicht erneuere, bald erschöpft sein könnte. Anita näherte sich also in dieser Absicht dem Hauptschauplaz des Kampfes, als etwa zwanzig feindliche Reiter die einige unserer Flüchtlinge verfolgten über unsere Trainsoldaten herfielen. Eine vortreffliche Reiterin und im Besiz eines herrlichen Pferdes, konnte Anita fliehen und ihnen entkommen; aber in dieser Weiberbrust schlug ein Heldenherz. Statt zu fliehen, munterte sie unsere Soldaten zur Vertheidigung auf und sah sich plötzlich von den Kaiserlichen umzingelt. Ein Mann würde sich ergeben haben; sie aber stieß ihrem Pferd die Sporen in den Leib und jagte mitten durch den Feind, nachdem sie bloß durch ihren Hut eine einzige Kugel bekommen die ihr die Haare weggerissen, aber ihren Schädel nicht einmal gestreift hatte. Vielleicht wäre sie entkommen wenn nicht ihr Pferd, von einer andern Kugel tödtlich getroffen, gestürzt

wäre. Sie mußte sich jezt ergeben und wurde vor den feindlichen Oberst geführt.

Erhaben an Muth in der Gefahr, zeigte sich Anita wo möglich im Unglück noch größer; diesem Generalstab gegenüber, der über ihren Muth erstaunt war, aber nicht Bildung genug besaß vor einer Frau seinen Siegeshochmuth zu verbergen, wies sie mit derbem und höhnischem Stolz einige Worte zurück die ihr Verachtung gegen die überwundenen Republikaner zu verkünden schienen, und kämpfte eben so wacker mit dem Wort wie sonst mit den Waffen.

Anita glaubte mich todt. In dieser Ueberzeugung erbat sie sich und erlangte die Erlaubniß mich unter den Leichen auf dem Schlachtfeld zu suchen. Sie irrte lange allein und einem Schatten gleich auf der blutgedüngten Ebene umher, den Mann suchend den sie zu finden fürchtete, und die auf ihren Gesichtern liegenden Todten umkehrend bei denen sie an ihren Kleidern oder ihrem Wuchs einige Aehnlichkeit mit mir fand.

Ihr Suchen blieb vergebens. Mir dagegen behielt das Schicksal den Schmerz vor ihre eisigen Wangen mit meinen Thränen zu benezen, und als jene namenlose Qual mich traf, war es mir versagt eine Handvoll Erde, eine Blume auf das Grab der Mutter meiner Söhne zu werfen.

Sobald Anita einigermaßen sich überzeugt hatte daß ich noch lebte, dachte sie nur noch auf ihre Flucht. Eine Gelegenheit fand sich bald. Sie benüzte die Trunkenheit des siegreichen Fein-

des und ging in ein Haus neben demjenigen wo man sie gefangen hielt. Eine Frau empfing sie und gewährte ihr Schuz ohne sie zu kennen. Mein Mantel, den ich weggeworfen hatte um in meinen Bewegungen freier zu sein, war einem Feind in die Hände gefallen; sie tauschte ihn gegen den ihrigen aus, der schöner und werthvoller war. Die Nacht kam; Anita flüchtete sich in den Wald und verschwand darin.

Es bedurfte zu gleicher Zeit das Löwen- und das Gazellenherz dieses heiligen Geschöpfes um sich auf solche Art zu wagen. Nur wer die unermeßlichen Wälder gesehen hat welche die Gipfel des Espinano bedecken, mit ihren hundertjährigen Fichten die bestimmt scheinen den Himmel zu stüzen und die als die Säulen dieses prachtvollen Tempels der Natur emporragen, mit dem riesigen Geröhricht dazwischen das von wilden Thieren und Reptilien mit tödtlichem Stich wimmelt, kann sich einen Begriff von den Gefahren bilden die sie durchzumachen und von den Schwierigkeiten die sie zu überwinden hatte. Glücklicher Weise wußte die Tochter der amerikanischen Steppen nicht was Furcht war. Sie hatte von Coritibani nach Lages zwanzig Stunden in undurchdringlichen Wäldern zurückzulegen; wie ihr dieß ganz allein und ohne Nahrung gelungen, das weiß nur Gott.

Die wenigen Einwohner dieses Theils der Provinz denen sie begegnen konnte, waren gegen die Republikaner feindlich gesinnt; sobald sie un-

sere Niederlage erfuhren, bewaffneten sie sich und legten an mehrern Orten Hinterhalte, namentlich in den Picadas auf welchen die Flüchtigen in der Richtung von Coritibani nach Lages hinziehen mußten.

In den Cabecas, d. h. in den beinahe unzugänglichen Theilen dieser Fußpfade, wurde ein schreckliches Blutbad unter unsern unglücklichen Gefährten angerichtet; Anita's Anblick aber trieb, sei es nun daß ihr guter Stern über ihr leuchtete, oder daß die bewundernswürdige Entschlossenheit womit sie über diese gefährlichen Stellen hinschritt Respect einflößte, die Mörder immer in die Flucht, denn sie glaubten sich, wie sie selbst sagten, von einem geheimnißvollen Wesen verfolgt.

In der That war es seltsam anzusehen wie diese tapfere Frau auf einem feurigen Renner, welchen sie in dem Hause wo sie Gastfreundschaft empfangen sich erbeten und erlangt hatte, im Galopp zwischen den Felsen dahinjagte, und zwar in einer Sturmnacht, beim Schein der Blize und beim Getöse des Donners. Vier Reiter die am Uebergang des Flusses Cauvas standen, entflohen beim Anblick dieser Vision und stürzten sich hinter die Gebüsche. Während dieser Zeit kam Anita selbst auf dem Gestade an; der Bach war von dem Regen und Berggewässern zu einem bedeutenden Fluß angeschwollen, und gleichwohl sezte sie über diesen wüthenden Strom, nicht mehr, wie sie vor einigen Tagen gethan hatte, in einer guten Barke, sondern sie schwamm hinüber, aber an

die Mähne ihres Pferdes angeklammert, das sie mit beständigen Zurufen aufmunterte.

Die Fluth stürzte sich tosend, nicht über einen schmalen Raum, sondern über eine Strecke von fünfhundert Fuß hin, und gleichwohl gelangte sie glücklich und unverletzt an das andere Ufer.

Eine Tasse Cafe die sie in aller Eile in Lages hinabstürzte, war Alles was die unerschrockene Reisende in vier Tagen genoß, denn so lange brauchte sie um in Vaccaria das Corps des Obersten Aranha zu erreichen.

Hier trafen wir uns wieder nach achttägiger Trennung, nachdem wir einander todt geglaubt hatten.

Man denke sich unsere Freude!

Nun wohl, eine noch größere Freude erwartete mich an dem Tage als Anita, auf der Halbinsel welche die Lagune von Los Patos auf der Seite der Atlantis schließt, in einem einzeln liegenden Hause wo sie die großherzigste Gastfreundschaft empfangen hatte, unsern vielgeliebten Menotti gebar.

Das Kind kam mit einer Narbe am Kopf auf die Welt; diese Narbe kam von dem Sturz den seine Mutter mit dem Pferd gethan hatte.

Und man lasse mich hier noch einmal all unsern Dank gegen die vortrefflichen Leute aussprechen die uns Gastfreundschaft geschenkt hatten; ich bewahre ihnen, das dürfen sie wohl glauben, eine ewige Erkenntlichkeit. In dem Lager, wo es uns an den nothwendigsten Dingen fehlte und wo ich sicher nicht einmal ein Tüchlein für die

arme Wöchnerin gefunden hätte, würde sie diese harte Prüfung, bei welcher die Frau so viel Kraft und eine so sorgfältige Pflege bedarf, kaum überstanden haben.

Ich entschloß mich also, im Interesse meiner armen Theuern, eine Reise nach Settembrina zu machen und daselbst einige Kleidungsstücke zu kaufen. Ich hatte gute Freunde dort und unter ihnen einen vortrefflichen, Namens Blingini. Ich ritt durch überschwemmte Ebenen wo das Wasser meinem Pferd bis an den Bauch reichte. In einer früher angebauten Gegend, Passa Velha genannt, begegnete ich dem Lanciercapitän Marnieno, der mich als guter Kamerad empfing; er führte in dieser beständigen Regenzeit die Oberaufsicht über die Pferde.

Ich kam Abends bei einem furchtbaren Regenguß dort an, und als am zweiten Tag das Wetter nicht besser wurde, that der gute Capitän alles Mögliche um mich länger aufzuhalten.

Aber der Zweck meiner Reise lag mir viel zu sehr am Herzen, und troz der Einwendungen meines wackern Freundes machte ich mich von Neuem auf den Weg durch diese Ebenen die einem großen See glichen.

In der Entfernung von einigen Miglien hörte ich ein lebhaftes Schießen in der Gegend aus der ich eben kam; eine bange Vermuthung stieg in mir auf, aber ich konnte nicht wieder umkehren.

Ich gelangte also nach Settembrina, kaufte die wenigen Effecten die ich bedurfte und machte

mich dann, noch immer besorgt wegen der gehörten Schüsse, auf den Rückweg nach Saint-Simon. Als ich wieder nach Passa Velha kam, erfuhr ich die Ursache des Lärmens den ich vernommen hatte und das traurige Ereigniß das sich noch am Tag meiner Abreise zugetragen.

Moringue, derselbe der mich in Camacua überrumpelt und den ich mit meinen vierzehn Mann zum Rückzug mit einem zerschmetterten Arm gezwungen, hatte den Capitän Marnieno, seine Leute, sein Vieh und den größten Theil der Pferde überfallen. Die besten von den letztern waren eingeschifft, die anderen umgebracht worden. Moringue hatte diesen Ueberfall mit Kriegsschiffen und Fußvolk ausgeführt. Nachdem er sodann seine Fußgänger eingeschifft, war er mit seiner Reiterei nach Rio Grande du Nord gezogen, zum Schrecken aller kleinen republikanischen Abtheilungen die sich sicher geglaubt und auf dem ganzen Land zerstreut hatten. Unter ihnen befanden sich meine wenigen Seeleute, die sich in den Wald flüchten mußten.

Mein erster Schrei war, wie leicht zu begreifen: Anita, was ist aus Anita geworden!

Anita hatte sich am zwölften Tag nach ihrer Entbindung halb nackt auf's Pferd geworfen; sie hatte ihr armes Kind vor sich auf den Sattel gelegt und auf diese Art in den Wald fliehen müssen.

Ich fand also im Hause weder Anita noch die guten Leute die ihr Gastfreundschaft geschenkt

hatten, aber ich traf sie am Saume eines Waldes wo sie sich verborgen hielten, ohne genau zu wissen wo der Feind war und ob sie noch etwas zu fürchten hatten.

Wir kehrten nach Saint-Simon zurück und blieben noch einige Zeit da; dann zogen wir weiter und schlugen unser Lager am linken Ufer des Capivari auf, d. h. an demselben Fluß wo wir ein Jahr vorher unsere Schiffe auf Fuhrwerken zu der so schmählich verunglückten Expedition von Santa Catarina fortgeschafft hatten.

Ach dort hatte mein Herz voll von Hoffnungen geschlagen, die jezt auf traurige Weise entschwunden waren.

Der Capivari besteht aus verschiedenen Bächen, von den zahlreichen Seen her die den nördlichen Theil der Provinz Rio Grande an der Meeresküste und am östlichen Abhang der Espinanokette bedecken. Er hat seinen Namen von Capinara, einer in den Flüssen Amerika's sehr häufigen Binsenart, die in den Colonien Capinecos heißt.

Von Capivari und von Sangrados de Abreel aus, einem Verbindungscanal zwischen einem Sumpf und einem See, wo wir mit unerhörter Mühe etliche Kähne zusammengebracht hatten, machten wir einige Fahrten nach der westlichen Küste des Sees und richteten eine Transportverbindung zwischen beiden Ufern ein.

XXXIV.

Rossetti.

Inzwischen verschlimmerte sich die Lage der republikanischen Armee von Tag zu Tag; ihre Bedürfnisse wurden größer, ihre Mittel geringer; die beiden Kämpfe bei Taquari und San Jose du Nord hatten die Infanterie decimirt, die zwar nicht sehr stark, aber doch die Hauptkraft der Belagerungsoperationen war. Diese äußersten Bedürfnisse hatten Desertionen zu Folge; die Bevölkerung wurde, wie es bei allen langen Kriegen zu gehen pflegt, überdrüssig; die Krankheit der Gleichgiltigkeit, die schlimmste von allen, stellte sich ein, und von allen Seiten her regte sich das Gefühl daß es Zeit sei der Sache ein Ende zu machen.

In diesem Zustand der Dinge machten die Kaiserlichen Vergleichsvorschläge die zwar für die Republikaner beziehungsweise vortheilhaft waren, aber dennoch abgelehnt wurden. Dieß erhöhte die Mißstimmung unter dem unglücklichsten und folglich überdrüssigsten Theil der Armee und des Volkes; endlich beschloß man die Belagerung aufzugeben und sich zurückzuziehen.

Die Division Canavarro, zu welcher die Seeleute gehörten, wurde ausersehen die Bewegung zu beginnen und die Pässe der Serra zu öffnen, die von General Labattue, einem Franzosen in kaiserlichen Diensten, besezt waren. Bento

Gonzalès mit dem Rest der Armee sollte hintendrein marschiren und den Nachtrab bilden.

Die republikanische Besazung von Settembrina sollte zu allerlezt kommen, aber sie konnte diese Bewegung nicht ausführen; die Stadt wurde von dem bekannten Moringue überfallen und weggenommen.

Hier starb mein theurer Rossetti.

Nachdem er Wunder der Tapferkeit verrichtet, fiel er gefährlich verwundet vom Pferde, und als man ihn aufforderte sich zu ergeben, wollte er sich lieber tödten lassen als seinen Degen überreichen.

Abermals eine schmerzliche Wunde für mein Herz! Man hat mich mehr als einmal von Rossetti sprechen hören, man weiß wie innig ich ihn liebte; man erlaube mir daher, so ungenügend meine Feder sein mag, Italien zu wiederholen was ich ihm schon so oft gesagt habe:

— O Italien, meine Mutter! ich habe hier einen meiner theuersten Brüder und du hast einen deiner edelsten Söhne verloren.

Er war in Genua geboren. Seine Eltern, die ihn nicht verstanden, hatten ihn für die Kirche bestimmt; aber er wurde einer der feurigsten italienischen Patrioten die ich je gekannt habe. Zu einem Abenteurerleben geboren, reiste er, da er in Italien nicht athmen konnte, nach Rio Janeiro, wo er bald Handel bald Mäcklergeschäfte trieb. Aber Rossetti war nicht zum Geschäftsmann geschaffen; er war eine exotische Pflanze

die auf dem Boden des Agios und der Berechnung schlecht gedieh.

Nicht als ob Rossetti nicht einen seltenen Verstand und die nothwendige Begabung zu Kenntnissen aller Art besessen hätte; gewiß konnte er in allen Dingen auf den ersten Rang Anspruch machen. Aber Rossetti war der italienischste aller Italiener, d. h. der edelmüthigste und verschwenderischste Mensch von der Welt. Nur macht man bei solchen kaufmännischen Fehlern kein Glück, sondern geht mit Riesenschritten dem Verderben entgegen.

So erging es Rossetti.

Er war gut gegen Alle und sein Haus stand Allen, ganz besonders den unglücklichen Italienern, offen. Er wartete nicht bis die Geächteten ihn aufsuchten, sondern er ging ihnen entgegen; deßhalb waren auch seine Mittel bald erschöpft. Selbst unglücklich, konnte er mit seinem Engelsherzen keinen Italiener leiden sehen. Konnte er ihm nicht mit seiner Börse aushelfen, so hieß er ihn in seiner armen Hütte warten, zog durch die Straßen der Stadt und kehrte nicht heim ohne eine Unterstüzung für den Wartenden mitzubringen. Seine Gutherzigkeit, Offenheit und Biederkeit machten ihn aber auch zum allgemeinen Liebling, und bei seinen menschenfreundlichen Verlegenheiten half ihm Jedermann gerne aus.

Die Schlacht von Causa fand statt. Die Republikaner wurden darin von den Kaiserlichen geschlagen. Bento Gonzalès und die angesehen-

sten Führer geriethen in Gefangenschaft. Man brachte sie nach Rio Janeiro. Unter ihnen befand sich unser Landsmann Zambecarri, den ich, wie ich bereits erzählt, in den Gefängnissen von Santa-Cruz kennen gelernt hatte. Man sprach davon einen Kreuzzug zu beginnen und Caperbriefe für uns auszustellen. Rossetti und ich hatten keine Ruhe mehr bevor wir mit dem republikanischen Banner in den unermeßlichen Ocean geschleudert wurden. Rossetti besorgte Alles und erreichte den Zweck den wir uns vorgesezt hatten.

Man weiß das Uebrige, da man uns von da an nicht mehr aus dem Auge verloren hat.

Ach es gibt keinen Winkel auf der Erde wo nicht die Gebeine eines edlen Italieners liegen. Darum sollte Italien sich nie mehr freuen, sondern auf ewig in Trauer hüllen. O armes Italien, du wirst die Abwesenheit deiner verlornen Söhne empfinden, wenn du einmal den Versuch machst dich über diesen von den Raben gefressenen Leichnamen zu erheben.

XXXV.

Die Picada das Antas.

Dieser zur Winterszeit mitten in einem Gebirgsland und unter unaufhörlichem Regen unternommene Rückzug war der furchtbarste und unglücklichste den ich je erlebt habe.

Wir nahmen statt aller Mundvorräthe einige Kühe am Stricke mit, da wir wohl wußten daß

wir auf dem Fußpfad den wir zu durchwandern hatten kein eßbares Thier finden würden.

Obschon auf dem Rückzug begriffen, verfolgten wir die Abtheilung des Generals Labattue, aber ohne sie jemals einholen zu können. Nur die Waldbewohner griffen, um ihre Sympathien mit uns an den Tag zu legen, seinen Vortrab an. Wir sahen diese Naturmenschen in der Nähe und sie waren nicht feindlich gegen uns.

Anita mußte während dieses dreimonatlichen Rückzugs Alles durchmachen was man menschlicher Weise durchmachen kann ohne dabei zu Grunde zu gehen, und sie überstand Alles mit einem Stoicismus und Muth wofür ich keine Worte finde.

Man muß die Wälder dieses Theils von Brasilien einigermaßen kennen um sich eine Idee von den Entbehrungen einer Truppe zu machen die keine Transportgelegenheiten besaß, und deren einziges Verproviantirungsmittel aus dem Lasso bestand, einer Waffe die allerdings in den mit Vieh oder großem Wildpret bedeckten Ebenen sehr nüzlich ist, in diesen dichten Wäldern aber, wo die Tiger und Löwen hausen, nicht den mindesten Vortheil bringt.

Um das Unglück voll zu machen, schwollen die in diesen Urwäldern sehr häufigen Flüsse ungeheuer an; der schreckliche Regen der uns heimsuchte wollte nicht aufhören, und so kam es daß häufig ein Theil unsrer Truppen sich zwischen zwei Flüssen verfing und ganz und gar keine Nahrung

bekam. Da that der Hunger sein Werk, namentlich unter den Weibern und Kindern; es war eine gräßlichere Mörderei als von Flinten und Kanonenkugeln.

Unsere arme Infanterie hauptsächlich war unaussprechlichen Leiden und Entbehrungen ausgesetzt, denn sie hatte nicht wie die Reiterei Pferde an denen sie sich erholen konnte. Nur wenige Frauen und noch weniger Kinder kamen aus dem Walde; die wenigen die entkamen wurden von den Reitern gerettet die so glücklich gewesen ihre Pferde zu behalten und sich der armen kleinen Geschöpfe angenommen hatten, wenn ihre Mütter vor Hunger, Kälte und Erschöpfung gestorben oder an den Rand des Todes gebracht waren.

Anita bebte bei dem Gedanken unsern Menotti zu verlieren, den wir übrigens nur durch ein Wunder retteten. An den gefährlichsten Stellen des Wegs und bei den Flußübergängen trug ich das arme drei Monate alte Kind in einem Schnupftuch das ich mir um den Hals hing, und auf diese Art konnte ich es mit meinem Athem erwärmen. Von etwa zwölf Thieren, Pferden oder Mauleseln, die theils für meinen eigenen Dienst, theils für den Gebrauch meiner Mannschaft mit mir in den Wald gekommen waren, blieben mir nur noch zwei Maulthiere und zwei Pferde; die übrigen waren dem Hunger oder den Strapazen erlegen. Zu allem Unheil hatten die Führer den Weg verloren, und dieß war

die Hauptursache unserer Leiden in diesem furchtbaren Walde das Antas.*)

Je weiter wir kamen, um so weniger fanden wir das Ende dieser verwünschten Picada; ich blieb mit zwei schrecklich erschöpften Maulthieren zurück, in der Absicht sie dadurch zu retten daß ich sie Schritt für Schritt vorangehen ließ und mit Blättern des Taquara fütterte, einer Rohrart von welcher der Taquari seinen Namen hat. Während dieser Zeit schickte ich Anita mit dem Kinde und einem Bedienten voraus, damit sie den Ausgang dieses endlosen Waldes suchen und wo möglich einige Nahrungsmittel auftreiben sollten.

Die zwei Pferde die ich Anita gelassen hatte, und von denen die muthige Frau bald das eine bald das andere ritt, retteten uns Alle. Sie fand endlich den Ausgang des Waldes und dort glücklicher Weise ein Piquet meiner wackern Soldaten bei einem lodernden Feuer, was bei einem solchen Regen nichts Gewöhnliches war.

Meine Cameraden, die zum Glück einige wollene Kleidungsstücke behalten hatten, hüllten das Kind hinein, erwärmten es und brachten es zum Leben zurück, als die arme Mutter bereits zu verzweifeln anfing. Noch mehr, diese vortrefflichen Leute begannen jezt mit zärtlicher Sorgfalt nach Nahrungsmitteln zu suchen welche sie für

*) Der Anta ist ein gänzlich harmloses Thier von der Größe des Esels; sein Fleisch ist vortrefflich, aus seinem Leder macht man verschiedene sehr elegante Arbeiten; ich habe ihn niemals auf den Beinen gesehen.

sich selbst nicht gesucht haben würden, die sie aber mir zu Liebe anschafften und womit sie die Mutter und das Kind wieder ein wenig stärkten.

Derjenige der ihr die ersten und wirksamsten Hilfsmittel brachte, hieß Manzeo; sein Name sei gesegnet!

Ich hatte mich vergebens abgemüht um meine beiden Maulthiere zu retten; ich mußte die armen Bestien zulezt herzschlächtig, verschlagen und gänzlich heruntergekommen im Stiche lassen; dann legte ich den Rest des Weges durch den Wald zu Fuße zurück.

Am selben Tag fand ich meine Frau und mein Kind wieder und erfuhr was meine lieben Cameraden für sie gethan hatten.

Neun Tage nach seinem Eintritt in den Wald kam der Nachtrab unserer Division mühsam heraus; wenige Offiziere hatten ihre Pferde zu retten vermocht: der Feind, der uns fluchtartig voranzog, hatte zwei Geschüze in der Picada gelassen, aber wir sahen sie im Vorbeiziehen kaum an.

Die Transportmittel fehlten, und ohne Zweifel stehen diese Kanonen noch jezt an demselben Plaz wo ich an ihnen vorübergekommen war.

Das Unwetter schien sich auf den Wald beschränkt zu haben; kaum waren wir draußen, kaum befanden wir uns in der Nähe von Lima da Serra und von Vaccaria, so fanden wir schönes Wetter. Darüber und über einigen Ochsen die in unsere Hände fielen und uns für unser langes

Fasten entschädigten, vergaßen wir Erschöpfung, Hunger und Regen.

Wir blieben einige Tage im Departement Vaccaria, um die Division von Bento Gonzalès zu erwarten, die in Unordnung und um ein Drittel herabgeschmolzen zu uns gelangte.

Der unermüdliche Moringue nämlich war, als er vom Rückzug dieser Division erfuhr, zur Verfolgung ihres Nachtrabs aufgebrochen, hatte rastlos Jagd auf sie gemacht, sie bei jeder Gelegenheit angegriffen und sich zu diesem Werk der Zerstörung mit den Bergbewohnern verbündet, die stets feindselig gegen die Republicaner gesinnt waren.

Alles das verschaffte Labattue die nöthige Zeit um seinen Rückzug und darauf seine Vereinigung mit der kaiserlichen Armee zu bewerkstelligen. Aber bei dieser Vereinigung hatte er kaum noch einige hundert Mann; er hatte mit denselben Uebelständen zu kämpfen gehabt wie wir, und war noch überdieß einem jener außerordentlichen Ereignisse ausgesetzt gewesen die um ihrer Seltsamkeit willen erzählt zu werden verdienen.

General Labattue, der durch zwei Waldungen, genannt di Mattos, zu ziehen hatte, traf daselbst einige der eingeborenen Stämme die unter dem Namen Bugrès bekannt sind und als die wildesten in Brasilien gelten. Als sie den Durchzug der Kaiserlichen erfuhren, fielen sie aus drei oder vier Hinterhalten über sie her und thaten ihnen allen möglichen Schaden. Uns dagegen beunruhigten sie auf keinerlei Weise, und wenn sich

auch auf dem Weg viele jener Fallen vorfanden welche die Indianer ihren Feinden legen, so waren sie doch nicht mit Rasen oder Heidekraut bedeckt, sondern lagen offen da und waren somit ganz ungefährlich.

Während unsers kurzen Aufenthalts am Saume eines dieser Riesenwälder kam eine Frau heraus die in ihrer Jugend von den Wilden geraubt worden war und unsere Nähe benüzt hatte um zu entfliehen.

Das arme Geschöpf befand sich in einem kläglichen Zustand.

Da wir jezt vor keinem Feind mehr zu fliehen und in diesen hohen Regionen auch keinen mehr zu verfolgen hatten, so sezten wir unsern Marsch in kurzen Etappen fort, mußten aber in gänzlicher Ermanglung von Pferden unterwegs Füllen zähmen. Das republikanische Lanciercorps war gänzlich unberitten geworden und mußte sich also durch Füllen wieder auf die Beine helfen.

Es war übrigens ein glänzendes und troz täglicher Wiederholung stets neues Schauspiel um diese kräftigen schwarzen Jünglinge, von denen jeder den Beinamen Pferdebändiger verdiente welchen Virgil dem Pelops gibt. Man mußte sie sehen, wie sie auf diese wilden Kinder der Steppen, die von Gebiß, Sattel und Sporn nichts wußten, hinaufsprangen, sich an ihren Mähnen festklammerten und mit ihnen in der Ebene herumwirbelten, bis der Vierfüßler dem Menschen nachgab und sich als überwunden bekannte.

Aber der Kampf währte lange; das Thier ergab sich erst nachdem es alle seine Bemühungen erschöpft hatte um sich seines Tyrannen zu entledigen; der Mensch seinerseits entwickelte eine Gewandtheit, Kraft und Beherztheit die alle Bewunderung verdienten; er war an alle Bewegungen des Thieres gebunden, preßte es zwischen seinen Beinen wie mit Zangen, sprang mit ihm empor, wälzte sich mit ihm, richtete sich mit ihm auf und ließ es nicht eher los als bis das Pferd, triefend von Schweiß, weißschäumend, zitternd auf seinen Kniekehlen, gebändigt war.

Drei Tage genügen für einen guten Pferdebändiger um das störrigste Thier dem Gebiß gehorsam zu machen.

Aber nur selten werden die Füllen von den Soldaten gut gebändigt, besonders auf den Märschen, wo zu viele Störungen vorkommen.

Nachdem wir durch die Mattos gezogen, marschirten wir durch die kleine Provinz Missiones gegen Cruz-Alta, den Hauptort derselben, und von da nach Saint-Gabriel, wo das Hauptquartier aufgeschlagen und Baraken zur Lagerung der Armee erbaut wurden.

Sechs Jahre dieses gefahr- und abenteuervollen Lebens hatten mich nicht ermüdet, so lange ich allein geblieben war; aber jezt da ich eine kleine Familie besaß, machte diese Trennung von allen meinen alten Bekannten und der vieljährige gänzliche Mangel an Nachrichten von meinen Eltern den Wunsch in mir rege, mich einem

Orte zu nähern wo ich Etwas von meinem Vater und meiner Mutter erfahren könnte. Ich hatte alle diese zärtlichen Neigungen einen Augenblick in mein Herz zurückdrängen können, aber sie hatten sich darin angehäuft und verlangten ihren freien Lauf. Dazu kam noch daß ich auch von meiner andern Mutter die sich Italien nennt Nichts wußte. Die Familie ist mächtig, aber das Vaterland ist unwiderstehlich.

Ich beschloß also, wenigstens für die nächste Zeit, nach Montevideo zurückzukehren und bat den Präsidenten um Urlaub so wie um die Ermächtigung mir eine kleine Ochsenheerde anzuschaffen, die ich unterwegs stückweise zu verkaufen gedachte um meine Reisekosten zu bestreiten.

XXXVI.

Ochsentreiber.

So war ich denn truppiere, d. h. Ochsentreiber.

Mit Erlaubniß des Finanzministers brachte ich in einer Estancia, genannt el Corral das pedras, in ungefähr zwanzig Tagen mit unsäglicher Mühe ungefähr 900 Stück Vieh zusammen. Dieses Vieh war gänzlich wild, und noch größere Mühseligkeiten erwarteten mich unterwegs, wo ich auf beinahe unüberwindliche Hindernisse stieß. Das größte von allen war der Uebergang über den Rio Negro, der um ein Haar mein ganzes Capital verschlang. Ich hatte nicht bloß die Schwie-

rigkeiten des Uebergangs und meinen Mangel an Erfahrung in diesem neuen Gewerbe gegen mich, sondern hauptsächlich auch die Unredlichkeit einiger Capitaze die ich als Treiber gedungen hatte. Gleichwohl rettete ich fünfhundert Stück, aber in Betracht der schlechten Fütterung, des langen Weges und der mühseligen Passagen wurden sie für unfähig erachtet ihren Bestimmungsort zu erreichen.

Ich beschloß also sie umzubringen, die Häute abzuziehen und sie zu verkaufen, eine Operation von welcher mir nach Abzug der Kosten etwa hundert Thaler übrig blieben, mit denen ich die ersten Bedürfnisse meiner Familie zu bestreiten hatte.

Hier muß ich eine Begegnung verzeichnen die mir einen meiner theuersten, besten und zärtlichsten Freunde verschaffte.

Leider ist es wiederum einer der in der bessern Welt der Befreiung Italiens entgegenharrt.

Als wir auf unserm lezten Rückzug in die Nähe von Saint-Gabriel kamen, hatte ich von einem italienischen Offizier von viel Geist, Muth und Bildung erzählen gehört, der als Carbonaro verbannt, zuerst in Frankreich am 5. Juni, sodann in Oporto, während der langen Belagerung welche der Stadt den Namen die Uneinnehmbare eintrug, gefochten und endlich, als er gleich mir Europa verlassen mußte, seinen Muth und seine Kenntnisse dem Dienst der jungen Republiken Südamerika's gewidmet hatte.

Man erzählte von ihm so viele Züge von Muth, Kaltblütigkeit und Stärke, daß ich manch-

mal geäußert hatte: — Wenn ich einmal mit diesem Manne zusammentreffe, so muß er mein Freund werden.

Er hieß Auzani.

Eine Anecdote von ihm hatte ganz besonderes Aufsehen erregt.

Bei seiner Ankunft in Amerika hatte Auzani ein Empfehlungsschreiben an die Herrn N, Kaufleute in V. und ebenfalls Italiener, mitgebracht.

Diese Herren hatten ihn zu ihrem Factotum gemacht.

Auzani war zugleich ihr Cassier, ihr Buchhalter und ihr Vertrauensmann; noch mehr, er war der gute Genius ihres Hauses.

Wie alle starken und muthigen Leute, war er ruhig und sanft.

Das Haus, dessen eigentlicher Director er geworden, war eines von denjenigen wie man sie nur in Südamerika findet, und die alle nur erdenklichen Artikel zugleich führen.

Unglücklicher Weise lag die Stadt worin es sich befand, in der Nähe des Waldes wo die indianischen Bugrès wohnten, von denen ich im vorigen Capitel einige Worte gesagt habe.

Einer der Häuptlinge war der Schrecken dieser kleinen Stadt, welche er zweimal jährlich mit seinem Stamm heimsuchte und ganz willkürlich brandschazte, ohne daß sie den mindesten Widerstand wagte.

Zuerst kam er mit zwei- oder dreihundert Mann, dann mit hundert, hernach als der zu-

nehmende Schrecken seine Macht befestigt hatte, mit fünfzig, und zuletzt fühlte er sich dermaßen als Herr, daß er allein erschien, ganz allein seine Befehle ertheilte und seine Forderungen kundthat, als stände sein ganzer Stamm hinter ihm und wäre bereit die Stadt mit Feuer und Schwert zu verheeren.

Auzani hatte viel von diesem Eisenfresser vernommen und Alles was man von ihm erzählte angehört, ohne seine Ansicht über die Kühnheit des wilden Häuptlings und den Schrecken den er durch sein trotziges Wesen einflößte im Mindesten zu äußern.

Dieser Schrecken war so groß, daß, wenn der Ruf erscholl: der Häuptling des Mattos ist da! alle Fenster verschlossen, alle Thüren verriegelt wurden, gleich als hätte man vor einem tollen Hunde gewarnt. Der Indianer war an diese Zeichen des Entsetzens gewöhnt und sie schmeichelten seinem Hochmuth. Er wählte die Thüre die ihm am besten zusagte, klopfte, und wenn sie geöffnet wurde, was immmer mit der Schnelligkeit der Angst geschah, so konnte er das ganze Haus plündern, ohne daß der Herr, die Nachbarn oder sonstige Bewohner sich's einfallen ließen seinen Rückzug zu beunruhigen.

Nun dirigirte Auzani seit zwei Monaten das Handelshaus, in dem größten Artikel wie in den kleinsten Details, zur großen Zufriedenheit seiner beiden Principale, als der Schreckensruf erscholl:

— Der Häuptling der Mattos!

Wie gewöhnlich wurden Thüren und Läden hastig verschlossen.

Auzani war allein im Hause und mit dem Abschluß seiner Wochenrechnung beschäftigt; er hielt es bei der geräuschvollen Ankündigung die man machte nicht der Mühe werth sich zu derangiren und blieb daher hinter seinem Tisch sizen, ohne Thüre und Fenster zu schließen.

Der Indianer blieb vor diesem Hause stehen, das mitten in der allgemeinen Bestürzung über seine Erscheinung ganz gleichgiltig aussah.

Er trat ein und sah einen Mann mit freundlicher Miene am Tisch sizen und seine Rechnung machen.

Er pflanzte sich mit gekreuzten Armen vor ihm auf und schaute ihn voll Verwunderung an.

Auzani blickte auf.

Er war die Höflichkeit selbst.

— Was wollen Sie, mein Freund? fragte er den Indianer.

— Wie! Was ich will? fragte dieser dagegen.

— Allerdings, versezte Auzani; wenn man in einen Laden kommt, so wünscht man Etwas zu kaufen.

Der Indianer lachte laut auf.

— Du kennst mich also nicht? fragte er.

— Woher soll ich Dich kennen? Es ist das erste Mal daß ich Dich sehe.

— Ich bin der Häuptling der Mattos, versezte der Indianer, indem er seine Arme öffnete und an seinem Gürtel ein Arsenal zeigte das aus vier Pistolen und einem Dolch bestand.

— Nun wohl, Häuptling der Mattos, was willst du? fragte Auzani.

— Etwas zu trinken, antwortete der Andere.

— Was?

— Ein Glas Aguardiente.

— Nichts leichter als das. Bezahle vorher, so werde ich dir dein Glas einschenken.

Der Indianer begann von Neuem zu lachen.

Auzani runzelte die Stirne ein wenig.

— Höre, sagte er, du lachst mir jezt schon zum zweiten Mal ins Gesicht, statt mir zu antworten. Ich finde das unhöflich. Ich erkläre dir also daß ich dich, wenn du es zum dritten Mal thust, aus dem Hause werfe.

Auzani hatte diese Worte mit einer Festigkeit ausgesprochen die jedem andern als einem Indianer den Maßstab von dem Manne gegeben hätte den er vor sich sah.

Vielleicht begriff der Häuptling, aber er that als ob er nicht begriffe.

— Ich habe dir gesagt du sollest mir ein Glas Aguardiente geben, wiederholte er, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug.

— Und ich habe dir gesagt daß du vorher bezahlen sollest, wiederholte Auzani; wo nicht, so bekommst du Nichts.

Der Indianer warf Auzani einen zornigen Blick zu, aber Auzani's Auge begegnete dem seinigen. Bliz hatte sich mit Bliz gekreuzt.

Auzani sagte oft:

— Es gibt keine andere Kraft außer der moralischen. Sieh den Menschen der dich ansieht

kühn, starr und beharrlich an; wenn er die Augen niederschlägt, so bist du sein Herr und Meister. Aber schlag die d'einigen nicht nieder, sonst ist er Herr und Meister.

Auzani's Blick hatte eine unwiderstehliche Macht; der Indianer schlug die Augen nieder.

Er fühlte seine Unterlegenheit und wüthend über diesen unbekannten Zauber wollte er sich Muth ersaufen.

— Gut, sagte er, da ist ein halber Piaster, schenk ein!

— Es ist mein Beruf die Leute zu bedienen die zahlen, sagte Auzani ruhig.

Und er schenkte dem Indianer ein Glas Schnaps ein.

Der Indianer stürzte es hinab.

— Noch eins, sagte er.

Auzani reichte ihm ein zweites.

Der Indianer stürzte es gleichfalls hinunter.

— Noch eins, sagte er.

So lange das Geld ausreichte um die Libationen des Indianers zu decken, machte Auzani keine Bemerkung; aber als das Geldstück vertrunken war, hielt er inne.

— Nun? fragte der Indianer.

Auzani machte ihm seine Rechnung.

— Spute dich, drängte der Wilde.

— Ohne Geld keinen Schnaps! erwiederte Auzani.

Der Indianer hatte richtig gerechnet. Die fünf oder sechs Gläser Aguardiente die er getrun-

ken, hatten ihm den Muth zurückgegeben den er unter Auzani's Löwenblick verloren hatte.

— Aguardiente! sagte er, nach einer seiner Pistolen greifend, Aguardiente! oder ich bringe Dich um.

Auzani, der dieß kommen gesehen, hielt sich bereit. Er war ein Mann von fünf Fuß neun Zoll, von außerordentlicher Stärke und bewundernswürdiger Gewandtheit. Er stemmte seine rechte Hand auf den Ladentisch, sprang hinüber, warf sich mit seinem ganzen Gewicht auf den Indianer und ergriff mit seiner linken Hand das rechte Faustgelenke seines Gegners, ehe dieser Zeit hatte den Hahn zu spannen.

Der Indianer konnte den Stoß nicht aushalten. Er stürzte rücklings zu Boden; Auzani fiel über ihn her und sezte ihm das Knie auf die Brust.

Jezt hielt er mit seiner linken Hand die rechte des Indianers so daß seine Waffe ungefährlich wurde, mit der andern riß er ihm Pistolen und Dolch aus dem Gürtel und warf sie in Laden; dann riß er ihm seine Pistole aus der Hand, nahm sie beim Lauf und zerarbeitete ihm das Gesicht mit Kolbenschlägen. Endlich, als er dachte daß der Indianer, um uns des Kunstausdruckes zu bedienen, genug habe, richtete er sich auf, stieß ihn mit tüchtigen Fußtritten zur Thüre hinaus, wälzte ihn in die Gosse und ließ ihn mitten in derselben liegen.

Der Indianer hatte wirklich genug.

Er stand auf und zeigte sich nie wieder in Saint-Gabriel.

Auzani hatte den Krieg in Portugal unter

dem Namen Ferrari mitgemacht. Unter diesem Namen hatte er sich vortrefflich gehalten, unter diesem Namen hatte er sich den Capitänsgrad erworben, unter diesem Namen hatte er zwei schwere Wunden, die eine am Kopf, die andere auf der Brust bekommen, so schwer, daß er an einer derselben nach sechszehn Jahren erlag.

Die Kopfwunde bestand in einem Säbelhieb der ihm den Schädel geöffnet hatte.

Die Brustwunde kam von einer Kugel die in der Lunge stecken geblieben war und später eine Lungenschwindsucht herbeiführte.

Wenn man Auzani von den Wundern von Muth sagte die er unter dem Namen Ferrari verrichtet hatte, so lächelte er und sagte, Ferrari und Auzani seien zwei verschiedene Personen.

Unglücklicher Weise konnte der arme Auzani zwar seine Heldenthaten auf Rechnung des von seiner Phantasie geschaffenen Wesens schreiben, aber seine Wunden nicht auf dasselbe übertragen.

Dieß war der Mann von dem man mir erzählt hatte, welchen ich kennen zu lernen und zu meinem Freund zu machen wünschte.

In Saint-Gabriel erfuhr ich daß er Geschäfte halber einige Stunden weit verreist sei. Ich erkundigte mich und stieg zu Pferde um ihn aufzusuchen.

Unterwegs fand ich am Ufer eines kleinen Baches einen Mann der bis an die Brust entblößt war und sein Hemde wusch. Ich begriff daß dieß der Mann war den ich suchte. Ich ging auf ihn zu, reichte ihm die Hand und nannte mich. Von diesem Augenblick an waren wir Brüder.

Er befand sich nicht mehr in seinem Handlungshaus, sondern war gleich mir in den Dienst der Republik Rio Grande getreten. Er befehligte die Infanterie der Division des Juan Antonio, eines der berühmtesten republikanischen Führer; übrigens verließ er gleich mir diesen Dienst und begab sich nach Salto.

Wir verbrachten einen Tag zusammen, gaben einander unsere Adressen, und es wurde beschlossen daß wir nichts Wichtiges mehr vornehmen wollten ohne einander in Kenntniß zu sezen.

Man gestatte mir ein Detail das von unserm Elend und unserer Brüderschaft ein Bild geben kann.

Auzani besaß nur ein Hemd, aber er besaß zwei Paar Hosen.

Ich war in Bezug auf Hemden so arm als er, während er in Bezug auf Hosen reicher war als ich.

Wir übernachteten unter demselben Dach, aber er reiste vor Tagesanbruch ab ohne mich zu wecken.

Als ich erwachte, fand ich das bessere Paar seiner Hosen auf meinem Bette.

Ich hatte Auzani kaum gesehen, aber er war einer der Männer die man auf den ersten Blick beurtheilt. Als ich daher in den Dienst der Republik Montevideo trat und den Auftrag erhielt die italienische Legion zu organisiren, war es mein Erstes daß ich an Auzani schrieb er möchte diese Arbeit mit mir theilen.

Er kam und wir verließen uns nicht mehr bis zum Tage wo er, in meinen Armen sterbend, die italienische Erde berührte.

Memoiren

des

Generals Garibaldi

herausgegeben von

Alexander Dumas.

Deutsch von

Dr. Gottlob Fink.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1860.

I.

Lehrer der Mathematik und Handelsmäkler.

Ich stieg in Montevideo bei einem meiner Freunde, Namens Napoleon Castellini, ab. Seiner Liebenswürdigkeit und der Herzensgüte seiner Frau schulde ich viel zu viel, als daß ich hoffen dürfte mich jemals meiner Pflicht der Dankbarkeit entledigen zu können; dasselbe gilt von meinen sehr theuern Freunden G. B. Cuneo, den Gebrüdern Antonini und Giovanni Rino.

Die paar Thaler welche ich von meinen Ochsenhäuten gelöst, waren bald verbraucht, und da ich mit Frau und Kind meinen Freunden nicht lange zur Last liegen wollte, so ergriff ich zwei Erwerbszweige die aber, das muß ich gestehen, jeder für sich und beide zusammen, für unsere Bedürfnisse kaum genügten.

Der erste war daß ich Handelsmäkler wurde. Ich trug Muster aller Art bei mir; ich führte alle Artikel, von den italienischen Nudeln an bis zu den Rouener Zeugen.

Der zweite war daß ich Lehrer der Mathe=

matik im Hause des achtungswerthen Herrn Paolo Semidei wurde.

Dieses Leben währte bis zu meiner Anwerbung in die östliche Legion.

Die Riogrande-Frage begann sich zu lösen und zu ordnen; ich brauchte nicht mehr nach dieser Seite zu sehen. Da nun die östliche Republik, so nannte sich die Republik Montevideo, mich frei wußte, so bot sie mir alsbald eine Beschäftigung die für meine Talente und namentlich meinen Character besser paßte als das Stundengeben und das Musterkartenreiten.

Man bot mir das Commando der Corvette Constitution, und ich nahm es an.

Das östliche Geschwader stand unter den Befehlen des Obersten Cosse; das von Buenos-Ayres unter dem Admiral Brown.

Mehrere Rencontres und mehrere Gefechte hatten zwischen beiden Geschwadern stattgefunden, aber nur zu ganz mittelmäßigen Ergebnissen geführt.

Um dieselbe Zeit wurde ein gewisser Vidal traurigen Angedenkens mit dem Staatsministerium der Republik betraut.

Einer der ersten und beklagenswerthesten Acte dieses Menschen war daß er sich der Sorge um das Geschwader entschlug, indem er behauptete es sei für den Staat zu lästig. Dieses Geschwader, das ungeheure Summen gekostet hatte und bei gehöriger Unterhaltung, die damals leicht gewesen wäre, ein entscheidendes Uebergewicht über

La Plata begründen konnte, wurde gänzlich zerstört. Man verkaufte die Schiffe um schmähliche Preise und verschleuderte das Material.

Ich wurde zu einer Expedition bestimmt die mancherlei Ereignisse nach sich ziehen sollte.

Man schickte mich mit dem Pereyra, einer Brigantine von 18 Kanonen, nach Corrientes. Außer diesen achtzehn Geschüzen hatten wir zwei Drehkanonen.

Unter meiner Admiralschaft sollte noch die Corvette Rocida segeln.

Corrientes kämpfte damals gegen Rosas und ich sollte es gegen den Dictator unterstüzen.

Vielleicht hatte die Expedition noch einen andern Zweck, aber dieß war das Geheimniß des Herrn Staatsministers.

* * *

Man gestatte dem Herausgeber dieser Memoiren über den Zustand der Republik Montevideo im Jahre 1841 einige Erklärungen zu geben, welche der General Garibaldi in seinem Tagbuch nicht geben zu müssen glaubte.

Die Erklärungen sind um so genauer, als sie im Jahre 1849 dem Herausgeber von einem Manne dictirt wurden der in der Geschichte der östlichen Republik eine große Rolle gespielt hat, nämlich von dem General Pacheco y Obes, einem unserer besten Freunde.

Seid ruhig, liebe Leser, wir werden die Feder dann sogleich dem andern nicht minder guten Freunde zurückgeben der Joseph Garibaldi heißt.

Denn ihr sehet daß dieser erste Befreier Italiens gleich Cäsar eben so gut die Feder führt wie das Schwert.

* * *

Montevideo.

Wenn der Reisende, auf einem jener Schiffe welche die Ureinwohner des Landes für fliegende Häuser hielten, aus Europa ankommt und den wachehabenden Matrosen: Land! rufen hört, so sind die ersten Dinge die er bemerkt zwei Berge.

Ein Berg von Ziegelsteinen welcher die Cathedrale ist, die Mutterkirche, la Matriz, wie man hier zu Lande sagt.

Dann ein Granitberg mit etwas Grün betupft und mit einem Leuchtthurm auf der Spize.

Dieser heißt der Cerro.

Wenn er näher kommt, entdeckt er unter den Thürmen der Cathedrale, deren porzellanene Kuppeln in der Sonne funkeln, die unzähligen und verschiedenartigen Miradores, d. h. Gallerien womit beinahe alle Häuser bedeckt sind; sodann diese Häuser selbst, roth oder weiß, mit ihren Terrassen die am Abend frische Kühlung geben; hierauf am Fuße des Cerro die Saladeros, ein großes Gebäude wo das Fleisch eingesalzen wird; endlich am Ufer der Bucht selbst die reizenden Quinten oder Landhäuser, die Wonne und den Stolz der Einwohner, die man an den Feiertagen auf den Straßen nichts Anderes sagen hört als:

— Gehen wir in den Miguelete! — Gehen wir in die Aguada! — Gehen wir in den Arroyo Seco!

Wenn ihr dann zwischen dem Cerro und der von allen Seiten her durch die riesige Cathedrale beherrschten Stadt den Anker werfet; wenn die Jolle euch mit kräftigen Ruderschlägen rasch nach dem Ufer entführt; wenn ihr am Tag Gruppen von Amazonen und Cavalieren nach diesen schönen Quinten reiten sehet; wenn ihr am Abend, durch die offenen Fenster hindurch welche Ströme von Harmonie und Licht auf die Straßen ergießen, die Melodien des Claviers oder die Klagen der Harfe, die muntern Triller der Quadrillen oder wehmüthige Romanzenklänge vernehmet, so wißt daß ihr in Montevideo seid, der Vicekönigin jenes Silberflusses für dessen Königin sich Buenos-Ayres ausgibt, und der sich in einer Mündung von achtzig Stunden Breite in die Atlantis ergießt.

Juan Diaz de Solis war der Erste der zu Anfang des Jahres 1516 la Plata, die Küste und den Strom, entdeckte. Das Erste was die Schildwache bemerkte war der Cerro. Hocherfreut rief er dann auf Lateinisch:

Montem video.

Daher der Name der Stadt deren Geschichte wir schnell skizziren wollen.

Solis, der schon ein Jahr vorher den Ruhm gehabt Rio Janeiro zu entdecken, sollte sich seines neuen Glückes nicht lange erfreuen; nachdem er

zwei seiner Schiffe in die Bucht gesandt, fuhr er mit dem dritten den Plata hinab, ließ sich aber von den Indianern durch allerlei Freundschaftszeichen in einen Hinterhalt verlocken und wurde getödtet, gebraten und gefressen an den Ufern eines Baches der zum Andenken an dieß furchtbare Ereigniß noch heutigen Tages Arroyo de Solis heißt.

Diese Horde menschenfressender, übrigens sehr tapferer Indianer gehörte dem Urstamme der Charruas an. Er war Herr im Lande, wie am anderen Ende des Festlandes die Huronen und die Sioux.

Er leistete auch Widerstand gegen die Spanier, die inmitten täglicher Kämpfe und besonders allnächtlicher Angriffe Montevideo erbauen mußten. Diesem Widerstand ist es zuzuschreiben daß Montevideo, obwohl es, wie gesagt, schon 1516 entdeckt wurde, als Stadt kaum hundert Jahre zählt.

Endlich, gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts, kam ein Mann der die ursprünglichen Herren der Küste mit einem Vertilgungskrieg überzog worin sie vernichtet wurden. In drei lezten Gefechten worin sie, wie die alten Teutonen, Weiber und Kinder in ihre Mitte stellten und fielen ohne einen Schritt zurückzuweichen, verschwanden ihre Reste, und als Denkmal dieser entscheidenden Niederlage kann der Reisende noch heute am Fuße des Aceguaberges die Gebeine der lezten Charruas bleichen sehen.

Dieser moderne Marius, der Ueberwinder die-

ser modernen Teutonen, war der Commandant Jorge Pacheco, der Vater des Generals Pacheco y Obes, aus dessen Munde wir, wie gesagt, die Details besitzen welche wir unsern Lesern vor Augen legen.

Aber die Ausrottung der Wilden erweckte dem Commandanten Pacheco Feinde die weit zäher, weit gefährlicher und besonders weit schwerer zu vertilgen waren als die Indianer, da sie nicht durch einen religiösen Glauben der mit jedem Tag schwächer wurde, sondern im Gegentheil durch ein materielles Interesse das sich tagtäglich erhöhte aufrecht erhalten wurden; diese Feinde waren die Schmuggler von Brasilien.

Das Prohibitivsystem war die Grundlage des spanischen Handels. Es war also ein hartnäckiger Krieg zwischen dem Commandanten vom Lande und den Schmugglern, die bald mit List bald mit Gewalt ihre Stoffe und ihren Tabak in das montevideanische Gebiet einzuführen versuchten.

Der Kampf war lang, hartnäckig, tödtlich. Don Jorge Pacheco, ein Mann von herculischer Stärke, riesigem Wuchs und unerhörter Wachsamkeit, hatte es endlich, wenigstens hoffte er das, so weit gebracht daß er die Schmuggler zwar nicht vernichtete wie die Charruas, denn dieß war unmöglich, aber sie doch von der Stadt entfernte, als sie auf einmal kühner und unternehmender wieder erschienen; sie waren jezt fester als je um einen einzigen Willen geschaart der eben so mächtig, eben so muthvoll und besonders eben so in-

telligent war wie der Commandant Pacheco selbst.

Dieser schickte seine Spione im Lande aus und erkundigte sich nach den Ursachen einer solch heftigen Erneuerung der Feindseligkeiten.

Alle kehrten mit einem einzigen Namen im Munde zurück: Artigas.

Wer war dieser Artigas?

Ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, tapfer wie ein alter Spanier, schlau wie ein Charrua, flink wie ein Gaucho. Er hatte von allen drei Racen Etwas, wenn auch nicht im Blut, doch wenigstens im Kopfe.

Jezt entspann sich ein bewunderswürdiger Kampf der Schlauheit und Kraft zwischen dem alten Commandanten vom Lande und dem jungen Schmuggler; aber letzterer war jung und gewann an Stärke; der andere war zwar nicht besonders alt, aber schachmatt. Vier oder fünf Jahre lang verfolgte er Artigas und schlug ihn überall wo er ihn traf.

Aber der geschlagene Artigas wurde weder getödtet noch gefangen genommen. Am folgenden Tag kam er wieder zum Vorschein. Der Mann der Stadt wurde des Kampfes zuerst überdrüssig, und gleich einem jener alten Römer aus der Zeit der Republik die ihren Hochmuth dem Wohl des Landes opferten, machte er der Regierung den Vorschlag, er wolle seiner Gewalt entsagen wenn man Artigas zu seinem Nachfolger im Commando ernenne, denn nach seinem

Dafürhalten könne nur dieser das Werk vollenden das er, Pacheco, nicht auszuführen vermöge, nämlich die Vertilgung der Schmuggler.

Die Regierung ging darauf ein, und gleich jenen römischen Räubern die sich dem Papst unterwerfen und unter allgemeiner Verehrung in der Stadt umherziehen deren Schrecken sie gewesen, hielt Artigas seinen Triumpheinzug in Montevideo und nahm das Vertilgungswerk an der Stelle auf wo sein Vorgänger es hatte fallen lassen.

Nach Verfluß eines Jahres war der Schmuggel, wo nicht vernichtet, doch verschwunden.

Dieß geschah 58 oder 60 Jahre vor den Ereignissen bei welchen Garibaldi sich nun betheiligen wird; aber wir sind vor allen Dingen dramatischer Schriftsteller und können's uns nicht abgewöhnen unsere Dramen mit einem Prolog zu eröffnen. Dieser Prolog ist übrigens nicht ohne Interesse; er lehrt Männer und Oertlichkeiten kennen von denen man bisher in Europa nicht viel wußte.

Artigas war damals sieben oder acht und zwanzig Jahre alt; zur Zeit wo der General Pacheco mir diese Einzelnheiten gab, zählte er drei und neunzig und lebte unbekannt in einer kleinen Quinta des Präsidenten von Paraguay.

Seitdem ist er ohne Zweifel gestorben. Er war ein schöner junger Mann, tapfer und kräftig, der würdige Vertreter der drei Mächte die nacheinander in Montevideo regierten.

Don Jorge Pacheco war der Typus der ritterlichen Tapferkeit der alten Welt, jener ritterlichen Tapferkeit die mit Columbus, Pizarro und Fernando Cortez die Meere durchfahren hat.

Artigas dagegen war der Mann vom Lande. Er konnte das vertreten was man dort die nationale Partei nannte, die zwischen den Portugiesen und den Spaniern stand, d. h. zwischen den Fremden die, bei ihrem Aufenthalt in den Städten wo Alles an portugiesische und spanische Sitten erinnerte, Portugiesen und Spanier geblieben waren.

Dann war noch ein dritter Typus und sogar eine dritte Macht übrig von welcher wir auch sprechen müssen, denn sie ist zugleich die Plage des Städters und des Landbewohners.

Dieser dritte Typus ist der Gaucho, welchen Garibaldi so pittoresk gekennzeichnet hat, indem er ihn den Centaur der neuen Welt nannte.

In Frankreich nennen wir Gaucho Alles was in jenen weiten Ebenen, in jenen unermeßlichen Steppen, in jenen endlosen Pampas lebt die sich vom Meeresufer bis an den östlichen Abhang der Anden erstrecken. Wir täuschen uns; der Capitän Head von der englischen Marine war der Erste der die Manie aufbrachte den Landbewohner mit dem Gaucho zu verwechseln, welcher in seinem Stolz nicht bloß die Gleichheit, sondern auch die Aehnlichkeit zurückweist.

Der Gaucho ist der Zigeuner der neuen Welt. Ohne Güter, ohne Haus, ohne Familie, besitzt

er nichts als seinen Wollmantel, sein Pferd, seinen Lazo und seine Bolas.

Sein Messer ist seine Waffe, sein Lazo und seine Bolas sind sein Gewerbe.

Artigas blieb also Commandant vom Lande, zur großen Befriedigung des ganzen Publicums mit Ausnahme der Schmuggler, und er bekleidete diese wichtige Stelle noch als die Revolution von 1810 ausbrach, welche die Vernichtung der spanischen Herrschaft in der neuen Welt zum Zweck und wirklich auch zum Resultat hatte.

Sie begann 1810 in Buenos-Ayres und endete 1824 in Bolivia mit der Schlacht von Ayacucho.

Der Chef der Unabhängigkeitstruppen war damals der General Antonio Jose de Sucre. Er hatte fünftausend Mann unter seinem Befehl.

Der Obergeneral der spanischen Truppen war Don Juan de la Serna, der letzte Vicekönig von Peru. Er befehligte eilftausend Mann.

Die Patrioten besaßen nur eine einzige Kanone; sie waren, wie aus diesen Zahlen ersichtlich, kaum einer gegen zwei; es fehlte ihnen an Munition und an Mundvorrath, an Pulver und an Brod. Man brauchte nur zu warten, so ergaben sie sich; man griff an und sie siegten.

Der patriotische General Alejo Cordova begann die Schlacht. Er befehligte 1500 Mann; er steckte seinen Hut auf seinen Degen und rief:

— Vorwärts!

— Im Schnellschritt oder im gewöhnlichen Schritt? fragte ein Offizier.

— Im Siegesschritt! antwortete Alejo Cordova.

Abends hatte die ganze spanische Armee capitulirt und befand sich in der Gefangenschaft von Leuten die am Morgen ihre Gefangenen gewesen.

Artigas war einer der Ersten gewesen welche die Revolution als Befreierin begrüßten. Er hatte sich an die Spitze der Bewegung auf dem Lande gestellt, und dann hatte er Pacheco angeboten seinerseits ihm das Commando zu überlassen, wie früher Pacheco für ihn gethan hatte.

Dieser Tausch wäre vielleicht gerade zu Stande gekommen, als Pacheco im Hause Casablanca am Uruguay von spanischen Seeleuten überrumpelt und gefangen genommen wurde.

Artigas sezte nichtsdestoweniger sein Befreiungswerk fort. In kurzer Zeit jagte er die Spanier aus dem ganzen Landgebiet zu dessen König er sich gemacht hatte, so daß sie jezt nur noch die Stadt Montevideo besaßen. Aber Montevideo konnte als die zweite befestigte Stadt America's einen starken Widerstand leisten.

Die erste war Saint-Jean d'Ulloa.

Nach Montevideo hatten sich alle Anhänger der Spanier geflüchtet, gestüzt auf eine Armee von viertausend Mann. Artigas, der sich auf seinen Bund mit Buenos-Ayres stüzte, belagerte die Stadt.

Aber eine portugiesische Armee kam den Spaniern zu Hilfe und entsezte Montevideo.

Im Jahre 1812 wurde die Stadt von Neuem belagert. Der General Rondeau für Buenos-Ayres und Artigas für die montevideanischen Patrioten vereinigten ihre Streitkräfte und schlossen Montevideo von Neuem ein.

Die Belagerung währte drei und zwanzig Monate; dann endlich überlieferte eine Capitulation den Siz der zukünftigen östlichen Republik den Belagerern die damals von dem General Alvear befehligt wurden.

Wie war Alvear Obergeneral geworden und nicht Artigas? Wir werden es sogleich sagen.

Nach zwanzigmonatlicher Belagerung und dreijähriger Berührung zwischen den Männern von Buenos-Ayres und den Montevideanern waren die Abweichungen in Gewohnheiten und Sitten, ich möchte beinahe sagen, die Stammesverschiedenheiten, aus einfachen Zwistigkeiten allmählig Gründe des Hasses geworden.

Artigas hatte sich also wie Achill unter sein Zelt zurückgezogen, oder vielmehr er hatte sein Zelt mit sich genommen und war verschwunden in jenen Tiefen der Ebene die er aus seiner Jugend- und Schmugglerzeit so gut kannte.

Der General Alvear hatte sein Commando übernommen und war zur Zeit der Uebergabe von Montevideo Obergeneral der Portenos; so nennt man im Lande die Leute von Buenos-Ayres, während man die Montevideaner die Leute vom Osten nennt.

Suchen wir hier die zahlreichen Verschieden-

heiten begreiflich zu machen die zwischen den Portenos und den Leuten vom Osten bestehen.

Der Mann von Buenos-Ayres, der in der Person seines Ahnherrn seit dreihundert Jahren im Lande wohnt, hat schon am Ende des ersten Jahrhunderts seiner Versezung nach America alle Ueberlieferungen des Mutterlandes, d. h. Spaniens, verloren; seine Interessen wurzeln im Boden, sein ganzes Leben knüpft sich an denselben; die Bewohner von Buenos-Ayres sind heut zu Tage beinahe eben so gut Americaner wie die Indianer die von ihnen aus dem Lande gejagt wurden.

Der Montevideaner dagegen, der — wohlverstanden ebenfalls in der Person seines Ahnherrn — seit kaum einem Jahrhundert in dem Lande wohnt, hat noch nicht vergessen können daß er der Sohn, Enkel und Urenkel des Spaniers ist. Er ist sich zwar seiner neuen Nationalität bewußt, hat aber die Ueberlieferungen vom alten Europa nicht vergessen und neigt sich aus Drang zur Civilisation zu demselben hin, während der Landbewohner von Buenos-Ayres sich tagtäglich von ihm entfernt um in die Barbarei zurückzukehren.

Auch das Land ist nicht ohne Einfluß auf die rückgängige Bewegung von der einen und die fortschreitende von der andern Seite.

Die Bevölkerung von Buenos-Ayres, die über unermeßliche Haiden mit weitauseinander stehenden Wohnungen, in einem wasserlosen, holzarmen

Lande verbreitet ist und nur schlechte Hütten besitzt, nimmt in dieser Vereinzelung, in diesen Entbehrungen und Entfernungen einen düstern, ungeselligen, streitsüchtigen Character an. Ihre Neigungen gehen auf den wilden Indianer der Grenzen zurück, mit dem sie einen Handel in Straußenfedern, Roßdecken und Lanzenschäften treibt, lauter Erzeugnissen von Ländern die den Europäern unbekannt sind und gegen Branntwein und Tabak ausgetauscht werden. Der Indianer nimmt Tabak und Branntwein in jene großen Ebenen der Pampas mit, deren Namen er sich angeeignet oder denen er vielleicht den seinigen gegeben hat.

Die Bevölkerung von Montevideo dagegen bewohnt ein schönes Land das von Flüssen und Thälern durchschnitten ist. Sie hat allerdings nicht große unermeßliche Wälder wie Nordamerica, aber in jedem ihrer Thäler hat sie Bäche die von dem Quebracho mit der Eisenrinde, von dem Ubajai mit der goldenen Frucht und von dem Sanet mit dem reichen Astwerk beschattet werden. Ueberdieß wohnt und lebt sie gut. Ihre Häuser, Mühlen und Pachthöfe stehen nahe beisammen, und ihr offener gastlicher Character ist der Civilisation zugeneigt, deren Parfüm ihr durch die Nähe des Meeres auf den Flügeln des Windes zugetragen wird der aus Europa weht.

Für die Bevölkerung von Buenos-Ayres ist der Indianer zu Pferd der Typus der Vollkommenheit.

Für den Landbewohner von Montevideo ist der Typus der Vollkommenheit der Europäer im engen Frack, schmaler Halsbinde, von Kopf zu Fuß eingezwängt.

Der Mann von Buenos-Ayres bildet sich ein an Eleganz der Erste in America zu sein: er wird leicht warm, aber auch leicht wieder ruhig; er hat mehr Phantasie als der Montevideaner. Die ersten Dichter die America gekannt hat sind in Buenos-Ayres geboren. Vareta und Lafinur, Dominguez und Mannal sind Portenos.

Der Montevideaner ist weniger poetisch, aber ruhiger, fester in seinen Entschließungen und Plänen. Wenn sein Nebenbuhler für den Ersten an Eleganz gilt, so bildet er seinerseits sich ein der Erste an Muth zu sein. Unter den Dichtern findet man die Namen Hidalgo, Berro, Figueroa, Juan Carlos Gomez.

Die Damen von Buenos-Ayres ihrerseits halten sich für die schönsten Frauen Südamericas, von der Meerenge von Lemaire an bis zum Amazonenstrom.

In Wirklichkeit haben die Montevideanerinnen vielleicht weniger blendende Gesichter als ihre Nachbarinnen; aber ihre Formen sind bewunderns-würdig; ihre Füße, ihre Hände, ihre Tournüre scheinen direct aus Sevilla oder Granada zu kommen.

Also zwischen beiden Ländern:

Rivalität an Muth und Eleganz bei den Männern,

Rivalität an Schönheit, Grazie und Tournüre bei den Frauen,

Rivalität an Talent bei den Poeten, diesen Hermaphroditen der Gesellschaft — reizbar wie Männer, launisch wie Weiber, und bei alledem manchmal naiv wie Kinder.

In all diesen Umständen lagen, wie man sieht, genügende Ursachen zur Feindseligkeit zwischen den Leuten von Buenos-Ayres und denen von Montevideo, zwischen Artigas und Alvear.

Es war nicht bloß eine Trennung, sondern ein Haß; nicht bloß ein Haß, sondern ein Krieg.

Alle Elemente der Antipathie wurden von dem ehemaligen Schmugglerhauptmann gegen die Leute von Buenos-Ayres aufgewühlt. Es lag ihm fortan wenig an den Mitteln, wenn er nur zu seinem Zweck gelangte, und sein Zweck war die Porteños aus dem Lande zu jagen.

Artigas sammelte jetzt alle Mittel welche das Land ihm bot und stellte sich an die Spitze dieser Zigeuner Americas die man die Gauchos nennt.

Es war gewissermaßen der heilige Krieg den er führte; deßhalb konnte auch Nichts ihm widerstehen, weder die Armee von Buenos-Ayres noch die spanische Partei, welche einsah daß die brutale Gewalt an die Stelle der Intelligenz treten würde wenn Artigas nach Montevideo zurückkäme.

Diejenigen die diese Rückkehr der Barbarei vorhergesehen, hatten sich nicht getäuscht. Zum erstenmal sahen sich Vagabunden ohne alle Bildung und Organisation zu einem Armeecorps

vereinigt und hatten einen General. Mit Artigas als Dictator begann also jetzt eine Periode die einige Aehnlichkeit mit dem Sansculottismus von 1793 hat. Montevideo sollte also die Herrschaft des barfußgehenden Mannes mit den wogenden Casonsillos, mit der schottischen Chiripa, mit dem zerrissenen Poncho der das Alles bedeckte, mit dem schief auf dem Ohr sitzenden und durch den Barbijo befestigten Hut erleben.

Montevideo wird jetzt Zeuge unhörter, grotesker, zuweilen furchtbarer Scenen. Oft sind die ersten Classen der Gesellschaft zu gänzlicher Unmacht verurtheilt. Artigas wurde dasselbe was später Rosas war, nur daß er mehr Muth besaß als der letztere und nicht grausam war.

So unglücklich diese Dictatorialregierung von Artigas war, so hatte sie doch auch ihre glänzende und nationale Seite. Sie bestand in dem Kampf zwischen Montevideo und Buenos-Ayres, welches letztere von Artigas unaufhörlich geschlagen wurde und zuletzt all seinen Einfluß verlor; ferner in seinem hartnäckigen Widerstand gegen die portugiesische Armee die 1815 ins Land fiel.

Den Vorwand zu diesem Einfall bildete die regellose Verwaltung von Artigas, sowie die Nothwendigkeit die Nachbarvölker vor ähnlichen Unordnungen zu schützen welche durch die ansteckende Macht des Beispiels entstehen konnten. Diese Unordnungen hatten im Lande selbst die Opposition der gebildeten Partei vermehrt. Die

hohen Classen besonders wünschten sehnlichst einen Sieg der die portugiesische Herrschaft an die Stelle dieser nationalen Regierung setzen würde, welche die Zügellosigkeit und die brutale Tyrannei der materiellen Stärke nach sich zog.

Gleichwohl widerstand Artigas, trotz dieser lichtscheuen Verschwörung im Innern, trotz der Angriffe der Portugiesen und Portenos, vier Jahre lang, lieferte dem Feind drei regelmäßige Schlachten, und als er endlich besiegt oder vielmehr im Detail erdrückt war, zog er sich nach Entre-Rios, d. h. auf die andere Seite des Uruguay, zurück. Hier repräsentirte er selbst als Flüchtling, wo nicht durch seine Streitkräfte, doch wenigstens durch seinen Namen noch immer eine furchtbare Macht, als sein Unterfeldherr Ramirez sich empörte, drei Viertheile der noch vorhandenen Armee gegen ihn aufwiegelte und ihn dermaßen schlug, daß er alle Hoffnung aufgab seine verlorene Stellung wieder zu erobern; er sah sich daher genöthigt dieses Land zu verlassen, wo er gleich Antäus neue Kräfte zu gewinnen schien so oft er die Erde berührte.

Gleich einer jener Wettersäulen welche verdunsten nachdem sie Alles auf ihrem Weg zerstört und niedergeworfen haben, verschwand jetzt Artigas und begab sich ins Innere von Paraguay, wo er, wie wir bereits gesagt haben, im Jahr 1848, zur Zeit wo Garibaldi noch Montevideo vertheidigte, 3—94 Jahre alt, im Genuß

all seiner geistigen Fähigkeiten und beinahe all seiner Kräfte noch lebte.

Als Artigas besiegt war, gab es keine Opposition mehr gegen die portugiesische Herrschaft. Sie setzte sich im Lande fest, und der Baron da Laguna, ein geborner Franzose, war ihr Vertreter im Jahr 1825. In diesem Jahr wurde Montevideo sammt allen portugiesischen Besitzungen Americas an Brasilien abgetreten.

Montevideo wurde nunmehr von einer kaiserlichen Armee von achttausend Mann besetzt.

Da geschah es daß ein Montevideaner der als Verbannter in Buenos-Ayres wohnte zweiunddreißig Verbannungsgenossen zusammenbrachte und mit ihnen beschloß seinem Vaterland die Freiheit zurückzugeben oder zu sterben.

Diese Handvoll Patrioten schiffte sich auf zwei Kähnen ein und landete in Larenal-Grande.

Ihr Anführer hieß Juan Antonio Lavalleja.

Er hatte zum Voraus mit einem Gutsbesizer in der Gegend Intriguen angeknüpft, und dieser sollte im Augenblick seiner Landung Pferde für ihn bereit halten. Kaum war er daher ans Land gestiegen, so schickte er einen Boten an diesen Mann, erhielt aber zur Antwort, Alles sei entdeckt, die Pferde seien weggenommen worden, und wenn man ihm und seinen Gefährten einen guten Rath geben dürfe, so bestehe er darin daß sie sich so schnell als möglich wieder einschiffen und nach Buenos-Ayres zurückkehren sollen.

Lavalleja hingegen erwiderte er sei in der Ab-

sicht gekommen vorwärts zu ziehen und nicht umzukehren. Demgemäß ließ er seine Ruderer nach Buenos-Ayres zurückfahren und nahm am 19. April mit seinen dreißig Mann im Namen der Freiheit Besitz vom Gebiete von Montevideo.

Am folgenden Tag befand sich die kleine Schaar die eine Pferderazzia gemacht, bei welcher sie übrigens von den meisten Gutsbesitzern unterstützt worden war, bereits auf dem Weg nach der Hauptstadt und stieß auf eine Abtheilung von zweihundert Reitern. Unter ihnen waren vierzig Brasilianer, die hundertsechszig andern aus dem Osten. Diese Truppe stand unter einem ehemaligen Waffengenossen Lavalleja's, dem Obersten Julian Laguna. Lavalleja konnte den Kampf vermeiden, rückte jedoch im Gegentheil geraden Wegs auf die zweihundert Reiter zu. Nur erbat er sich, ehe er handgemein wurde, eine Besprechung mit Laguna.

— Was wünschen Sie und was wollen Sie hier machen? fragte Laguna, indem er von selbst auf Lavalleja zuritt.

— Ich komme um Montevideo von der Fremdherrschaft zu befreien, antwortete Lavalleja; wenn Sie für mich sind, so kommen Sie mit mir; wenn Sie gegen mich sind, so liefern Sie mir Ihre Waffen aus oder bereiten Sie sich zum Kampfe.

— Ich weiß nicht was die Worte „Waffen ausliefern" besagen wollen, antwortete Laguna, und ich hoffe daß Niemand es mich je lehren wird.

— So stellen Sie sich an die Spitze Ihrer Leute und lassen Sie uns sehen für welche Sache Gott ist.

— Es soll geschehen, antwortete Laguna und galopirte zu seinen Soldaten zurück.

Aber in demselben Augenblick entfaltete Lavalleja die Nationalfahne, blau, weiß und roth wie die unsrige, und alsbald traten die hundertsechszig Krieger aus dem Osten auf seine Seite über.

Die vierzig Brasilianer wurden gefangen genommen.

Lavalleja's Marsch auf Montevideo wurde von nun an ein Triumphzug und hatte zur Folge daß die östliche Republik, verkündet durch den Willen und die Begeisterung eines ganzen Volkes, ihren Rang unter den Nationen einnahm.

Rosas.

Während dieser Zeit wuchs ein Name welcher dereinst der Schrecken der argentinischen Conföderation werden sollte.

Kurz nach der Revolution von 1810 verließ ein junger Mensch von fünfzehn bis sechszehn Jahren die Stadt Buenos-Ayres und ging auf das Land. Er hatte ein verstörtes Gesicht und ging raschen Schritts.

Dieser junge Mensch hieß Juan Manoel Rosas.

Warum verließ er, beinahe noch in den Kinderjahren, als Flüchtiger das Haus wo er geboren worden? Warum wollte er als Städter

die Leute vom Lande um ein Asyl bitten? Darum weil er, der einst sein Vaterland beohrfeigen sollte, seiner Mutter eine Ohrfeige gegeben hatte, und weil der väterliche Fluch ihn verfolgte.

Dieses im Uebrigen unwichtige Ereigniß verlor sich bald im Lärm der wichtigeren Ereignisse die vor sich gingen, und während alle ehemaligen Genossen des Flüchtlings sich unter der Fahne der Unabhängigkeit sammelten um die spanische Herrschaft zu bekämpfen, verlor er sich in die Pampas, begann ein Gaucholeben, adoptirte die Sitten des Gaucho, wurde einer der besten Reiter und einer der gewandtesten Männer dieser unermeßlichen Ebenen in Handhabung des Lazo und der Bola, so daß ein Unbekannter der ihn in diesen wilden Künsten so wohl bewandert sah, ihn nicht für einen Städter, sondern für einen Landbewohner, ja für einen wahren Gaucho gehalten haben würde.

Rosas trat zuerst als Taglöhner in einer Estancia ein, dann wurde er Capitaz — Garibaldi hat uns gesagt was ein Capitaz ist — sodann Haushofmeister, ein Titel der sich von selbst erklärt.

In letzterer Eigenschaft verwaltete er die Güter der mächtigen Familie Anchonna; von da beginnt sein Glück als Gutsbesitzer.

Da wir die Absicht haben Rosas in allen seinen Erscheinungsweisen darzustellen, so wollen wir sagen in welcher Gemüthsverfassung er sich inmitten der Ereignisse befand die vor sich gingen.

Rosas hatte sich während der Wunder die durch die Revolution gegen Spanien hervorgebracht wurden in Buenos-Ayres befunden. Wer Muth besaß, der suchte jetzt die Berühmtheit auf dem Schlachtfeld; wer Talent, Bildung und Klugheit besaß, suchte sie in den Rathsversammlungen. Rosas war lüstern nach Ruhm, aber welche Art von Ruhm konnte er erreichen? welchen Ruf konnte er erwerben, da er weder den Muth des Schlachtfeldes noch staatsmännische Einsicht besaß?

Jeden Augenblick hörte er irgend einen glorreichen Namen in seine Ohren schallen; es waren als Minister die Namen Rivadavia, Pasos d'Aguero; als Krieger, die Namen Saint-Martin, Balcarce, Rodriguez und Las Heras.

Und alle diese Namen, deren Lärm aus der Stadt kam und das Echo der Einsamkeit wach rief, erneuerten zu gleicher Zeit seinen Haß gegen diese Stadt die für Jederman Triumphe hatte, ihm selbst aber nur das Exil geboten.

Aber schon damals träumte Rosas von der Zukunft und bereitete sie dadurch vor daß er mit den Gauchos in den Pampas umherirrte. Er theilte das Elend des Armen, schmeichelte den Vorurtheilen des Mannes der Ebene, reizte ihn gegen den Städter auf, brachte ihm seine Kraft zum Bewußtsein, bewies ihm seine numerische Ueberlegenheit und suchte ihm begreiflich zu machen daß das Land nur ernstlich zu wollen brauche um seinerseits Herr der Stadt zu werden, die so lange Zeit als Königin geherrscht habe.

Inzwischen verstrichen die Jahre und man schrieb 1820.

Jetzt beginnt Rosas fern von den Pampas, gestützt auf den Einfluß welchem er den Bewohner der Ebene unterworfen hat, am Horizont aufzutauchen.

Wir haben gesehen was in Montevideo vorgefallen war. Sehen wir jetzt was sich in Buenos-Ayres zutrug.

Die Miliz von Buenos-Ayres empört sich gegen den Gouverneur Rodriguez; ein Regiment Landmiliz, los Colorados de las Conchas, die Rothen der Conchas, zieht am 5. October 1820 in die Stadt, mit einem Obersten an ihrer Spitze dem Buenos-Ayres wohl bekannt ist und den man in Buenos-Ayres kennt.

Dieser Oberst heißt Rosas.

Tags darauf werden die Milizen vom Lande und die Milizen von der Stadt handgemein. Nur befand sich an diesem Tag der Oberst nicht an der Spize seines Regiments. Ein heftiges Zahnweh, das gleich nach dem Gefechte aufhörte, hielt ihn, ohne Zweifel zu seinem großen Bedauern, vom Kampfe fern.

Warum denn nicht? Octavian hatte am Tage der Schlacht von Actium auch das Fieber.

Rosas hatte viel mit Octavian gemein. Der Unterschied besteht nur darin daß Octavian später Augustus wurde, was Rosas höchst wahrscheinlich nie werden wird.

Sein Einzug in Buenos-Ayers war die ein-

zige Kriegsthat die er in seinem ganzen politischen Leben aufzuweisen hatte.

Die Insurgenten der Stadt wurden besiegt.

Jezt stellte sich Rivadavia, der schon seit langer Zeit berühmt und nun zum Minister des Innern ernannt worden war, ans Ruder.

Rivadavia war einer der genialen Männer wie sie in den Tagen des Sturmes auf der Oberfläche der Revolutionen emportauchen. Er war lang in Europa gereist, er besaß eine universelle Bildung und schien vom glühendsten, namentlich auch vom reinsten Patriotismus beseelt zu sein. Nur hatte der Anblick dieser europäischen Civilisation, die er in Paris und London studirt, ihm einen falschen Begriff über ihre Anwendbarkeit bei einem Volk beigebracht das keine zehn Jahrhunderte socialer Kämpfe hinter sich hatte und nicht im selben Schritte ging wie wir; er wollte den Gang der Zeit beschleunigen, für America dasselbe thun was Peter der Große für Rußland gethan hatte; da er aber nicht dieselben Mittel besaß wie Peter, so scheiterte er.

Vielleicht würde es indeß, wenn er einige Gewandtheit mit seinem Genie verbunden hätte, gelungen sein; aber er verlezte die Leute in ihren Gewohnheiten. Gewisse Gewohnheiten sind eine Nationalität, andere ein Stolz. Er verspottete das americanische Costüm, zeigte offen seinen Widerwillen gegen die Chaqueta, seine Verachtung gegen die Chiripa, die Weste und den Unterrock des Landmannes, und da er zu gleicher Zeit kei-

nen Hehl daraus machte daß er dem Frack und Ueberrock den Vorzug gab, so wurde er allmählig unpopulär und die Gewalt entwischte ihm unvermerkt aus den Händen.

Und doch wie viele Dinge gibt er nicht für diese zwei Kleidungsstücke die er beseitigen will! Seine Verwaltung ist die glücklichste die Buenos-Ayres jemals hatte. Er gründet Universitäten, er stiftet Lyceen und führt den gegenseitigen Unterricht in den Schulen ein; unter seiner Verwaltung werden Gelehrte aus Europa berufen, die Künste finden Schutz und entwickeln sich; kurz Buenos-Ayres heißt im Lande des Columbus das Athen von Südamerica.

Wir haben bereits von dem brasilianischen Krieg gesprochen der 1826 ausbrach. Um ihn zu bestehen, machte Buenos-Ayres riesige Anstrengungen, erschöpfte seine Finanzen und schwächte dadurch die Mittel der Verwaltung.

Nachdem die Finanzen erschöpft und die Mittel der Verwaltung geschwächt waren, begann die Revolution.

Wir haben es bereits gesagt, in Buenos-Ayres wie in Montevideo hatten Stadt und Land selten die gleiche Meinung und ebenso selten die gleichen Interessen.

Buenos-Ayres machte eine Revolution.

Alsbald erhob sich das Land in Masse, zog gegen die Stadt, bemächtigte sich derselben und machte seinen Anführer zum Oberhaupt der Regierung.

Dieser Anführer war Rosas.

Im Jahr 1830 wird also Rosas durch den Einfluß des Landes und durch die Opposition der Stadt, welche er durch die Verwaltung Rivadavias halbwegs ordentlich eingerichtet findet, zum Gouverneur erwählt.

Jezt versucht Rosas, der Gaucho der Pampas, sich mit der Civilisation zu versöhnen. Er scheint die wilden Sitten zu vergessen die er bisher angenommen, die Schlange will sich häuten.

Aber die Stadt will von seinem freundlichen Entgegenkommen Nichts wissen, die Civilisation weigert sich den Treulosen zu begnadigen der ins Lager der Barbarei übergegangen ist. Zeigt sich Rosas in Uniform, so fragen sich die Männer des Schwerts ganz leise auf welchem Schlachtfeld er seine Epauletten gewonnen hat. Spricht er in einer Versammlung, so fragt der Poet den Mann von Geschmack in welcher Estancia sich Rosas diesen Styl angeeignet hat. Erscheint er in einer Abendgesellschaft, so zeigen die Damen mit dem Finger auf ihn und sagen: Seht da den verkleideten Gaucho! So rümpft man auf allen Seiten die Nase über ihn und macht ihm namentlich auch mit dem beißenden Spott des anonymen Epigramms, worin die Portenos so berühmt sind, das Leben sauer.

Die drei Jahre seiner Regierung verstrichen in diesem für seinen Hochmuth tödtlichen Kampf, und vielleicht muß man den moralischen Qualen die er während dieser Zeit auszustehen hatte,

wenn auch nicht seinen ganzen wilden Troz, so doch einen erhöhten Grad desselben zuschreiben. Als er daher die Gewalt niederlegte und, die Seele voll Haß, das Herz voll Galle, den Palast hinabstieg, in der Ueberzeugung daß es für ihn keine Möglichkeit eines Bundes mit der Stadt mehr gebe, da suchte er seine getreuen Gauchos, seine Estancias wo er der große Herr, das Land wo er der König war, wieder auf, aber das Alles in der Absicht eines Tags als Dictator nach Buenos-Ayres zurückzukehren, wie Sulla, den er nicht kannte und von dem er wahrscheinlich nie ein Wort reden gehört hatte, nach Rom zurückgekehrt war, mit dem Schwert in der einen Hand und der Brandfackel in der andern.

Um diesen Zweck zu erreichen, verlangte er von der Regierung irgend ein Commando in der Armee welche gegen die wilden Indianer marschirte. Die Regierung, die ihn fürchtete, glaubte ihn durch Bewilligung dieser Gunst zu beseitigen. Sie gab ihm alle Truppen worüber sie verfügen konnte, ohne zu bedenken daß sie hiedurch sich selbst schwächte und Rosas stark machte.

Als Rosas einmal an der Spitze der Armee stand, erregte er eine Revolution in Buenos-Ayres, ließ sich an die Spitze der Regierung berufen, acceptirte sie nur unter den Bedingungen die er ganz willkürlich auferlegte, da er die bewaffnete Macht des Landes in der Hand hielt, und kehrte mit der absolutesten Dictatur die man je gekannt, d. h. mit toda la suma del poder

publico, mit der Staatsgewalt in ihrem ganzen Umfang, nach Buenos-Ayres zurück.

Der Gouverneur den er zu Fall brachte oder vielmehr jählings stürzte, war der General Juan Ramon Balcarce, einer der Männer die im Unabhängigkeitskrieg das Meiste geleistet hatten, eines der Häupter der föderalistischen Partei für deren Stüze Rosas sich ausgab. Balcarce war ein edles Herz, sein Glaube an das Vaterland war eine Religion. Er hatte Vertrauen in Rosas gesezt und viel zu seiner Erhebung beigetragen. Balcarce war der Erste den Rosas opferte. Er starb in der Verbannung, und als sein Leichnam unter dem Schuze des Todes wieder über die Gränze kam, da verweigerte Rosas der Familie nicht bloß die öffentlichen Ehren die einem Gouverneur gebührten, sondern sogar ein einfaches Trauergeleite wie jeder Bürger es anzusprechen hat.

Von 1833 an also datirte die wahre Gewalt von Rosas. Seine erste Regierung, ein fortgesetztes Gewebe von Verstellung, hatte jene grausamen Instincte die ihm später eine blutige Berühmtheit verschafften noch nicht zu Tage gebracht. Diese Periode war nur durch die Erschießung des Majors Montero und der Gefangenen von S. Nicolas bezeichnet worden. Vergessen wir indessen nicht daß um diese Zeit mehrere lichtscheue und unerwartete Todesfälle vorkommen, Todesfälle von jener Art deren Datum die Geschichte ohne Weiteres mit blutigen Buchstaben ins Buch der Nationen eingetragen hat.

So verschwanden zwei Führer vom Lande durch deren Einfluß Rosas in den Schatten gestellt werden konnte. In dieses Datum fällt der Tod Arbolito's und Molina's; etwas Aehnliches widerfuhr, wie uns scheint, den beiden Consuln die Octavian zur Schlacht von Actium begleitet hatten.

Schildern wir sogleich Rosas, der uns bis jezt nur als Dictator erscheint, aber auf dem höchsten Grad der Gewalt angelangt ist die sich je ein Mensch über eine Nation angemaßt hat.

Im Jahr 1833, d. h. in dem Zeitpunkt wo wir angelangt sind, zählt Rosas zwei und dreißig Jahre. Er hat ein europäisches Aussehen, blonde Haare, weiße Gesichtsfarbe, blaue Augen, den Backenbart in der Höhe des Mundes abgeschnitten, im Uebrigen weder Schnurr- noch Kinnbart. Sein Blick wäre schön wenn man ihn beurtheilen könnte; aber Rosas ist gewöhnt weder seinen Freunden noch seinen Feinden ins Gesicht zu schauen, weil er weiß daß er in einem Freund beinahe immer einen versteckten Feind hat. Seine Stimme ist sanft, und wenn er das Bedürfniß fühlt zu gefallen, so fehlt es seiner Unterhaltung nicht an Reiz. Seine Feigheit ist sprüchwörtlich, der Ruf seiner Verschlagenheit ist universell, Mystificationen gehen ihm über Alles. Darin bestand seine Hauptbeschäftigung bevor er sich den ernsten Geschäften widmete; als er einmal an der Spize der Gewalt stand, war es ihm nur noch eine Zerstreuung.

Sonst waren seine Zerstreuungen brutal wie seine Natur; die Schlauheit verträgt sich vortrefflich mit der Brutalität.

Führen wir ein Paar Beispiele an.

Eines Abends als er allein mit einem seiner Freunde soupiren sollte, verbarg er den zum Mahle bestimmten Wein und ließ auf dem Buffet nur eine Flasche der bekannten Leroyschen Medicin, der zu ihrer Berühmtheit nichts Anderes fehlt als daß sie zu Moliere's Zeit erfunden worden wäre. Der Freund suchte Wein, griff nach der Flasche, kostete ihren Inhalt, fand ihn recht angenehm und leerte die Flasche über das Essen. Rosas, der den Nüchternen spielte, trank bloß Wasser und begab sich gleich nach aufgehobener Tafel nach seiner Estancia.

Während der Nacht wurde es dem Freund zum Sterben weh. Rosas lachte herzlich über den Scherz; wenn der Freund gestorben wäre, so würde Rosas ohne Zweifel noch herzlicher gelacht haben.

Wenn er in einer seiner Estancias einen Städter empfing, so machte er sich den Spaß ihm die unartigsten Pferde zum Reiten zu geben, und seine Freude war um so größer je gefährlicher der Reiter herabfiel.

Im Regierungspalast hatte er stets Narren und Spaßmacher um sich und behielt diese wunderliche Umgebung mitten unter den ernstesten Geschäften. Als er 1829 Buenos-Ayres belagerte, hatte er vier arme Teufel bei sich. Er

hatte Mönche aus ihnen gemacht und sich selbst kraft seiner Vollgewalt als ihr Prior aufgethan. Er nannte sie Fray Regica, Fray Chaja, Fray Lechuza und Fray Biscacha. Außer den Hanswursten und Possenreißern liebte Rosas auch die Confitüren; er hatte immer alle möglichen Sorten unter seinem Zelt. Den Confitüren waren auch die Mönche nicht abhold, und von Zeit zu Zeit verschwanden einige Töpfe; dann nahm Rosas die ganze Sippschaft in's Gebet. Die Mönche wußten wie theuer eine Lüge zu stehen käme. Der Frevler bekannte also. Er wurde dann alsbald entkleidet und von seinen drei Cameraden mit Ruthen gestrichen.

Jedermann hat in Buenos-Ayres seinen Mulatten Eusebio gekannt, und zwar um so besser als Rosas an einem öffentlichen Empfangtag auf den Einfall kam für ihn dasselbe zu thun was Frau Du Barry in Lucienne für ihren Neger Zamore that.

Eusebio empfing in Gouverneursuniform die Huldigung der Behörden für seinen Herrn.

Trotz aller Freundschaft für seinen Mulatten verfiel dieser furchtbare Freund auf die Grille ihm eine Posse zu spielen, eine Posse wie alle diejenigen die in Rosas Kopfe wuchsen. Er that als hätte man eine Verschwörung entdeckt deren Oberhaupt Eusebio wäre. Es handelte sich um nichts Geringeres als ihn selbst, Rosas, zu erdolchen. Eusebio wurde, trotz seiner Versicherungen treuer Ergebenheit, verhaftet; Rosas hatte

seine eigenen Richter, die sich nichts darum bekümmerten ob der Angeklagte schuldig war oder nicht. Rosas klagte an, sie richteten und verurtheilten den armen Eusebio zum Tode; Eusebio mußte sich allen Vorbereitungen zur Hinrichtung unterziehen; er beichtete, wurde auf den Richtplaz geführt, traf dort den Henker und seine Knechte; dann erschien plözlich wie der Gott der antiken Tragödie Rosas und erklärte daß er, da seine Tochter Manuelita sich in ihn verliebt habe und ihn heirathen wolle, ihn begnadige.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden daß Eusebio, wenn er auch nicht hingerichtet wurde, doch aus Angst beinahe gestorben wäre.

Wir haben den Namen Manuelita ausgesprochen. Wir haben gesagt daß sie die Tochter des Dictators war. Sagen wir unsern Lesern, die das Recht haben es nicht zu wissen, was für eine Dame diese Manuelita war, welche die Vorsehung als guten Genius an die Seite ihres Vaters stellte, und deren Hauptbeschäftigung während der schönen Tage ihres Lebens darin bestand daß sie jeden Tag um Gnade bat, die ihr auch manchmal gewährt wurde.

Manuelita ist jezt eine Dame von vierzig Jahren; sie hat sich aus Anhänglichkeit an ihren Vater und vielleicht auch ein wenig im Interesse der Sendung die sie vom Himmel empfangen nicht verheirathet, oder vielmehr war sie 1850, seit welcher Zeit wir sie aus dem Auge verloren haben, noch unvermählt.

Manuelita war just nicht was man eine schöne Frau nennt; sie war etwas Besseres: sie war eine allerliebste Person, sie besaß ein distinguirtes Gesicht, den feinsten Tact, war kokett wie eine Europäerin, und fragte außerordentlich viel nach dem Eindruck den sie auf die Fremden hervorbrachte.

Manuelita ist schwer verläumdet worden, und dieß war ganz natürlich; sie war die Tochter eines Mannes auf welchen sich aller Haß concentrirte. Man behauptete sie habe die grausamen Instincte ihres Vaters geerbt und, gleich der Tochter des Pabstes Borgia, die kindliche Liebe in einer anderen zärtlicheren und weniger christlichen vergessen.

An allem dem ist kein wahres Wort. Manuelita blieb aus zwei Gründen ledig: erstens weil Rosas manchmal das Bedürfniß nach Liebe empfand und wußte daß die einzige, wirkliche, hingebende und unendliche Liebe auf die er rechnen konnte die seiner Tochter war; vielleicht auch darum weil Rosas, der jezt als Privatmann in einem Winkel Englands verborgen lebt, in seinen Träumen von künftigen Königskronen für Manuelita eine aristokratischere Verbindung schimmern sah, als diejenigen waren auf die er damals Ansprüche machen durfte.

Nein, so streng die Geschichte gegen Rosas sein muß, so mild wird sie, um keine Ungerechtigkeit zu begehen, gegen Manuelita sich erweisen, und was wir hier auf dieser Seite der Welt

sagen, das weiß dort Jedermann und wird es in seinem Herzen als Wahrheit bekennen: Manuelita war der beständige, wenn auch zuweilen machtlose Damm welcher dem stets im Ueberwallen begriffenen Zorn ihres Vaters Einhalt that. Als Kind hatte sie ein seltsames Mittel von Rosas Alles zu erlangen was sie nur wünschte; sie ließ den Mulatten Eusebio beinahe nackt ausziehen, wie ein Pferd satteln und zäumen und band sich die Gauchossporen an ihre andalusischen Füßchen; Eusebio mußte sich auf alle Viere stellen; Manuelita bestieg seinen Rücken, und nun ließ die wunderliche Amazone ihren menschlichen Bucephalus vor ihrem Vater allerlei Sprünge und Schwenkungen machen; Rosas lachte über den Scherz, und wenn er gelacht hatte, gewährte er Manuelita die erbetene Gunst.

Später, als sie begriff daß sie dieses Mittel troz seiner Wirksamkeit nicht mehr anwenden konnte, verrichtete sie bei dem Dictator dasselbe Werk das Mäcenas bei August verrichtete, als er ihm seine Schreibtafel zuwarf worauf die Worte standen: Surge carnifex! Aber Manuelita stellte es dabei anders an; sie kannte ihren Vater besser als irgend ein anderer Mensch, sie wußte die kleinen Eitelkeiten wofür er zugänglich war; sie wartete den rechten Augenblick ab, sie flehte und manchmal gelang es dieser milden, barmherzigen Schwester, der Gesegneten des Herrn.

Manuelita war zugleich die Königin und die Sclavin des häuslichen Herdes; sie verwaltete

das Haus, verpflegte ihren Vater, leitete alle diplomatischen Beziehungen und war der eigentliche Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Buenos-Ayres.

Kurz und gut, wie Rosas ein apartes Wesen war und nichts mit der Gesellschaft zu thun, mit Niemand Etwas gemein hatte, so war Manuelita, als sie später Manuela wurde, nicht blos ein seltsames Geschöpf mitten unter den Leuten, sondern auch Allen fremd, und ging allein ihren Weg in der Welt, fern von der Liebe der Männer, außerhalb der Sympathie der Frauen.

Rosas hatte überdieß einen Sohn Namens Juan, der sich aber niemals bei der Politik seines Vaters betheiligte; er hatte ferner eine Enkelin die kaum der Kindheit entwuchs, jezt aber als keusche Frau und glückliche Gattin in der Person ihres Mannes einen ehrenwerthen und geehrten Namen führt.

Nachdem er einmal die Gewalt errungen, war seine Hauptarbeit die Vernichtung der Conföderation.

Lopez, der Gründer der Conföderation, wird krank; Rosas läßt ihn nach Buenos-Ayres kommen und verpflegt ihn in seinem eigenen Hause.

Lopez stirbt an Gift.

Quiroga, das Oberhaupt der Conföderation war zwanzig Kämpfen, einer mörderischer als der andere, entronnen. Sein Muth ist zum Beispiel, seine Biederkeit zum Sprüchwort geworden.

Quiroga stirbt von Mörderhand.

Cullen, der Berather der Conföderation, wird Gouverneur von Santa-Fe; Rosas improvisirt ihm eine Revolution. Cullen wird vom Gouverneur von Santiago an Rosas ausgeliefert und darauf erschossen.

Alle hervorragenden Leute der föderalistischen Partei haben dasselbe Schicksal wie die hervorragenden Personen in Italien unter den Borgia, und indem Rosas die gleichen Mittel anwendet wie Alexander VI. und sein Sohn Cäsar, gelangt er zur Herrschaft über die argentinische Republik, die, obschon zu einer vollkommenen Einheit herabgeschmolzen, nichtsdestoweniger den pompösen Titel Conföderation beibehält und, wunderlich genug, die Feindin der Unitarier wird.

Sprechen wir einige Worte von den Männern die wir so eben genannt haben, und lassen wir ihre anklagenden Gespenster einen Augenblick wieder aufleben. Dieß ist etwas wie die Scene vor der Schlacht in Shakespeare's Richard III.

Ueberdieß findet sich bei all diesen Leuten ein Beigeschmack von Naturzuständlichkeit der bekannt zu werden verdient.

Wir haben mit dem General Lopez begonnen. Eine einzige Anecdote wird eine Idee, nicht bloß von diesem Führer selbst, sondern auch von den Leuten geben mit denen er zu thun hatte.

Lopez war Gouverneur von Santa-Fe. Er hatte in Entre-Rios einen persönlichen Feind an dem Obersten Ovando. Lezterer wurde in Folge

einer Empörung als Gefangener vor Lopez geführt.

Der General frühstückte; er empfing Ovando aufs Verbindlichste und lud ihn ein sich an seine Tafel zu sezen. Es entspann sich unter ihnen ein Gespräch wie unter Tischgenossen denen die gleiche Stellung die vollständigste Höflichkeit auf ganz gleichem Fuße geboten hätte.

Inzwischen unterbrach sich Lopez gegen die Mitte des Mahles plözlich.

— Oberst, sagte er, wenn ich in Ihre Gewalt gefallen wäre wie Sie in die meinige gefallen sind, und zwar im Augenblick des Mahles, was würden Sie gethan haben?

— Ich würde Sie an meinen Tisch eingeladen haben wie Sie mich einluden.

— Gut, aber nach dem Frühstück?

— Da hätte ich Sie erschießen lassen.

— Es freut mich ungemein daß Sie auf diese Idee gekommen sind, denn dieß ist auch die meinige; Sie werden nach Tisch erschossen werden.

— Soll ich mich sogleich entfernen oder kann ich vollends frühstücken?

— O frühstücken Sie vollends, Oberst, die Sache hat keine Eile.

Man sezte also das Mahl fort; man nahm den Cafe und die Liqueure; dann sagte Ovando:

— Ich glaube daß es Zeit ist.

— Ich danke Ihnen daß Sie nicht gewartet haben bis ich Sie daran erinnert, antwortete Lopez.

Hierauf rief er seine Ordonnanz und fragte:
— Ist die Rotte bereit?
— Ja, mein General, antwortete die Ordonnanz.
Dann wandte er sich gegen Ovando und sagte:
— Adieu, Oberst!
— Kein Adieu, sondern auf Wiedersehen, antwortete dieser; in Kriegen wie wir sie führen lebt man nicht lange.
Und er entfernte sich mit einer Verbeugung. Fünf Minuten später verkündete eine Flintensalve unter der Hausthüre des Generals daß der Oberst Ovando aufgehört hatte zu leben.
Gehen wir zu Quiroga über.
Dieser ist besser bekannt bei uns. Sein Ruf hat die Meere überfahren und in Paris ein Echo gefuuden. Die Mode hat sich seiner bemächtigt; von 1820 bis 1823 hat man Mäntel à la Quiroga und Hüte à la Bolivar getragen. Es ist wahrscheinlich daß weder der Eine noch der Andere jemals den Mantel oder Hut trug den ihre Bewunderer auf zweitausend Meilen Entfernung annahmen.
Quiroga war, wie Rosas, gleichfalls ein Mann vom Lande. Er hatte in seiner Jugend als Sergent gegen die Spanier gedient. Als er in seine Heimath Rioja zurückkam, mischte er sich unter die inneren Parteien, wurde der Herr des Landes, dann, nachdem er die höchste Stufe der Macht erreicht hatte, warf er sich in den Kampf

der verschiedenen Factionen der Republik, und in diesem Kampf offenbarte er sich zum ersten Mal vor America.

Nach Jahresfrist war Quiroga der Degen der föderalistischen Partei; nie hat ein Mensch ganz einfach durch seine persönliche Tapferkeit solche Resultate erlangt. Sein Name bekam zuletzt einen Zauber der Armeen werth war. Seine Haupttactik mitten im Gefecht bestand darin daß er die möglich größte Summe von Gefahren auf sich selbst heranzog, und wenn er im Gewühl seinen Kriegsschrei erschallen, wenn er die lange Lanze, die seine Lieblingswaffe war, in seiner Hand zittern ließ, da machten die tapfersten Herzen Bekanntschaft mit der Furcht.

Quiroga war grausam oder vielmehr wild; aber in seiner Wildheit lag immer etwas Großes und Edelmüthiges. Es war die Wildheit des Löwen und nicht die des Tigers.

So wird der Oberst Pringles, einer seiner größten Feinde, gefangen genommen und gleich darauf ermordet. Der Mörder dient unter Quiroga; er meldet sich, in der Meinung einen guten Lohn verdient zu haben.

Quiroga läßt ihn sein Verbrechen erzählen und dann auf der Stelle erschießen.

Ein andermal werden zwei feindliche Offiziere von seinen Leuten gefangen genommen, die, der Hinrichtung ihres Cameraden eingedenk, sie dießmal lebendig vor ihn führen.

Er macht ihnen den Antrag ihre Fahne zu

verlassen und unter der seinigen zu dienen; einer von ihnen weigert sich, der andere nimmt an.

— Gut, sagte er zum leztern, lassen Sie uns zu Pferde steigen und der Erschießung Ihres Cameraden zusehen.

Der Renegat gehorcht, ohne eine Bemerkung zu machen, mit Beeiferung und plaudert auf dem ganzen Weg vergnügt mit Quiroga, dessen Adjutant er bereits zu sein wähnt, während der Verurtheilte, von einem Piquet mit geladenen Gewehren escortirt, ruhig zum Tode schreitet.

Auf dem Richtplaz angelangt, befiehlt Quiroga dem Offizier der den Verrath an seiner Partei verweigert hat niederzuknien. Aber nach dem Commando: Fertig! hält er inne.

— Hören Sie einmal, sagt er zu dem Offizier der sich bereits todt glaubte, Sie sind ein Tapferer, nehmen Sie das Pferd dieses Herrn da und reiten Sie fort.

Und er deutet auf das Pferd des Renegaten.

— Aber ich? fragt dieser.

— Du! antwortete Quiroga, du bedarfst keines Pferdes mehr, denn du mußt sterben.

Und troz der flehentlichen Bitten die der dem Leben Wiedergeschenkte für seinen Cameraden einlegt, läßt er ihn erschießen.

Quiroga wurde nur zweimal besiegt, und zwar von dem General Paz, dem americanischen Fabius, einem der tugendhaftesten und unbescholtensten Männer die je gelebt haben. Zweimal vernichtete Paz die Armeen Quiroga's in den

furchtbaren Schlachten von Tablada und Oncativo. Es war für die jungen, kaum aus der Erde hervorgekommenen Republiken ein schönes Schauspiel, die Kunst, Tactik und Strategie im Kampfe mit dem unbeugsamen Muth und dem eisernen Willen Quiroga's zu sehen; aber nachdem einmal Paz, in Folge eines Wurfkugelschusses der seinem Pferde die Beine zerschmetterte, hundert Schritte von seiner Armee in Gefangenschaft gerathen, war Quiroga unüberwindlich.

Nach Beendigung des Kriegs zwischen der unitarischen und der föderalistischen Partei unternahm Quiroga eine Reise in die innern Provinzen, wurde aber auf dem Rückweg, in Barranca Yanco, von etwa 30 Mördern angefallen die Feuer auf ihn gaben. Er war krank und hatte sich gelegt; eine Kugel die durch die Wagenwand fuhr zerschmetterte ihm die Brust; obschon tödtlich verwundet, erhob er sich und öffnete blaß und blutbedeckt den Schlag. Als die Mörder den Helden, der bereits beinahe eine Leiche geworden, aufrecht dastehen sahen, ergriffen sie die Flucht. Aber Santos Perez ging gerade auf Quiroga zu, und als dieser auf ein Knie gesunken war und ihm ins Gesicht schaute, brachte er ihn vollends um.

Da kamen die Mörder zurück und vollendeten das angefangene Werk. Die Gebrüder Renafe, die in Cordova commandirten, führten im Einverständniß mit Rosas dieses Heldenstück aus. Aber Rosas hatte sich absichtlich so fern gehalten

daß man ihn nicht bemerkte; er konnte jezt für den auf seinen Antrieb Gemordeten Partei ergreifen und die Mörder verfolgen.

Sie wurden verhaftet, processirt und erschossen.

Bleibt noch Cullen.

Cullen, ein geborner Spanier, hatte sich in der Stadt Santa-Fe niedergelassen und mit Lopez verbündet, der ihn zu seinem Minister und politischen Gewissensrath machte. Der ungeheure Einfluß welchen Lopez von 1820 bis zu seinem 1833 erfolgten Tod auf die argentinische Republik ausübte, machte Cullen zu einem Manne von ungemeiner Bedeutung. Als in den Tagen des Unglücks Rosas als Verbannter nach Santa-Fe auswanderte, leistete Cullen ihm alle möglichen Dienste. Aber diese Dienstleistungen ließen den zukünftigen Dictator nicht vergessen daß Cullen einer der Männer war die dem Willkürsystem in der argentinischen Republik ein Ende machen wollten. Gleichwohl wußte er seinen bösen Willen unter den gleißnerischsten und freundschaftlichsten Formen zu verbergen.

Nach dem Tode des Generals Lopez wurde Cullen zum Gouverneur von Santa-Fe ernannt und weihte seine Zeit der Einführung von Verbesserungen in der Provinz. Dabei machte er, statt sich als Feind der französischen Blocade zu zeigen, keinen Hehl aus seinen Sympathien für Frankreich, da er bedachte daß diese Macht seinen civilisatorischen Ideen sehr förderlich werden konnte. Da erregte Rosas eine Revolution gegen ihn die

er öffentlich und mit Truppensendungen unterstüzte. Cullen wurde besiegt und flüchtete sich in die Provinz Santiago del Estero, wo sein Freund, der Gouverneur Ibarra, commandirte. Rosas, der, obschon er die Conföderation zerstörte, Cullen für einen unitarischen Wilden erklärt hatte, knüpfte mit Ibarra Unterhandlungen wegen Auslieferung des Besiegten an. Sie scheiterten lange Zeit, und Cullen glaubte sich auf die Versicherungen seines Freundes Ibarra, welcher schwor ihn niemals auszuliefern, vollkommen sicher, als er eines Tags, im Augenblick wo er es am wenigsten erwartete, von den Soldaten Ibarra's verhaftet würde um zu Rosas geführt zu werden. Dieser aber schickte, als er erfuhr daß man Cullen gefangen einbringen wollte, Befehle ihn unterwegs zu erschießen, weil ihm, wie er in einem Brief an Cullens Nachfolger in Santa-Fe sagte, der Proceß bereits durch seine Verbrechen gemacht sei die alle Welt kenne.

Cullen war ein angenehmer Gesellschafter und ein humaner Character. Seinen Einfluß auf Lopez verwandte er immer auf Abwendung allzustrenger Maßregeln, und in Folge dieses Einflusses ließ der General Lopez, troz der dringenden Bitten von Rosas, nicht einen einzigen der Gefangenen erschießen die er im Feldzug von 1831, welcher die bedeutendsten Führer der unitarischen Partei in seine Gewalt brachte, gemacht hatte.

Im Uebrigen besaß Cullen alle äußeren For-

men der Civilisation, aber seine Bildung war oberflächlich und seine Talente mittelmäßig.

Auf solche Art entledigte sich Rosas, vielleicht der einzige unter den Führern der föderalistischen Partei der nicht den geringsten Waffenruhm besaß, der Kämpen dieser Partei. Er war fortan der einzige bedeutende Mann in der argentinischen Republik und zugleich der unbeschränkte Gebieter von Buenos-Ayres.

Als er nun zur Allmacht gelangt war, begann er seine Rache an den obern Classen die ihn so lange mit Verachtung behandelt hatten. Mitten unter den eleganteſten Aristocraten zeigte er sich unaufhörlich in der Chaqueta oder ohne Halsbinde. Er gab Bälle bei denen er mit seiner Frau und seiner Tochter präsidirte, und wozu er, mit Ausschluß aller ausgezeichneten Persönlichkeiten von Buenos-Ayres, Kärrner, Mezger und sogar die Freigelassenen der Stadt einlud.

Eines Tags eröffnete er den Ball damit daß er selbst mit einer Sclavin und Manuelita mit einem Gaucho tanzte.

Aber nicht blos auf diese Art züchtigte er die stolze Stadt; er proclamirte das furchtbare Princip:

— Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

Wer ihm mißfiel, wurde als unitarischer Wilder bezeichnet, und wen Rosas einmal so bezeichnet hatte, der besaß kein Recht mehr auf Freiheit, Eigenthum, Leben oder Ehre.

Um die Theorien des Dictators practisch zu machen, organisirte sich unter seinen Auspicien

die berüchtigte Gesellschaft Mas horca, d. h noch mehr Galgen. Sie bestand aus allem Lumpengesindel, aus allen Bankrotirern und allen Sbirren der Stadt.

Zu ihren Mitgliedern gehörten auf höchsten Befehl der Polizeichef, die Friedensrichter, kurz alle diejenigen die für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung zu sorgen hatten, so daß, wenn Mitglieder dieser Gesellschaft das Haus eines Bürgers erbrachen um es zu plündern oder den Eigenthümer zu ermorden, der in seinem Leben oder Eigenthum bedrohte Mann vergebens um Hilfe rief, denn es war Niemand da der solchen Gewaltthätigkeiten entgegentrat. Sie wurden sowohl bei hellem Tag als bei dunkler Nacht verübt, ohne daß man ein Mittel erdenken konnte sich ihnen zu entziehen.

Verlangt man einige Beispiele? Es sei. Wir belegen unsere Anklagen immer sogleich mit Thatsachen. Die Elegans von Buenos-Ayres hatten damals die Gewohnheit ihre Backenbärte en collier zu tragen. Aber unter dem Vorwand daß dieser Bartschnitt den Buchstaben U bilde und Unitarier bedeute, bemächtigte sich die Mas horca dieser Unglücklichen und rasirte sie mit schlecht geschliffenen Messern, so daß der Bart mit Stücken Fleisch herabfiel; hierauf gab man das Opfer dem Gespötte des gemeinsten Pöbels preis der sich aus Neugierde zusammengeschaart

hatte und seinen blutigen Spaß manchmal bis zum Tode trieb.

Die Frauen vom Volk begannen damals in ihren Haaren das rothe Band zu tragen das unter dem Namen Mono bekannt ist. Eines Tags stellte sich die Mashorca auf die Schwelle der Hauptkirchen, und alle Frauen die ein= oder ausgingen ohne den Knoten auf dem Kopfe zu haben, mußten sich's gefallen lassen daß man ihnen mit glühendem Theer einen solchen aufheftete.

Auch war es nichts Außerordentliches einer Frau die Kleider abreißen und sie mitten auf der Straße durchpeitschen zu sehen, und zwar weil sie irgend ein Tüchlein, ein Kleid oder einen Schmuck trug worauf man blau oder grün erkannte. Ebenso wurde es mit den ausgezeichnetsten Männern getrieben, und sie sezten sich den höchsten Gefahren aus wenn sie sich mit einem Kleidungsstück oder einer Cravate von diesen beiden Farben aus dem Hause wagten.

Während Personen die ohne Zweifel zum Voraus bezeichnet waren und jenen Classen der obern Gesellschaft angehörten die eine unsichtbare Rache verfolgte, Opfer solcher Gewaltthätigkeiten wurden, verhaftete man auch zu Hunderten solche Bürger deren Ansichten nicht, wir wollen nicht sagen mit denen des Dictators, sondern mit den unbekannten Berechnungen seiner zukünftigen Politik im Einklang standen. Niemand kannte das Verbrechen um dessenwillen er festgenommen wurde,

und es war auch überflüssig, da ja Rosas es kannte. Wie das Verbrechen unbekannt war, so wurde auch das Urtheil als unnöthig erklärt, und jeden Tag wurden, um den kommenden Gefangenen Plaz zu machen, die vollgepropften Kerker durch zahlreiche Erschießungen ihres Ueberflusses entledigt. Diese Erschießungen fanden in der Dunkelheit statt, und auf einmal fuhr die Stadt bei dem Donner nächtlicher Salven welche sie decimirten vom Schlafe auf.

Und Morgens sah man, was man selbst in Frankreich in den schrecklichsten Tagen von 1793 nicht erlebt, die Fuhrleute der Polizei ganz ruhig die Leichname der Ermordeten in den Straßen auflesen und die Erschossenen im Gefängniß abholen. Dann führten sie diese ungenannten Leichen alle zusammen an einen großen Graben, wo man sie unter einander hineinwarf, ohne daß es den Angehörigen der Opfer gestattet war die Ihrigen herauszusuchen und ihnen einen letzten frommen Dienst zu erweisen.

Nicht genug; die Kärrner die diese beklagenswerthen Reste führten kündigten ihre Ankunft durch die rohesten Scherze an, so daß Alles die Thüren schloß und entfloh. Manchmal schnitten sie die Köpfe ab und füllten Körbe damit, dann boten sie dieselben mit dem gewöhnlichen Geschrei der Obsthändler vom Lande den entsetzten Vorübergehenden feil und kreischten:

— Unitarische Pfirsiche! Wer will unitarische Zwetschgen?

Bald gesellte sich die Berechnung zur Barbarei; die Confiscation zum Tode.

Rosas begriff daß er sich nur dadurch am Ruder erhalten konnte daß er um sich her Interessen schuf die mit den seinigen solidarisch verbunden waren.

Er zeigte also einem Theil der Gesellschaft das Vermögen des andern Theils und sagte zu ihm:

— Das gehört dir!

Von diesem Augenblick an war der Ruin der ehemaligen reichen Leute von Buenos-Ayres vollendet, und man sah die Freunde des Dictators mit scandalöser Schnelligkeit ungeheure Vermögen erwerben.

Was kein Tyrann zu träumen gewagt hatte, was weder Nero noch Domitian eingefallen war, das hat Rosas ausgeführt. Nachdem er den Vater getödtet, hat er dem Sohn verboten Trauer zu tragen; dieses Verbot wurde öffentlich verkündet und angeschlagen. Und man mußte es wohl verkünden und anschlagen, denn sonst hätte man in Buenos-Ayres nichts Anderes mehr gesehen als Trauerkleider.

Dieser maßlose Despotismus traf auch die Fremden und unter andern einige Franzosen. Rosas, der sich Alles gegen sie erlauben zu dürfen glaubte, ermüdete die gewiß weltbekannte Geduld des Königs Ludwig Philipp und führte die erste Blocade durch Frankreich herbei.

Aber die auf solche Art mißhandelten hohen Classen der Gesellschaft begannen aus Buenos-

Ayres zu fliehen und warfen ihre Blicke auf den östlichen Staat, wo der größere Theil der geächteten Stadt ein Asyl suchte.

Vergebens verdoppelte die Polizei des Dictators ihre Wachsamkeit; vergebens wurde Todesstrafe auf Auswanderung gesezt; vergeblich fügte man zu dem Tod noch grauenhafte Nebenumstände, denn Rosas sah bald daß der Tod nicht mehr genügte; der Schrecken und Haß den Rosas einflößte waren stärker als die von ihm ausgedachten Mittel: die Auswanderung nahm von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute zu. Um die Flucht einer ganzen Familie auszuführen, brauchte man nur eine Barke zu finden die groß genug war sie aufzunehmen. War sie gefunden, so preßten sich Vater, Mutter, Kinder, Brüder, Schwestern in verworrenem Knäul hinein, ließen Häuser, Güter, Vermögen im Stich, und jeden Tag sah man im östlichen Staat, d. h. in Montevideo einige dieser Barken mit Passagieren ankommen deren einzige Habseligkeit noch in den Kleidern bestand die sie auf dem Leibe trugen.

Und keiner dieser Passagiere hatte das Vertrauen zu bereuen das er in die Gastfreundschaft der östlichen Bevölkerung gesezt hatte. Diese Gastfreundschaft war groß und edelmüthig wie in einer antiken Republik; es war eine Gastfreundschaft wie das argentinische Volk sie übrigens auch von Freunden oder vielmehr von Brüdern erwarten durfte die mit ihm so oft unter vereinigten Fahnen gegen den Engländer, den

Spanier oder Brasilianer gekämpft, gemeinsame auswärtige Feinde, aber weniger gefährlich als dieser in ihrer Mitte geborene Feind.

Die Argentiner kamen in Masse und landeten; die Einwohner erwarteten sie im Hafen und wählten nach Maßgabe ihrer pecuniären Mittel oder der Größe ihrer Wohnung diejenige Zahl von Emigranten die sie aufnehmen konnten. Victualien, Geld, Kleider, Alles wurde dann den Unglücklichen zur Verfügung gestellt, bis sie sich einige Subsistenzmittel geschaffen hatten, wobei Jedermann ihnen an die Hand ging; die Einwanderer ihrerseits zeigten sich erkenntlich und gingen sogleich an die Arbeit um ihren Gastfreunden die durch ihre Ankunft auferlegte Last zu erleichtern und die Aufnahme neuer Flüchtlinge möglich zu machen. Zu diesem Zweck arbeiteten Leute die an alle Genüsse des Luxus gewöhnt waren in den geringsten Gewerben, und adelten dieselben um so mehr in je grellerem Widerspruch solche Handarbeiten mit ihrer gesellschaftlichen Stellung standen.

So figurirten die schönsten Namen der argentinischen Republik in der Emigration.

Lavalle, der glänzendste Degen ihrer Armee; Florencio Varela, ihr schönstes Talent; Aguero, einer ihrer ersten Staatsmänner; Echaverria, der Lamartine des La Plata Staates; Vega, der Bayard der Andenarmee; Guttierez, der glückliche Sänger des Nationalruhmes; Alsina, der große Advocat und berühmte Bürger, erscheinen auf der

Liste der Emigranten, wie auch Sanz Valiente, Molino Torres, Ramos Mejia, die großen Eigenthümer; ferner Rodriguez, der alte General der Unabhängigkeits- und unitarischen Armeen; Olozabal, einer der Tapfersten dieser Andenarmee, deren Bayard, wie wir so eben gesagt, Vega war. Rosas verfolgte nämlich mit gleicher Wuth den Unitarier und den Föderalisten; er hatte keinen andern Zweck als sich aller derjenigen zu entledigen die ein Hinderniß für seine Dictatur werden konnten.

Dieser Gastfreundschaft gegen die Opfer seiner Verfolgung ist der Haß zuzuschreiben welchen Rosas gegen den östlichen Staat hegte.

Zur Zeit von welcher wir schreiben, war General Fructuoso Rivera Präsident der Republik.

Es war ein Mann vom Lande wie Rosas und Quiroga; nur war er vom erstern in sofern gänzlich verschieden als alle seine Instincte ihn der Civilisation zuführten. Als Krieger ist Rivera ein Mann von unerreichtem Edelmuth. Fünf und dreißig Jahre hindurch hat man ihn auf den politischen Schauplätzen seines Landes figuriren gesehen; fünf und dreißig Jahre hindurch hat man ihn nach seinen Waffen springen gesehen so oft der Ruf erscholl: Krieg dem Ausländer!

Als die Revolution gegen Spanien begann, opferte er sein Vermögen, denn für ihn war es ein unwiderstehliches Bedürfniß zu geben; er war nicht großmüthig, sondern verschwenderisch.

Und gleich wie Rivera verschwenderisch gegen die Menschen war, so war Gott es gegen ihn gewesen. Er war ein schöner Cavalier im Sinn des spanischen Wortes Caballero, das Soldat und Gentleman zugleich in sich begreift. Braun von Farbe, hochgewachsen, mit durchdringendem Blick begabt, voll Grazie in der Unterhaltung, durch den zauberischen Nimbus seiner Geberde die nur ihm allein gehörte die Leute hinreißend, ist er der populärste Mann des östlichen Staates gewesen. Aber dabei muß man auch sagen daß nie ein schlechterer Administrator die Finanzen eines Volkes desorganisirt hat; er hatte sein Privatvermögen zerrüttet und er zerrüttete auch das Staatsvermögen, nicht um für sich selbst neue Reichthümer zu erwerben, sondern weil er als Staatsmann alle die fürstlichen Gewohnheiten des Privatmannes beibehalten hatte.

Aber zur Zeit wo wir mit unserer Erzählung angelangt sind, machte sich dieser Ruin noch nicht fühlbar. Rivera begann seine Präsidentenherrschaft und war von den fähigsten Männern des Landes umgeben: Obes, Herrera, Vasquez, Alvarez, Ellauri, Luiz Eduard Perez waren wirklich, wo nicht Minister, doch wenigstens die Directoren seiner Regierung, und mit diesen Männern war Alles was Fortschritt, Freiheit und Fortschritt hieß dem schönen Lande gesichert.

Obes, der erste von Rivera's Freunden, war ein Mann von antikem Character; sein Patriotismus, seine Seelengröße, seine ausgezeichneten

Talente, sein gründliches Wissen stellen ihn unter die großen Männer America's; und damit seiner Popularität Nichts fehlte, starb er in der Verbannung als eines der ersten Opfer des Rosas'schen Systems im östlichen Staate.

Luiz Eduard Perez war der Aristides von Montevideo; ein strenger Republicaner, ein begeisterter Patriot, weihte er sein langes Leben der Tugend, der Freiheit und seinem Lande.

Vasquez, ein Mann von Talent und großer Bildung, leistete dem Land seine ersten Dienste bei der Belagerung von Montevideo, im Krieg gegen Spanien, und endete seine Laufbahn während der Belagerung gegen Rosas.

Herrera, Alvarez und Ellauri, Schwäger von Obes, bleiben hinter den Vorgenannten nicht zurück; sie gehörten nicht bloß dem östlichen Staate als treue Vertheidiger, sondern auch der ganzen americanischen Sache an.

Ihre Namen werden daher auch stets heilig sein in diesem großen Lande des Columbus, das sich vom Cap Horn bis an die Barrow'sche Meerenge erstreckt.

Manuel Oribe.

Die Präsidentschaft Rivera's ging 1834 zu Ende; der General Manuel Oribe folgte ihm durch den Einfluß Rivera's selbst, der an ihm einen Freund und Fortsezer seines Systems zu haben überzeugt war. In der That war Ma=

nuel Oribe von Rivera zum General ernannt worden und hatte als Kriegsminister in seinem Cabinet gesessen.

Oribe gehörte zu den ersten Familien des Landes. Nach 1811 kämpfte er für seine Vertheidigung und zeichnete sich stets durch persönliche Bravour aus; aber er war ein schwacher Kopf und hatte wenig Verstand; dieß erklärt sein Bündniß mit Rosas, dem er sich gänzlich hingab, ohne zu bedenken daß es den Untergang derselben Unabhängigkeit mit sich führte für welche er, Oribe, so oft gekämpft hatte.

Als General war er gänzlich unfähig; seine Leidenschaften hatten die Heftigkeit der nervösen Naturen und trieben ihn zur Grausamkeit; sonst war er ein entschlossener Mann.

Als Regent war er öconomischer als Rivera, und man kann ihm nicht vorwerfen daß er das Deficit des Staatsschazes vergrößert habe; gleichwohl fällt die ganze Verantwortung für den Untergang des östlichen Staates auf sein Haupt. Er vergaß daß man, um Parteihaupt zu sein, etwas mehr als den Willen dazu besizen muß, und trennte sich von der großen nationalen Partei die Rivera zum Chef hatte; er wollte sich eine eigene Partei schaffen, erweckte das Mißtrauen des Landes und warf sich, erschrocken über seine Schwäche, Rosas in die Arme. Obschon der Allianzvertrag geheim blieb, schöpfte man doch Verdacht daß er an den geheimen Feindseligkeiten der Regierung gegen die argentinische Emigration

Theil nehme, und da Nichts der öffentlichen Meinung mehr zuwider lief als das Rosas'sche System, so trat das Land auf die Seite Rivera's, als dieser sich 1836 an die Spize einer Revolution gegen Oribe stellte.

Troz dieser beinahe einstimmigen Opposition die ihn bedrohte, widerstand Oribe bis zum Jahr 1838.

Er verließ den Präsidentenstuhl durch eine officielle Verzichtleistung vor den Kammern und begab sich ins Ausland, nachdem er dieselben Kammern um Erlaubniß gebeten hatte sich zurückzuziehen.

Aber als er aus dem Lande war, zwang ihn Rosas gegen diese Verzichtleistung zu protestiren, und, was man in America noch nie erlebt hatte, er erkannte ihn als Oberhaupt der Regierung eines Landes aus welchem er selbst verjagt worden war. Dieß war ungefähr wie wenn Ludwig Philipp in Claremont einen Vicekönig der französischen Republik ernannt hätte.

In Montevideo lachte man Anfangs über diese Excentricität des Dictators; er aber traf während dieser Zeit Anstalten um das Gelächter in Thränen zu verwandeln.

Die natürliche Folge davon war der Krieg zwischen den beiden Nationen.

Dieser Krieg war furchtbar.

Oribe, den einige von Rosas bezahlte französische Journale den hochberühmten und tugendhaften Oribe genannt haben, war darin zugleich General und Henker.

Geben wir hier einige dieser blutigen Blätter welche Südamerica geliefert, und auf denen die Geschichte, als klagende Mutter in der Gegenwart und als rächende Göttin für die Zukunft, zehntausend Morde eingetragen hat.

Greifen wir aufs Gerathewohl unter die Berichte welche Rosas von seinen Offizieren und Agenten erhielt.

Der General Don Mariano Acha, der in der feindlichen Armee dient, vertheidigt San Juan und ergibt sich am 22. August 1842 nach achtundvierzigstündigem Widerstand. Don Jose Santos Ramirez, Offizier von Rosas, übermacht jezt der Regierung von San Juan den officiellen Bericht über dieses Ereigniß; es findet sich darin folgender Saz:

Alles ist in unserer Gewalt, aber mit Pardon und Garantie für alle Gefangene; unter ihnen befindet sich ein Sohn von La Madrid.

Nehmet die Nummer 3067 des Diario de la Tarde, d. h. des Abendblattes von Buenos-Ayres vom 20. October 1841, dann werdet ihr neben dem officiellen Bericht von Jose Santos Ramirez, welcher die Garantie für das Leben der Gefangenen darthut, folgenden Saz lesen:

Desaguadero 22. September 1841.

„Der angebliche unitarische Wilde Mariano Acha ist gestern enthauptet und sein Kopf öffentlich ausgellt worden. Unt. Angel Pacheco".

Dieser Angel Pacheco, ein Offizier von Rosas, darf nicht verwechselt werden mit seinem Vetter Pacheco y Obes, einem der hartnäckigsten Feinde des Dictators.

Wartet; ihr erinnert euch daß im Bericht von Ramirez die Stelle vorkommt:

„Unter den Gefangenen befindet sich ein Sohn von La Madrid".

Oeffnet die Gaceta mercantile Nro. 5703, vom 21. August 1842, so werdet ihr darin folgenden Brief finden welchen Nazario Benavides an Don Juan Manuel Rosas geschrieben hat.

Miraflores; auf dem Marsch, 7. Juli 1842.

„In meinen früheren Depeschen habe ich Ihnen die Gründe mitgetheilt warum ich den wilden Ciriaco La Madrid am Leben ließ; da ich jedoch erfuhr daß er sich an mehrere Häupter der Provinz gewendet hat um sie zum Abfall zu verleiten, so habe ich ihn bei meiner Ankunft in Rioja enthaupten lassen, wie auch den unitarischen Wilden Manuel Julian Frias von Santiago.

Unt. Nazario Benavides".

Manuel Oribe befehligt die Rosas'sche Armee welche die argentinischen Provinzen unterwerfen soll, und schlägt am 11. April 1842 auf dem Gebiet von Santa Fe den General Juan Pablo Lopez.

Unter den Gefangenen befindet sich der General Don Juan Apostol Martinez.

Leset folgendes Bruchstück aus einem Brief von Oribe.

„Im Hauptquartier der Barrancas de Coronda, 17. April 1842.

„Etliche und dreißig Todte und einige Gefangene, worunter der unitarische Wilde und angebliche General Juan Apostol Martinez, welchem gestern der Kopf abgeschnitten wurde.

„Unt. Manuel Oribe".

Wenn die Gaceta mercantile euch noch zur Hand ist, so schlaget sie noch einmal auf, dann werdet ihr in der Nummer 5903, unterm 20. September 1842, einen officiellen Bericht von Manuel Antonio Saravia, Beamten in der Armee Oribe's, finden.

Dieser Bericht enthält eine Liste von siebzehn Individuen worunter ein Bataillonschef und ein Capitän, die in Rumayan gefangen genommen wurden und die gewöhnliche Züchtigung der Todesstrafe erleiden mußten.

Kehren wir zu dem hochberühmten und tugendhaften Oribe Nr. 3067 des Diario de la Tarde vom 21. October 1842 zurück.

Er berichtet darin über die Schlacht von Monte Grande.

„Hauptquartier Ceibal, 14. September 1842.
Unter diesen Gefangenen befanden sich der unitarische Wilde und Verräther Exoberst Faciendo Borda, der auf der Stelle nebst andern angeblichen Offizieren sowohl von der Reiterei als der Infanterie hingerichtet wurde. Unt. Manuel Oribe."

Oribe hat Glück. Ein Verräther liefert ihm den Gouverneur von Tucuman nebst seinen Offizieren aus; er beeilt sich daher Rosas davon in Kenntniß zu sezen.

Sein Brief lautet wie folgt:

„Hauptquartier Metau, 2. October 1842.

„Die unitarischen Wilden welche der Commandant Sandoval mir ausgeliefert hat, nämlich Marion, der angebliche Generalgouverneur von Tucuman, Avellaneda, der angebliche Oberst J. M. Vilela, der Capitän Jose Espejo und der Oberlieutenant Leonardo Rosas sind auf der Stelle in der gewöhnlichen Form hingerichtet worden, mit Ausnahme Avellaneda's, dem ich den Kopf abschlagen ließ; diesen Kopf ließ ich dann auf dem Marktplaz zu Tucuman ausstellen.

„Unt. Manuel Oribe."

Lassen wir diesen hier und gehen wir zu einem andern Henkersknecht von Rosas über.

„Catamarca, den 29. des Rosasmonats 1841.

„An Seine Excellenz den Herrn Gouverneur D. Cl. Arredondo.

Nach mehr als zweistündigem Feuer und nachdem wir die ganze Infanterie in die Pfanne gehauen, wurde auch die ganze Cavallerie vernichtet, und der Anführer allein ist über den Cerro d'Ambaste entkommen. Man verfolgt ihn, und sein Kopf wird bald auf dem Marktplaz zu sehen sein, wo bereits die Köpfe der angebli-

chen Minister Gonzalez und Dulce sowie Espeches prangen.

„Unt. M. Maza.

„Es lebe die Conföderation!"

Derselbe Maza bringt eine lange Namensliste von unitarischen Wilden, angeblichen Führern und Offizieren die nach der Schlacht vom 29. hingerichtet wurden. Es befinden sich darunter Offiziere aller Grade vom Obersten abwärts.

Unterm 4. November 1841 schreibt er von Catamarca aus:

„Ich habe Ihnen bereits gemeldet daß wir den unitarischen Wilden Cubas gänzlich geschlagen, daß man ihn verfolge und daß wir bald den Kopf des Banditen haben würden. Er wurde in der That in Cerro d'Ambaste, und zwar in seinem Bette gefangen; folglich befindet sich der Kopf des Banditen Cubas auf dem Marktplaz dieser Stadt ausgestellt.

„Nach dem Treffen:

„Man hat neunzehn Offiziere von Cubas gefangen genommen. Ich habe keinen Pardon gegeben. Der Sieg war vollständig und nicht ein einziger ist mir entronnen.

„Unt. M. Maza".

Halten wir beiläufig eine Nachlese im Boletin da Mendoza, Nr. 12.

Folgender Brief ist auf dem Schlachtfeld von Arroyo Grande geschrieben, und zwar von dem Obersten Don Geronimo Costa an den Gouverneur Aldao:

„Wir haben mehr als 150 Chefs und Offiziere gefangen genommen die auf der Stelle hingerichtet wurden."

Jedes Feuerwerk hat sein Bouquet; schließen wir dieses Blutfeuerwerk auch mit einem solchen.

Ich komme auf Rosas zurück.

Der Oberst Zelallaran wird getödtet. Man bringt Rosas seinen Kopf. Rosas amüsirt sich drei Stunden lang damit daß er diesen Kopf mit dem Fuß herumstößt und anspuckt; dann hört er daß ein anderer Oberst, der Waffenbruder des Genannten, Gefangener ist. Sein erster Gedanke ist ihn erschießen zu lassen, aber er besinnt sich anders. Statt zum Tod, verurtheilt er ihn zur Tortur. Der Gefangene soll drei Tage hindurch je zwölf Stunden lang diesen abgehauenen Kopf auf einem Tische vor sich haben.

Rosas läßt einen Theil der Gefangenen des Generals Paz mitten auf dem St. Niclasplaz erschießen. Darunter befand sich der Oberst Videla, ehemaliger Gouverneur von Saint-Louis. Im Augenblick der Hinrichtung stürzt der Sohn des Verurtheilten seinem Vater in die Arme.

— Erschießet sie alle Beide, sagt Rosas.

Und Sohn und Vater sinken von Kugeln durchbohrt einander in die Arme.

Im Jahr 1832 läßt Rosas achtzig indianische Gefangene auf einen Plaz von Buenos-Ayres führen und am hellen Tag vor den Augen aller Welt mit Bajonetten niederstoßen.

Camilla O'Gorman, ein junges Mädchen von

achtzehn Jahren, aus einer der ersten Familien von Buenos-Ayres, wird von einem vier und zwanzigjährigen Priester verführt. Sie verlassen die Stadt mit einander und flüchten sich in das Dörfchen Corrientes, wo sie sich für verheirathet ausgeben und eine Art von Schule errichten. Corrientes fällt in die Gewalt des Dictators. Von einem Priester erkannt und bei Rosas denuncirt, werden sie nach Buenos-Ayres zurückgebracht, wo Rosas ohne Weiteres befiehlt man solle sie erschießen.

Man wendet ein, Camilla O'Gorman sei im achten Monat schwanger.

— So taufet den Bauch! sagt Rosas, der als guter Christ die Seele des Kindes retten will.

Nachdem der Bauch getauft ist, wird Camilla O'Gorman erschossen.

Drei Kugeln fuhren durch die Arme der unglücklichen Mutter, die instinctmäßig ihre Hände ausgebreitet hatte um ihr Kind zu schüzen.

Jezt, wie kommt es daß Frankreich Leute wie Rosas zu Freunden und Leute wie Garibaldi zu Feinden hat?

Und in der That erhöhte der Vertrag von 1846, der vom Admiral Mackau unterzeichnet ist und seinen Namen führt, die Gewalt des Dictators, mit welchem nur die östliche Republik den Kampf fortsezte.

Damals erschien Garibaldi bei seiner Rückkehr von Rio Grande.

Auf der einen Seite Rosas und Oribe, d. h.

die Stärke, der Reichthum, die Macht im Kampfe für den Despotismus.

Auf der andern Seite eine arme kleine Republik, eine Stadt mit geschleiften Mauern, ein leerer Schaz, ein Volk ohne alle Mittel, außer Stands seine Vertheidiger zu bezahlen, aber für die Freiheit streitend.

Garibaldi besann sich nicht; er ging geradenwegs zu dem Volk und zu der Freiheit.

Wir geben ihm die Feder zurück und lassen ihn seine Kämpfe während dieser hartnäckigen Belagerung erzählen, die neun Jahre dauerte, beinahe so lang als die Belagerung Trojas.

II.

Ich sprenge meine Schiffe in die Luft.

Der wahre Grund der Expedition war nicht daß man den Bewohnern von Corrientes Unterstüzung und Lebensmittel bringen, sondern daß man sich meiner entledigen wollte.

Wie kam es daß ich in meiner noch so unbedeutenden Stellung bereits so mächtige Feinde hatte? Dieß ist ein Geheimniß das ich niemals ergründen konnte.

Bei meiner Einfahrt in den Fluß befand sich die östliche Armee zu San Jose in Uruguay und die Armee Oribe's in Bajada, der Hauptstadt der Provinz Entre Rios; beide bereiteten sich zum Kampfe vor; die Armee von Corrientes ihrerseits traf Anstalten um zur östlichen Armee zu stoßen.

Ich sollte den Parana hinauf bis nach Corrientes fahren, d. h. eine Entfernung von sechshundert Miglien zwischen zwei feindlichen Ufern, und überdieß verfolgt von einem Geschwader das viermal stärker war als das meinige.

Während dieser ganzen Fahrt konnte ich nur an öden Inseln oder Küsten landen.

Als ich Montevideo verließ, konnte man hundert gegen eins wetten daß ich nie mehr zurückkommen würde.

Gleich bei meiner Wegfahrt hatte ich einen Kampf mit der Batterie von Martin-Garcia zu bestehen, einer Insel in der Nähe des Zusammenflusses der zwei großen Ströme Parana und Uruguay, wo man schlechterdings vorüberfahren muß, da nur ein einziger Canal in halber Kanonenschußweite von der Insel für Schiffe von einer gewissen Tonnenzahl vorhanden ist.

Ich hatte einige Todte und unter ihnen einen wackern italienischen Offizier, Namens Pocarobba, dem eine Kanonenkugel den Kopf wegriß.

Ueberdieß hatte ich acht oder zehn Verwundete.

Drei Miglien von der Insel Martin-Garcia gerieth die Constitution in den Sand. Unglücklicher Weise trat der Unfall zur Ebbezeit ein.

Es kostete uns unsägliche Mühe sie wieder flott zu machen; aber bei dem Muth der Mannschaft zog sich unsere kleine Flotille noch aus der Sache.

Während wir damit beschäftigt waren alle schweren Gegenstände auf die Gölette zu schaffen,

begannen wir das feindliche Geschwader herankommen zu sehen; es zeigte sich auf der andern Seite der Insel und steuerte in schöner Ordnung auf uns los.

Ich befand mich in einer schlimmen Lage; um die Constitution flott zu machen, hatte ich alle Kanonen auf die Gölette Proceda schaffen lassen, wo sie angehäuft standen und folglich ganz nuzlos waren. Es blieb uns also nur die Brigantine Peresia, deren muthiger Commandant sich mit dem größten Theil seiner Mannschaft in meiner Nähe befand und uns bei unserer Arbeit unterstüzte.

Inzwischen rückte der Feind, stolz anzusehen, unter dem Beifallsgeschrei der Truppen auf der Insel und siegesgewiß mit sieben Schiffen auf uns an.

Troz der drohenden Gefahr worin ich mich befand, verzweifelte ich nicht. Nein, Gott schenkt mir die Gnade daß er mich bei solchen äußersten Gelegenheiten stets mein Vertrauen auf ihn festhalten läßt; aber ich überlasse es Andern, und besonders den Seeleuten, meine Lage zu beurtheilen. Es handelte sich nicht bloß das Leben — auf dieses hätte ich in einem solchen Augenblick gerne verzichtet — sondern auch die Ehre zu retten. Je sicherer die Leute die mich hieher geschoben darauf gerechnet hatten daß ich meinen Ruf da lassen würde, um so fester war ich entschlossen ihn blutig, aber rein aus diesem schlimmen Orte zu ziehen.

Es handelte sich nicht darum dem Kampf auszuweichen, sondern ihn in der bestmöglichen Stellung anzunehmen. Da nun meine Schiffe, weil sie leichter waren als die feindlichen, weniger Wasser zogen, so fuhr ich so viel als möglich ans Ufer, das mir, wenn auf dem Flusse Alles verloren ging, als leztes Rettungsmittel die Landung bot. Ich ließ das Verdeck der Gölette so viel als möglich räumen, damit einige Kanonen Dienst thun konnten, und nachdem diese Anordnungen getroffen waren, wartete ich.

Das Geschwader, das mich angreifen wollte war von Admiral Brown befehligt; ich wußte also daß ich es mit einem der tapfersten Seeleute zu thun hatte.

Der Kampf wüthete drei Tage, ohne daß der Feind es für gerathen hielt eine Enterung zu versuchen.

Am Morgen des dritten Tages hatte ich zwar noch Pulver, aber keine Wurfgeschosse mehr. Ich ließ die Ketten der Schiffe zertrümmern, die Nägel, Hämmer, alles Kupfer und Eisen was die Kanonenkugeln und Kartätschen ersetzen konnte, zusammenraffen und schleuderte Alles dem Feinde ins Gesicht.

Endlich gegen die Neige des dritten Tages, als ich nicht ein einziges Wurfgeschoß mehr an Bord und über die Hälfte meiner Leute verloren hatte, ließ ich die drei Schiffe anzünden, während wir unter der feindlichen Kanonade das Land erreichten, wobei jeder Mann seine Muskete

mitnahm und jeder seinen Antheil an noch übrigen Patronen erhalten hatte.

Alle transportabeln Verwundeten wurden mitgenommen. Was die andern betrifft, so habe ich bereits gesagt wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt.

Aber wir waren 150 oder 200 Miglien von Montevideo entfernt und auf einem feindlichen Ufer.

Zuerst versuchte es die Besazung der Insel Martin-Garcia uns zu belästigen; aber noch ganz warm von unserem Gefecht mit dem Admiral Brown, empfingen wir sie so daß sie nicht wieder kamen.

Dann machten wir uns auf den Weg durch die Wüste und lebten von den wenigen Mundvorräthen die wir mitgebracht, und die wir uns auf dem Marsch verschaffen konnten.

Die Oestlichen hatten neuerdings die Schlacht am Arroyo Grande verloren; wir vereinigten uns mit den Flüchtlingen die ich um mich sammelte, und nach fünf- oder sechstägigen Gefechten, Entbehrungen und Leiden wovon man sich keinen Begriff machen kann, zogen wir wieder in Montevideo ein, wohin ich unversehrt dasjenige zurückbrachte was ich nach der Meinung so Vieler hätte verlieren müssen:

Die Ehre!

Dieses Gefecht und mehrere andere die ich gegen den Admiral Brown zu bestehen hatte, sezten mich bei ihm in so gute Erinnerung, daß er noch während des Krieges den Dienst des

Dictators verließ. Er kam nach Montevideo und suchte mich auf, ehe er seine eigene Familie sah. Er traf mich in meinem Haus auf dem Portone küßte mich einmal ums andere als wenn ich sein Sohn gewesen wäre; der treffliche Mann konnte es nicht müde werden mich an seine Brust zu drücken und seiner innersten Theilnahme zu versichern.

Dann als er mit mir fertig war, wandte er sich gegen Anita und sagte:

— Madame, ich habe lange Zeit gegen Ihren Gatten gekämpft und zwar ohne Erfolg; ich sezte meinen Kopf darauf ihn zu überwinden und zu meinem Gefangenen zu machen, aber es ist ihm stets gelungen mir zu widerstehen und zu entkommen. Hätte ich das Glück gehabt ihn zu bekommen, so würde er aus meiner Behandlung ersehen haben wie hoch ich ihn schäze.

Ich erzähle diese Anecdote, weil sie dem Admiral Brown mehr Ehre macht als mir selbst.

III.

Man bildet die Legionen.

Nach dem Sieg von Arroyo Grande marschirte Oribe auf Montevideo, mit der Erklärung daß er Niemand begnadigen würde, nicht einmal die Ausländer.

Inzwischen wurde Alles was ihm in den Weg kam geköpft oder erschossen.

Da sich damals in Montevideo viele Italiener

befanden, die theils in Handelsgeschäften theils in Folge ihrer Verbannung gekommen waren, so erließ ich an meine Landsleute einen Aufruf daß sie die Waffen ergreifen, eine Legion bilden und bis zum Tod für diese Leute kämpfen sollten die ihnen Gastfreundschaft geschenkt hatten.

Während dieser Zeit vereinigte Rivera die Reste seiner Armee.

Ihrerseits bildeten Franzosen eine Legion mit welcher die französischen Basken sich vereinigten, während die Spanier eine bildeten an welche sich die spanischen Basken anschloßen. Aber drei oder vier Monate nach ihrer Bildung ging die spanische Legion, die großentheils aus Carlisten bestand, zum Feinde über und wurde die Hauptkraft des Angriffs, wie die italienische Legion die Hauptkraft der Vertheidigung war.

Die italienische Legion erhielt keinen Sold, aber Rationen Brod, Wein, Salz, Oel und dergleichen; jedoch sollten nach dem Krieg die Ueberlebenden oder die Frauen und Kinder Ländereien und Vieh erhalten.

Die Legion bestand Anfangs aus 4—500 Mann, hernach stieg sie bis auf 800, denn je mehr die europäischen Schiffe verbannte Italiener brachten, oder solche die ihr Glück gesucht hatten, ihre Hoffnungen aber durch den schlechten Stand der Dinge getäuscht sahen, um so ergiebiger wurden die Anwerbungen.

Die Legion war Anfangs in drei Bataillone

getheilt, das erste unter Danuzio, das zweite unter Ramella, das dritte unter Mancini.

Oribe wußte um alle diese Vorbereitungen zur Vertheidigung, nur glaubte er nicht daran. Er marschirte, wie ich gesagt habe, auf Montevideo, lagerte aber in Cerrito. Vielleicht hätte er bei der Unordnung die in der Stadt herrschte mit einem Schlag eindringen können; allein er glaubte zahlreiche Anhänger zu haben, und erwartete eine Kundgebung von ihnen. Diese Kundgebung kam nicht zu Stande, und so gab Oribe der Stadt Zeit die Vertheidigung zu organisiren.

Er blieb also ungefähr eine Marschstunde von Montevideo mit 12—14,000 Mann stehen.

Die Stadt konnte ihnen nach einer gewissen Zeit 9000 Mann entgegenstellen, worunter 5000 Schwarze denen man die Freiheit geschenkt hatte und die vortreffliche Soldaten abgaben.

Als Oribe die Hoffnung aufgegeben hatte auf freundschaftlichem Wege in Montevideo einzuzichen, befestigte er sich in Cerrito, und die Scharmüzel begannen.

Die Montevideaner befestigten sich ebenfalls so gut sie konnten; unser Ingenieur war der Oberst Echevarrio.

Die oberste Organisation der Truppen war dem General Paz vertraut.

Joaquin Suarez war Präsident, Pacheco y Obez war Kriegsminister.

Bald verließ Paz Montevideo um Corrientes und Entre-Rios aufzuwiegeln.

Als man zum ersten Mal über die Linien hinauszog, wurde, ich weiß nicht ob durch die Schuld der Führer oder der Soldaten, die ganze Legion von einem panischen Schrecken ergriffen und kehrte heim, ohne einen Schuß gethan zu haben. Ich nöthigte einen der drei Commandanten seine Entlassung einzureichen. Dann hielt ich eine kräftige Anrede an die Italiener und schrieb zum zweitenmal an Auzani, der sich in einem Handlungshaus in Uruguay befand, er möchte doch zu mir kommen.

Dieser treffliche Freund stellte sich um den Juli ein.

Mit ihm gewann Alles wieder Kraft und Leben; die Verwaltung der Legion war schauerlich; er widmete ihr alle Sorgfalt.

Während dieser Zeit hatte man, so gut es gehen wollte, wiederum eine kleine Flottille organisirt deren Commando mir übertragen wurde.

Mancini nahm meinen Plaz an der Spize der Legion ein.

Die Flotille stand durch den Fluß mit dem Cerro in Verbindung, einer Festung die in der Gewalt der Montevideaner geblieben, obschon sie drei oder vier Stunden weiter hinweg auf dem Plataufer lag als der Cerrito, der in die Gewalt Oribe's gefallen war.

Der Cerro war für uns sehr nothwendig. Er war ein Stüzpunkt um sich zu verproviantiren, um Streifpartien auf die Ebene zu schicken und um die Flüchtigen zu sammeln.

Vor der Organisation der Vertheidigung hatte das Geschwader des Admirals Brown einen Versuch auf den Cerro und die Ratosinsel gemacht. Drei Tage lang vertheidigte ich die Insel und die Festung. Die Insel hatte 18- und 32pfünder, und ich nöthigte den Admiral Brown sich mit großen Verlusten zurückzuziehen.

Ich habe gesagt daß bei der Ankunft Auzani's die Beutelschneidereien aufgehört hatten; seine Ehrenhaftigkeit machte ihren Einfluß auf allen Märkten geltend; die Beutelschneider fanden ihre Rechnung nicht.

Jezt wurde ein Complot gebildet das zur Absicht hatte uns Beide zu ermorden und die italienische Legion an den Feind zu verkaufen.

Auzani erhielt Wind davon.

Die Verschworenen sahen daß da nichts zu machen war, und eines Morgens als die Legion auf dem Vorposten stand, gingen 20 Offiziere und 50 Soldaten zum Feind über.

Aber die Soldaten kehrten, diese Anerkennung sind wir ihnen schuldig, allmählig einer nach dem andern wieder zurück.

Die Legion war somit von den Verräthern gesäubert, was nur zum Glück ausschlagen konnte; Auzani ließ die ganze Mannschaft antreten.

— Hätte ich zwischen den Guten und den Schlechten sichten wollen, sagte er, so wäre mir dieß nicht so gut gelungen wie es jezt durch das Benehmen der Schlechten gelungen ist.

Ich haranguirte die Truppen ebenfalls; der General Pacheco hielt eine Rede.

Einige Tage nach dem ersten Auszug, bei welchem die italienische Legion einen so traurigen Begriff von sich eingeflößt hatte, bestand ich darauf daß man sie wieder zu Ehren bringen solle, und beantragte eine Expedition die auch angenommen wurde. Man sollte die Truppen Oribe's angreifen die vor dem Cerro standen. Pacheco und ich stellten uns an die Spize der Legion; der Feind wurde um zwei Uhr Nachmittags angegriffen und um fünf Uhr in die Flucht geschlagen. Die Legion, die aus 400 Mann bestand, griff ein Bataillon von 600 an. Pacheco war zu Pferde, ich je nach Bedarf zu Fuß oder zu Pferd; wir tödteten dem Feind 150 Mann und nahmen ihm 200 Gefangene ab. Wir selbst hatten fünf oder sechs Todte und ungefähr zehn Verwundete, unter andern einen Offizier Namens Ferrecci, dem man das Bein abschneiden mußte.

Wir kehrten im Triumph nach Montevideo zurück; Tags darauf ließ Pacheco die Legion zusammenkommen, spendete ihr Lob und Dank und schenkte dem Sergenten Loreto eine Ehrenflinte.

Das Gefecht hatte am 28. März 1843 stattgefunden.

Jezt war ich ruhig; die Legion hatte die Feuertaufe empfangen.

Im Mai segnete man die Fahne ein. Sie war von schwarzem Stoff und der Vesuv war darauf gemalt. Dieß war das Sinnbild Italiens

und der Revolutionen die es in seinem Schooße barg.

Sie wurde einem jungen Manne von zwanzig Jahren, Namens Sacchi, anvertraut, der sich im Gefecht vom Cerro vortrefflich benommen hatte.

Später kämpfte er mit mir in Rom und ist jezt Oberst.

IV.

Der Oberst Neyra.

Am 17. November desselben Jahres hatte die italienische Legion Vorpostendienst; ich befand mich allein bei ihr.

Nach dem Frühstück sezte sich der montevideanische Oberst Neyra zu Pferd und durchstreifte die Linie mit etlichen Mann.

Man schoß auf ihn und er fiel tödtlich verwundet zu Boden.

Als der Feind ihn fallen sah, sprengte er heran und bemächtigte sich seines Leichnams.

Kaum hörte ich dieß, so raffte ich, um den Leichnam eines so tapfern Offiziers nicht den Beschimpfungen des Feindes preiszugeben, etwa hundert Mann, wie sie mir gerade unter die Hand kamen, zusammen und griff mit ihnen an.

Ich bekam den Leichnam des Obersten wieder.

Aber jezt wurden die Soldaten Oribe's hartnäckig und erhielten solche Verstärkung daß ich umzingelt wurde; auch mir kamen, als sie dieß

sahen, neue Leute zu Hilfe, so daß allmählig die ganze Legion am Gefechte Theil nahm.

Begeistert durch meine Zurufe, stürmten meine Leute jezt vor, warfen Alles über den Haufen, nahmen eine Batterie und verjagten den Feind aus seinen Stellungen.

Er marschirte jezt mit allen seinen Streitkräften auf uns zu. Die ganze oder beinahe die ganze Garnison zog aus, das Gefecht wurde allgemein und währte acht Stunden.

Wir waren genöthigt worden die im ersten Anlauf genommenen Positionen wieder aufzugeben, aber wir hatten dem Feind einen ungeheuren Verlust beigebracht, und wir blieben in Montevideo in Wahrheit als Sieger; unsere Ueberlegenheit über den Feind war uns von nun an bewiesen.

Wir hatten sechszig Todte oder Verwundete gehabt.

Ich hatte mich so hinreißen lassen, daß ich wie ein gemeiner Soldat angriff; ich hatte also nicht gesehen was um mich her vorging.

Aber mitten im Gewühl hatte ich Auzani mit seiner gewöhnlichen Ruhe kämpfen gesehen, und er beherrschte, das wußte ich, die Schlacht so vollkommen daß kein Detail ihm entging.

Noch am selben Abend ersuchte ich ihn um einen Bericht über diejenigen die sich ausgezeichnet hatten.

Tags darauf ließ ich die Legion antreten, sagte ihr Lob und Dank im Namen Italiens und

nahm Beförderungen unter Offizieren und Unter-offizieren vor.

Nach diesen beiden Gefechten hatte die italienische Legion einen solchen Einfluß über den Feind gewonnen, daß er, wenn er sie mit dem Bajonet heranmarschiren sah, sie nicht mehr erwartete, oder wenn er sie erwartete, so wurde er über den Haufen geworfen.

Während dieser Zeit war es Rivera gelungen ein kleines Armeecorps von 5—6000 Mann zusammenzubringen, mit welchem er das Feld hielt und den Feind bekämpfte.

Er hatte Urquiza, den dermaligen Präsidenten der argentinischen Republik, vor sich. Von Zeit zu Zeit schickte er über den Cerro Proviant nach Montevideo.

Oribe wurde es müde Rivera so manövriren zu sehen; er detachirte eine Abtheilung von seiner Armee zu Urquiza und überschickte ihm den Befehl mit Hilfe dieser Verstärkung Rivera zu vernichten.

V.

Uebergang über die Boyada.

Wir hörten in Montevideo daß die Leute Oribe's heranrückten. Jezt beschloß der General Paz diese Schwächung zu benüzen.

Jenseits von Cerrito stand ein Corps von ungefähr 1800 Mann das den Cerro beobachtete.

Wir brachen den 23. April 1844 Abends zehn Uhr auf.

Der Plan war folgender:

Wir wollten das Observationscorps vor dem Cerro angreifen; wenn Oribe dieß sah, so mußte er Hilfe schicken und sich dadurch schwächen; während dieser Zeit sollte die Garnison ausrücken und das Lager angreifen.

Wir zogen am Meeresufer hin und gingen über den Arroyo Seco, wo uns das Wasser troz seines Namens bis unter die Schultern reichte.

Auf der andern Seite angelangt, nahmen wir die Ebene und umgingen das Lager.

Wir marschirten so behutsam daß Niemand erwachte.

Endlich kamen wir im Angesicht des Observationscorps an.

Die Garnison von Cerro sollte ausfallen und unsern Angriff unterstüzen. Die zwei Offiziere die dort commandirten bekamen Streit miteinander, weil jeder den Befehl für sich verlangte. Wenn die 1800 Mann in die Flucht geschlagen waren, so sollten wir auf Oribe zurückkehren und ihn zwischen zwei Feuer nehmen, das unsrige und das Feuer der Garnison. Diese Zänkerei im Cerro vereitelte Alles; die Garnison zog aus, aber Oribe, der über seine ganze Macht verfügen konnte, warf sie zurück, und so konnte er seinerseits auf uns marschiren und den gegen ihn entworfenen Schlachtplan ausführen.

Wir wurden also unsererseits von der Armee Oribe's und dem Beobachtungscorps angegriffen; es blieb uns nichts Anderes übrig als den Rückzug auf den Cerro anzutreten und dem Feind möglichst viel Schaden zuzufügen.

Ich übernahm das Commando des Nachtrabs um diesen Rückzug so kräftig als möglich zu decken.

Zwischen uns und dem Cerro befand sich ein schlammiger Bach Boyada genannt.

Wir mußten hinüberwaten, obschon uns der Koth bis an den Bauch ging.

Um den Uebergang zu stören, hatte der Feind auf einem Hügel eine Batterie von vier Kanonen aufgepflanzt, die zu feuern begann als wir ins Wasser stiegen. Aber die italienische Legion gewöhnte sich von Tag zu Tag besser an den Krieg. Sie beachtete diesen Kartätschenhagel so wenig als wäre es ein gewöhnlicher Hagel gewesen.

Jezt sah ich was für wackere Leute unsere Neger waren. Sie ließen sich tödten indem sie mit einem Knie auf der Erde den Feind erwarteten. Ich war mitten unter ihnen und konnte also sehen wie sie sich benahmen. Der Kampf währte sechs Stunden.

Im Dienste von Montevideo befand sich ein Engländer.

Mein Engländer vom lezten Feldzug hat mich mehr als einmal an seinen Landsmann erinnert. Er hatte von Pacheco, der ihn kannte, Vollmacht Alles zu thun was er für Montevideo nüzlich

glauben würde. Er hatte 40 oder 50 Mann zusammengebracht. Wir nannten ihn Samuel; ich weiß nicht ob er noch einen andern Namen hatte.

Ich habe nie einen tapfereren Mann gesehen.

Nach dem Uebergang über die Boyada kam er allein mit seiner Ordonnanz auf uns zu.

— Nun Samuel, fragte ich ihn, wo ist dein Regiment?

— Regiment, rief er, Achtung!

Niemand erschien, Niemand antwortete; seine Leute waren alle getödtet worden, vom ersten bis zum lezten.

Ein Tagesbefehl des Generals Paz ertheilte der italienischen Legion das größte Lob: sie hatte siebzig Kampfunfähige.

Wir kehrten über den Cerro nach Montevideo zurück.

Samuel beschäftigte sich augenblicklich mit Herstellung eines neuen Corps.

VI.

Die italienische Legion lehnt die ihr angebotenen Ländereien ab.

Am 30. Januar 1845 schrieb der General Rivera, der das Verhalten der italienischen Legion im Gefecht am Cerro und beim Uebergang über die Boyada sehr bewunderte, folgenden Brief an mich:

„Mein Herr,

„Als ich im vorigen Jahre der ehrenwerthen

französischen Legion eine gewisse Anzahl von Ländereien schenkte, ein Geschenk, das angenommen und in den Journalen besprochen wurde, hoffte ich, der Zufall würde in mein Hauptquartier irgend einen Offizier der italienischen Legion führen, der mir Gelegenheit gäbe einen glühenden Wunsch meines Herzens zu befriedigen, d. h. der italienischen Legion meine Hochachtung zu beweisen für die wichtigen Dienste die Ihre Landsleute der Republik in ihrem Krieg gegen die Invasionsarmee von Buenos-Ayres geleistet haben.

„Um nicht länger Etwas aufzuschieben was ich für eine heilige Pflicht halte, schicke ich anbei, und zwar mit dem größten Vergnügen, einen Schenkungsact zu Gunsten der berühmten und tapfern italienischen Legion, als aufrichtiges Pfand meiner persönlichen Dankbarkeit für die heroischen Dienste welche dieses Corps meinem Lande geleistet hat.

„Das Geschenk kommt allerdings weder diesen Diensten noch meinem Wunsche gleich, und dennoch werden Sie, wie ich hoffe, sich nicht weigern es in meinem Namen Ihren Cameraden anzubieten und ihnen meine Wohlgeneigtheit und Dankbarkeit zu vermelden, deren auch Sie selbst als ihr würdiger Commandant sich versichert halten mögen, zumal Sie schon vor dieser Zeit unserer Republik beigestanden und sich ein so unbestreitbares Recht auf unsere Erkenntlichkeit erworben haben. . . . .

„Ich ergreife diese Gelegenheit, Oberst, um Sie zu bitten daß Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung genehmigen mögen.

„„Fructuoso Rivera".

Das Merkwürdige dabei ist daß dieser vortreffliche Patriot sein eigenes Vermögen angriff um uns dieses Geschenk zu machen. Die Ländereien die er uns anbot gehörten nicht der Republik, sondern waren sein Privatbesitz.

Ich antwortete ihm daher am 23. Mai, um welche Zeit ich seinen Brief erhielt:

„Eccellentissimo Signore,

„Der Oberst Parrodi hat mir, in Gegenwart sämmtlicher Offiziere der italienischen Legion, Ihrem Wunsch zu Folge den Brief zugestellt womit Sie mich unterm 30. Januar beehrten, und zugleich eine Urkunde worin Sie aus freien Stücken der italienischen Legion einen Antheil Ländereien schenken die aus Ihren Besitzungen genommen sind und, zwischen dem Arroyo de las Avenas und dem Arroyo Grande, im Norden von Rio Negro liegen, überdieß eine Viehheerde und die auf dem Terrain befindlichen Häuser.

„Sie sagen daß Sie diese Schenkung als Belohnung unserer Dienste für die Republik machen.

„Die italienischen Offiziere haben, nachdem sie Kenntniß von dem Brief und seinem Inhalt genommen, einstimmig im Namen der Legion erklärt daß sie, als sie Waffen verlangten und der Republik ihre Dienste anboten, nichts Anderes zu empfangen gehofft haben als die Ehre sich bei

den Gefahren zu betheiligen, denen die Söhne des Landes das ihnen Gastfreundschaft geschenkt ausgesezt sind. Sie folgten dabei lediglich der Stimme ihres Gewissens. Nachdem sie geleistet was sie für eine einfache Pflichterfüllung halten, werden sie, so lange die Belagerung es nothwendig macht, fortfahren die Mühseligkeiten und Gefahren der edlen Montevideaner zu theilen, aber sie wünschen keinen andern Lohn für ihre Arbeit.

„Ich habe demnach die Ehre Eurer Excellenz die Antwort der Legion mitzutheilen die mit meinen eigenen Gefühlen und Grundsäzen vollkommen übereinstimmt.

„Ich schicke Ihnen also die Schenkungsacte zurück.

„Gott verleihe Ihnen ein langes Leben.

„Joseph Garibaldi".

Die Italiener fuhren also fort ohne alle Vergütung zu dienen; die einzige Art etwas Geld zu bekommen wenn sie schlechterdings ein neues Kleidungsstück brauchten, bestand darin daß sie den Dienst für einen französischen oder baskischen Kaufmann verrichteten, der dann seinem Ersazmann etwa zwei französische Franken bezahlte.

Es versteht sich von selbst daß, wenn ein Kampf stattfand, der Ersazmann für den Titular focht und sich tödten ließ.

VII.

Rivera in Ungnade.

Ich habe erzählt welchen Plan der General Paz bei unserm nächtlichen Auszug aus Montevideo hatte.

Gelang er, so veränderte er die ganze Sachlage, und Oribe wurde höchst wahrscheinlich zur Aufhebung der Belagerung gezwungen; aber nachdem dieser Plan einmal ins Wasser gefallen war, kehrten wir zu unserer täglichen Garnison zurück, d. h. zu den Vorposten die sich auf beiden Seiten immer mehr befestigten, bis wir unsererseits eine Linie von Batterien hatten die den feindlichen Batterien etwa entsprach.

Mittlerweile verließ uns der General Paz, um den Aufstand in der Provinz Corrientes zu leiten und der nationalen Sache dadurch aufzuhelfen daß er den General Urquiza, der dem General Rivera gegenüberstand, zur Theilung seiner Streitkräfte nöthigte.

Aber die Sache ging keineswegs nach Wunsch, und zwar in Folge der Ungeduld des Generals Rivera, der, den bestimmtesten Befehlen seiner Regierung zum Troz, eine Entscheidungsschlacht annahm und sie auf den Feldern von India-Muerte vollständig verlor.

Unsere Landarmee wurde geschlagen; zweitausend Gefangene, vielleicht noch mehr wurden,

allen Gesezen der Humanität und des Krieges zuwider, erdrosselt, gehenkt und geköpft.

Viele blieben auf dem Schlachtfeld; andere wurden in den unermeßlichen Steppen zerstreut.

Der General Rivera erreichte mit einigen Begleitern die brasilianische Grenze und wurde als der Urheber dieses ungeheuren Unglücks von der Regierung verbannt.

Nach dem Verlust der Schlacht von India-Muerte blieb Montevideo auf seine eigenen Mittel angewiesen. Der Oberst Correa übernahm das Commando der Garnison. Inzwischen blieb die Seele der Vertheidigung zwischen Pacheco und mir concentrirt; einer unserer Führer konnte indeß nach dieser beklagenswerthen Schlacht noch verschiedene Abtheilungen zerstreuter Soldaten zusammenraffen und mit ihnen in den geeignetsten Gegenden den Guerillakrieg führen.

Der General Llanos brachte ungefähr 200 Mann zusammen, und da er sich lieber mit den Vertheidigern von Montevideo vereinigen wollte, stürzte er über die Feinde die den Cerro beobachteten her, schlug sich durch und kam zu uns in die Festung.

Pacheco benüzte diese kleine Verstärkung und gerieth auf die Idee einen Handstreich zu versuchen.

Am 27. Mai 1845 schifften wir in Montevideo bei Nacht die italienische Legion und einige andere vom Cerro genommene Truppen ein und

legten uns mit diesem kleinen Corps in einem alten verlassenen Pulverthurm in den Hinterhalt.

Am Morgen des 28. machte die Reiterei des Generals Llanos, beschüzt von der Infanterie, einen Ausfall und lockte den Feind nach dem Pulverthurm zu; als dieser dann in die Nähe kam, brachen die Unsrigen, mit der italienischen Legion an der Spize, heraus, griffen mit dem Bajonet an und bedeckten die Erde mit Leichen.

Nun stellte sich das ganze Observationscorps vor dem Cerro in Linie auf, und es begann ein mörderisches Gefecht das sich endlich zu unserem Vortheil entschied.

Der Feind wurde gänzlich geschlagen, mit dem Bajonet verfolgt, und es bedurfte eines jener Stürme worin Donner, Hagel und Regen sich vermischen, Stürme von denen man sich keinen Begriff machen kann wenn man sie noch nie gesehen hat, um dem Kampf ein Ende zu machen.

Die Verluste des Feindes waren bedeutend.

Er hatte eine Menge von Verwundeten und Todten; unter den lezteren befand sich der General Nunz, einer der besten und tapfersten feindlichen Offiziere, der von der Kugel eines unserer Legionäre getödtet wurde.

Ueberdieß erbeutete man viel Vieh, so daß wir voll Freude und Hoffnung nach Montevideo zurückkehrten.

Das Gelingen dieses Handstreiches veranlaßte mich der Regierung einen andern vorzuschlagen, nämlich die italienische Legion auf der Flotille

einzuschiffen, meine Leute so gut als möglich zu verstecken und so den Fluß hinauf bis nach Buenos Ayres zu fahren, daselbst bei Nacht zu landen, mich nach der Wohnung des Dictators zu verfügen, ihn festzunehmen und nach Montevideo zu bringen.

Wenn diese Expedition gelang, so machte sie dem Krieg mit einem einzigen Schlag ein Ende; aber die Regierung ging nicht darauf ein.

Inzwischen ging ich, wenn unsere Landarmee manchmal Ruhe genoß, auf unsere kleine Flotille zurück, täuschte die Wachsamkeit des Blocadegeschwaders, fuhr in die See hinaus und enterte irgend ein Kauffarteischiff, das ich dann, dem Capitän Brown unter der Nase, gefangen in den Hafen einbrachte.

Hin und wieder lockte ich durch wohlberechnete Manöver das ganze Blocadegeschwader auf mich und machte den Hafen für Kauffarteischiffe frei, welche der belagerten Stadt alle möglichen angenehmen und nüzlichen Dinge brachten.

Von Zeit zu Zeit schiffte ich mich auch mit etwa hundert der entschlossensten Legionäre bei Nacht ein und versuchte einen Sturm auf die feindlichen Schiffe die ich wegen ihrer schweren Artillerie bei Tag nicht angreifen konnte; aber dieß war beinahe immer vergebens; der Feind, der gegen meine Ueberrumpelungen auf der Hut war, blieb bei Nacht nicht vor Anker, sondern verfügte sich nach irgend einem fernen Ort wo ich ihn nicht vermuthete.

Endlich eines Tags zog ich, da ich der Sache durchaus ein Ende machen wollte, mit drei kleinen Schiffen, den am wenigsten schlechten des kleinen Geschwaders, aus und beschloß den Feind bei hellem Tage in der Höhe der Rhede von Montevideo anzugreifen.

Das Geschwader des Dictators bestand aus drei Kriegsschiffen: dem 25. März, dem General Echague und dem Maypu; diese drei Schiffe führten 84 Kanonen.

Ich hatte bloß acht von kleinem Caliber, aber ich kannte meine Leute: wenn es uns gelang an den Feind zu kommen, so war er verloren.

Ich rückte in Schlachtlinie gegen das Geschwader vor. Schon waren wir beinahe in Kanonenschußweite, noch eine Miglie, und der Kampf wurde unvermeidlich. Alle Terrassen von Montevideo waren von Neugierigen bedeckt, und die Masten der im Hafen liegenden Kauffartei- und Kriegsschiffe aller Nationen waren so zu sagen mit Menschen beflaggt.

Alle diese Zuschauer harrten angstvoll dem Ausgang eines Gefechtes entgegen das mit jedem Augenblick unvermeidlicher wurde.

Aber nun wollte der Befehlshaber der argentinischen Flotte sich der Gefahr dieses Kampfes nicht aussezen; er stach ins Meer, und wir kehrten, schlecht entschädigt durch den allgemeinen Beifall der uns begrüßte, in den Hafen zurück.

VIII.

Anglo-französische Intervention.

Inzwischen gestalteten sich die Dinge äußerst schlecht für Montevideo, als die anglo-französische Intervention der Blocade ein Ende machte; die beiden Mächte nahmen die feindliche Flotte weg und theilten sich darein.

Nun beschloß man eine Expedition gegen Uruguay.

Der Zweck derselben war die Wegnahme der Insel Martin-Garcia, der Stadt Colonia und einiger andern Punkte, besonders des Salto, mittelst dessen man Verbindungen mit Brasilien eröffnen konnte, während man zugleich einen Kern der Armee vom Lande bildete um die vernichtete zu ersezen.

Ich schiffte 200 Freiwillige auf meiner Flotille ein und zog gegen das Fort Martin-Garcia. Wir fanden es vom Feinde verlassen und nahmen Besiz davon.

Die Stadt Colonia war gleichfalls verlassen, als das anglo-französische Geschwader und unsere kleine Flotille vor ihr erschienen.

Die italienische Legion landete und warf den General Montero zurück, der mit einer überlegenen Truppenzahl auf der andern Seite der Stadt stand.

Inzwischen eröffneten die Geschwader, ich weiß nicht in welcher Absicht, ein sehr lebhaftes Feuer

gegen die verlassene Stadt; sie sezten ihre Truppen ans Land und bildeten unsere Reserve beim Angriff gegen den General Montero.

Gegen zwei Uhr Nachmittags hielten wir unsern Einzug in der Stadt. Die italienische Legion wurde in einer Kirche einquartirt, ich gab die strengsten Befehle daß man selbst das unbedeutendste Eigenthum der feindlichen Einwohner, die ihre Häuser hatten verlassen müssen, schonen solle.

Ich brauche nicht zu versichern daß die Legionäre auf das Gewissenhafteste gehorchten.

Die Stadt wurde von den Unsern, die eine Garnison zurückließen, bewacht und befestigt. Die englische und die französische Flotille fuhren in den Parana ein und zerstörten in einem dreitägigen Gefecht die Batterien die den Fluß beherrschten.

Der Widerstand des Feindes war heroisch.

Ich fuhr jezt mit meiner kleinen Flotille, die aus einer Brigg, einer Gölette und mehreren kleinen Schiffen bestand, weiter den Fluß hinauf.

Während der ganzen Zeit unseres Zusammenfahrens hatten der französische Admiral und der englische Commodore mir die lebhafteste Sympathie bezeigt, und besonders der Admiral Lainé gab mir noch später Beweise davon.

Sehr oft sezten sich der eine oder der andere an unser Bivouac und aßen von dem geräucherten Fleisch das unsere einzige Nahrung ausmachte.

Auzani, der uns auf unserer Expedition begleitete, theilte diese ehrenvolle Sympathie. Er war einer jener Leute die man nur zu sehen braucht um sie zu lieben und zu schäzen.

Während unsere Flotte den Uruguay hinauffuhr, stießen einige Reiter zu uns unter dem Capitän de la Cruz, einem Mann vom schönsten Charakter und größten Muthe.

Diese Paar Leute folgten der Flotille, indem sie am Ufer des Uruguay hinritten, und leisteten uns die größten Dienste, zuerst als Kundschafter und dann durch Sicherung von Lebensmitteln. Sie besezten verschiedene Ortschaften: Las Vaccas, Mercedes u. s. w.

Der Feind wurde überall wo man ihm begegnete geschlagen.

Paysanda, eine Festung am Ufer des Uruguay, wollte uns mit ihrer Artillerie zermalmen, richtete jedoch nicht viel Schaden an.

Oberhalb Paysanda nahmen wir in einer Estancia Namens Hervidero Stellung und blieben dort mehrere Tage.

Der General Lavalleja versuchte mit Fußvolk, Reiterei und Artillerie einen nächtlichen Angriff auf uns, wurde jedoch von unsern unüberwindlichen Legionären mit bedeutenden Verlusten zurückgeworfen.

Von Hervidero aus schrieb ich durch den Capitän Montaldi, der auf einer Handelsgölette nach Montevideo zurückkehrte, an die Regierung; die Gölette wurde vor Paysanda von den feind-

lichen Schiffen angegriffen, umzingelt und nach einem kräftigen Widerstand des Capitäns Montaldi, den seine Leute allein auf dem Verdeck ließen, weggenommen.

Montaldi gerieth in Gefangenschaft.

Eine Menge von Fahrzeugen die unter feindlichem Banner schifften geriethen täglich in unsere Gewalt. Ich ließ den größten Theil der Mannschaft frei in ihre Heimath zurückkehren.

Gualeguaychu, eine Stadt am rechten Ufer des Uruguay und am Gualeguay in Entre Rios, fiel durch Ueberrumpelung in unsere Hände.

Hier bekam ich denselben Don Leonardo Millan, der mich in früheren Zeiten, als ich in seiner Gefangenschaft war, hatte wippen lassen.

Es versteht sich von selbst daß ich ihm die Freiheit schenkte ohne ihm ein Leid zu thun; seine ganze Strafe bestand in der Angst die er ausgestanden hatte als er mich erkannte.

Gualeguaychu wurde verlassen; die Stadt war keine haltbare Stellung, aber sie bezahlte eine tüchtige Kriegssteuer an Geld, Kleidern und Waffen.

Endlich nach einer Menge von Gefechten und Abenteuern gelangten wir mit dem Geschwader nach Salto, sogenannt weil der Uruguay hier einen Wasserfall bildet und über demselben nur noch für kleinere Schiffe fahrbar ist.

Der General Lavalleja, der den Ort besezt hielt, verließ ihn bei unserer Ankunft und nöthigte alle Einwohner ihm zu folgen.

Im Uebrigen eignete sich der Ort vollkom-

men für den Zweck der Expedition, da er nicht allzuweit von der Grenze lag.

Ich beschloß also uns hier einzurichten.

Meine erste Operation war daher daß ich gegen Lavalleja marschirte, der sich am Zapevi, einem Nebenfluß des Uruguay, gelagert hatte.

Ich brach während der Nacht mit unserer Infanterie und den wenigen Reitern des Capitäns de la Cruz auf.

Bei Tagesanbruch befanden wir uns in der Nähe des Lagers, das wir auf der einen Seite durch Fuhrwerke, auf der andern durch den Uruguay und im Rücken durch den Zapevi vertheidigt fanden.

Ich bildete meine Leute in zwei kleine Colonnen und marschirte mit meiner Reiterei auf beiden Flügeln zum Angriff.

Nach einem Gefecht von etlichen Minuten waren wir Herrn des Lagers; der Feind befand sich in voller Flucht und sezte über den Zapevi.

Das Ergebniß dieser Operation war daß sogleich alle Familien die gewaltsam fortgeschleppt worden nach Salto zurückkehrten.

Wir nahmen dem Feind etwa hundert Gefangene ab und bekamen viele Pferde, Ochsen, Munition, auch eine Kanone, dieselbe die beim Angriff auf Hervidero auf uns geschossen hatte; sie war aus einer italienischen Gießerei und trug den Namen ihres Gießers, Cosimo Cenni, sowie das Datum 1492 eingebrannt.

Diese Expedition machte der Legion die

größte Ehre und hatte wichtige Folgen. Ungefähr 3000 Einwohner kehrten zurück.

Unter Auzani's Leitung beschäftigten sich meine Legionäre sogleich mit Errichtung einer Batterie auf dem Marktplaz der Stadt, einer Position welche die ganze Umgebung beherrschte.

Ich schickte Curiere nach Brasilien um mich mit den Flüchtlingen in Verbindung zu sezen, mit deren Hülfe die Organisation einer Armee vom Lande begann.

In kurzer Zeit war die Batterie aufgeführt und mit zwei Kanonen ausgerüstet, so daß sie den Angriffen des Generals Urquiza begegnen konnte, der am Morgen des 6. December 1845 mit 3500 Reitern, 800 Fußgängern und einer Feldbatterie heranrückte.

Meine Anordnungen waren von der Art wie man sie trifft wenn man die materiellen Kräfte durch den moralischen Einfluß verhundertfachen will.

Ich befahl dem Geschwader sich zurückzuziehen und nicht ein einziges Schiffchen in unserem Bereich zu lassen. Ich vertheilte meine Leute in den Sträßchen und ließ dieselben verbarricadiren; nur die Hauptstraßen blieben offen. Ich erließ einen höchst aufregenden Tagesbefehl und erwartete den Feind, der voll Vertrauen auf seine Macht seinen Soldaten erklärt hatte sie hätten es mit lauter Hasenfüßen zu thun.

Gegen neun Uhr Morgens griff er uns auf

allen Punkten an; wir antworteten ihm mit Plänklerschüssen von allen Sträßchen aus und mit unsern beiden Kanonen.

Als der Augenblick gekommen war und ich ihn über unsern Widerstand verblüfft sah, ließ ich ihn durch zwei Reservecompagnien angreifen; aber nun zog er sich schmählich zurück, mit Hinterlassung vieler Todten und Verwundeten in den Häusern deren er sich Anfangs bemächtigt hatte. Er hatte bei seinem Angriff weiter Nichts gewonnen als einige Stücke Vieh die er uns fortnahm, und auch diesen geringen Erfolg hatte er nur dem Piquet eines englischen Kriegsschiffes zu verdanken das uns, in Verbindung mit einem französischen, auf Befehl der betreffenden Regierungen nach Salto gefolgt war.

Diese beiden Schiffe hatten sich erboten uns bei der Vertheidigung der Stadt beizustehen; das englische Piquet befestigte ein Haus das den Corral schützte, wo ungefähr 600 Stück Vieh eingesperrt waren. Der Feind schickte eine starke Abtheilung Infanterie nach diesem Punkt; die englischen Soldaten wurden von einem panischen Schrecken ergriffen und entflohen zum Theil durch die Fenster, zum Theil durch die Thüren, so daß die Soldaten Urquiza's mit aller Bequemlichkeit das Vieh wegtreiben konnten.

Drei und zwanzig Tage lang erneuerte der Feind seine Angriffe ohne irgend ein Resultat zu erlangen.

Bei Nacht kam die Reihe an uns. Wir lies-

sen ihn keinen Augenblick in Ruhe; wir hatten kein Fleisch, aber wir aßen unsere Pferde. Endlich trat er, überzeugt von der Nuzlosigkeit seiner Anstrengungen, den Rückzug an und gestand, daß er bei seinen verschiedenen Angriffen auf uns mehr Leute verloren habe als in der Schlacht von India-Muerte.

Urquiza suchte sich meiner Schiffe zu bemächtigen um über den Fluß zu kommen; aber meine Wachsamkeit vereitelte seinen Plan und er mußte zwölf Stunden weiter unten übersezen; sodann lagerte er sich wieder auf der andern Seite des Uraguay, auf den Feldern von Camardia, gegenüber von Salto.

Während Urquiza dieses Lager behauptete, schickte ich am hellen Tag einige Reiter unter dem Schuz unserer Schiffe und etlicher Fußgänger über den Fluß.

Diese kleine Schaar überfiel die Hüter einer sehr bedeutenden Roßheerde die in den Pampas weidete, jagte etwa hundert Stück vor sich her, damit wir diejenigen ersezen konnten die wir gegessen hatten, und trieb sie mir über den Fluß zu, ehe der Feind sich von seiner Ueberraschung erholt hatte und auch nur einen Versuch machte es zu verhindern.

IX.

Affaire von Salto Sant=Antonio.

Inzwischen war der Oberst Baez von Brasilien her mit ungefähr 200 Reitern zu uns gestoßen.

Der General Medina sammelte Truppen, und wir erwarteten ihn von Tag zu Tag. In der That meldete er mir am 7. Februar 1846 daß er sich am nächsten Tag mit 500 Reitern auf den Höhen des Zapevi einfinden würde.

Er fragte nach der Stärke des Feindes und bat für den Fall eines Angriffes um Unterstüzung.

Ich gab seinem Boten die Antwort mit daß ich am 8. mit genügenden Truppen um seinen Einzug ins Land zu schüzen auf den Höhen des Zapevi stehen würde.

Demgemäß brach ich gegen neun Uhr mit 150 Mann von der Legion und 200 Reitern auf und zog am Uruguay hin.

Wir begaben uns nach Las Laperas, ungefähr drei Stunden von Salto, während in unserer Nähe 400 Mann vom Corps des Generals Servando Gomez standen, den einzigen feindlichen Truppen die sich für den Augenblick zur Beobachtung bei Salto befanden.

Unser Fußvolk nahm Stellung unter einem Zapere.

Ein Zapere ist ein von vier Pfosten getrage-

nes Strohdach, das uns keinen andern Vortheil als Schuz gegen die versengenden Sonnenstrahlen bot.

Die Reiterei unter dem Obersten Baez und dem Major Caraballo dehnte sich bis an den Zapevi aus.

Auzani war, an einem Bein leidend, mit 20 oder 30 gleichfalls kranken Soldaten zur Vertheidigung Saltos zurückgeblieben.

Sonst waren noch etwa zehn Mann da um die Batterie zu bedienen.

Es war ungefähr halb zwölf Uhr Vormittags. Ich sah eine bedeutende feindliche Reiterschaar aus den Ebenen des Zapevi gegen die Anhöhen heranrücken wo ich stand. Beinahe zu gleicher Zeit sah ich daß jeder Reiter einen Fußgänger hinter sich hatte. Und in der That sezten die Reiter in kurzer Entfernung von meinem Standort ihre Fußgänger ab, die sich alsbald ordneten um gegen uns zu marschiren.

Unsere Reiterei eröffnete das Feuer gegen den Feind, aber auf seine numerische Ueberlegenheit pochend griff er sie an und jagte sie rasch in die Flucht.

Sie sprengte nach unserem Zapere zu, in welchen bereits die feindlichen Kugeln flogen.

Da ich nun begriff daß der wahre Widerstand in meinen wackern Legionären bestand, und daß der eigentliche Kampf da sein mußte wo sie waren, so sprengte ich auf sie zu; aber als ich mitten unter dem feindlichen Feuer bei den ersten

Reihen ankam, spürte ich auf einmal daß mein Pferd unter mir zusammenbrach und mich in seinem Fall mitriß.

Meine erste Idee war daß meine Leute, wenn sie mich fallen sähen, mich todt glauben würden, und daß dieser Glaube Unordnung unter sie bringen könnte. Ich hatte daher im Fallen die Geistesgegenwart eine Pistole aus meinen Holftern zu ziehen und sie, während ich mich rasch aufrichtete, in die Luft zu schießen, damit man deutlich sah daß ich ganz unverlezt und bei heiler Haut war.

Man hatte in der That kaum Zeit gehabt mich auf dem Boden zu sehen, so hatte ich mich bereits wieder aufgerichtet und stand mitten unter den Meinigen.

Inzwischen rückte der Feind mit seinen 1200 Reitern und 300 Fußgängern beharrlich vorwärts.

Von unserer Reiterei im Stich gelassen, waren wir im Ganzen nur 190 Mann stark. Ich hatte nicht Zeit eine lange Rede zu halten; ohnehin ist das nicht meine Art. Ich erhob meine Stimme und sprach bloß die Worte:

— Die Feinde sind zahlreich, unser sind wenige; um so besser. Je weniger wir sind, um so glorreicher wird der Kampf sein; laßt uns ruhig sein, nur aus der nächsten Nähe schießen und mit dem Bajonet angreifen.

So sprach ich zu Männern bei denen jedes Wort wie ein electrischer Funke zündete.

Ueberdieß wäre jeder andere Entschluß in einem solchen Augenblick verderblich gewesen. Un-

gefähr tausend Schritte von uns hatten wir zu unserer Rechten den Uruguay mit einigen dichten Gehölzen, aber ein Rückzug wäre jezt das Signal zum allgemeinen Verderben gewesen; ich hatte dieß begriffen und dachte daher nicht einmal daran.

Als die feindliche Colonne auf sechzig Schritt nahe kam, gab sie eine Salve die uns großen Verlust brachte; aber die Unsern antworteten ihr mit einem noch weit mörderischeren Gewehrfeuer, zumal da unsere Flinten nicht bloß mit Kugeln, sondern auch mit Rehposten geladen waren.

Der Commandant der Infanterie sank tödtlich getroffen; die Reihen lösten sich, und ich an der Spize meiner Tapfern, die Flinte in der Hand, brach unter ihnen ein.

Es war Zeit; die Reiterei war bereits auf unsern Flanken und dicht hinter uns.

Das Gewühl war furchtbar.

Einige Mann vom feindlichen Fußvolk verdankten ihre Rettung einer schleunigen Flucht. Dieß gab mir Zeit der Reiterei Stand zu halten.

Unsere Leute drehten sich als ob man jedem einzelnen dieß Manöver befohlen hätte. Alle, Offiziere und Soldaten, schlugen sich wie Giganten.

Jezt kehrten einige Reiter unter einem wackern Offizier Namens Vega beschämt über die Flucht des Obersten Baez und seiner Leute die uns im Stich ließen, zu uns zurück, da sie lieber unser Schicksal theilen als ihren schmählichen Rückzug fortsezen wollten.

Wir sahen sie auf einmal wieder mitten un-

ter dem Feind erscheinen und sich auf unserer Seite aufstellen.

Es gehörte wahrlich viel Muth dazu das zu thun was sie thaten.

Im Uebrigen wurde der Angriff den sie bei ihrem Wiedererscheinen ausführten in diesem kritischen Augenblick uns sehr nüzlich; er trennte und warf den Feind der bereits theilweise zur Verfolgung der Flüchtigen aufgebrochen war.

Bei unserer zweiten Salve that daher die Reiterei, als sie ihr Fußvolk vernichtet und 25 bis 30 Mann von den Ihrigen unter unserem Feuer fallen sah, einen Schritt rückwärts, und sezte ungefähr 600 Mann ab, die zu den Carabinern griffen und uns von allen Seiten umzingelten.

Rings um uns her war der Boden mit Leichnamen von Pferden und Menschen, sowohl von den Feinden als von unsern eigenen Leuten, übersät.

Ich könnte zahllose einzelne Züge von Bravour erzählen.

Alle fochten wie unsere alten Helden im Tasso und Ariost; viele waren mit Wunden jeder Art bedeckt, von Kugeln, Säbelhieben und Lanzenstichen.

Ein fünfzehnjähriger Trompeter den wir den Rothen nannten, und der uns während des Kampfes mit seinem Instrument anfeuerte, erhielt einen Lanzenstich. Seine Trompete wegwerfen, sein Messer ergreifen und sich auf den Reiter werfen

der ihn verwundet hatte, war die Sache eines Augenblicks.

Nur starb er während er seinen Stoß führte.

Nach dem Kampf fand man die beiden Leichname krampfhaft an einander festhaltend. Der junge Mensch war mit Wunden bedeckt, der Reiter hatte am Schenkel die tiefe Spur eines Bisses den sein Feind ihm beigebracht.

Von Seiten unserer Gegner kamen ebenfalls Acte außerordentlicher Verwegenheit vor. Einer von ihnen ergriff, als er sah daß der Schuppen unter dem wir uns geschaart hatten, wo nicht gegen die Kugeln, doch gegen die Sonne Schuz bot, ein brennendes Scheit, sezte sich in Galop, jagte mitten unter uns durch und schleuderte den Brand wie einen Blizstrahl auf das Strohdach.

Der Brand fiel auf die Erde ohne daß der Reiter seinen Zweck erreichte, aber dieser hatte nichtsdestoweniger eine verwegene That ausgeführt.

Unsere Leute wollten auf ihn schießen, ich wehrte ihnen.

— Man muß die Tapfern schonen, rief ich ihnen zu; sie sind unseres Stammes.

Und Niemand gab Feuer.

Im Uebrigen war es ein Wunder wie all diese wackern Leute auf mich hörten.

Ein Wort von mir gab den Verwundeten ihre Kraft, den Zögernden ihren Muth wieder und verdoppelte den Feuereifer der Tapfern.

Als ich den Feind von unserem Feuer deci-

mirt, von unserem Widerstand ermüdet sah, da erst sprach ich vom Rückzug, sagte jedoch nicht: „Wir wollen uns zurückziehen“, sondern: „Wenn wir uns zurückziehen, werden wir, hoffe ich, nicht einen einzigen Verwundeten auf dem Schlachtfeld lassen“.

— Nein, nein, rief Alles.

Im Uebrigen waren wir beinahe sämmtlich verwundet.

Als ich alle meine Leute ganz gelassen und zuversichtlich sah, gab ich ruhig den Befehl sie sollten sich fechtend zurückziehen.

Glücklicherweise hatte ich nicht einmal eine Rize, so daß ich überall sein und jeden Feind der sich zu frech heranwagte dafür züchtigen konnte.

Die wenigen Kampffähigen die wir noch hatten sangen patriotische Lieder, wobei die Verwundeten im Chor einstimmten.

Der Feind begriff das nicht.

Was uns am schmerzlichsten berührte, war der Wassermangel.

Die einen rissen Wurzeln aus und kauten sie, andere sogen an Bleikugeln, andere tranken ihren Urin.

Zum Glück kam die Nacht und mit ihr einige Frische. Ich ließ meine Leute eine Colonne bilden und stellte die Verwundeten mitten unter sie. Nur zwei die man schlechterdings nicht fortschaffen konnte wurden auf dem Schlachtfeld gelassen.

Ich schärfte meinem Häuflein ein daß keiner

sich vom andern entfernen solle, und commandirte den Rückzug nach einem Wäldchen zu.

Der Feind hatte sich vor uns desselben bemächtigt, wurde aber kräftig hinausgeworfen. Ich schickte Kundschafter aus, die mit der Nachricht zurückkamen die feindlichen Reiter seien beinahe alle abgesessen und lassen ihre Pferde waiden. Ohne Zweifel bildeten sie sich ein wir hätten aus Hunger und aus Mangel an Munition Halt gemacht; aber Hunger verspürten wir keinen, und was die Munition anbetrifft, so hatten wir bei unsern todten Feinden so viel angetroffen als wir nur wollten.

Jezt blieb das Schwierigste noch zu thun übrig.

Der Feind lagerte zwischen uns und Salto; nach einstündiger Rast, die unsere Gegner auf den Glauben brachte wir würden die ganze Nacht dableiben, befahl ich meinen Leuten wieder eine Colonne zu bilden, und nun wagten wir uns im Sturmschritt mit gefälltem Bajonnet, gleich einem Waldbach, mitten unter den Feind.

Die Trompeter bliesen zum Auffsizen; aber ehe noch jeder Mann Sattel, Zügel und Pferd gefunden hatte, waren wir bereits vorüber.

Wir begaben uns in eine Art von Dickicht, und dort mußten Alle sich auf den Bauch legen. Der Feind kam auf uns zu ohne uns zu sehen, und ließ zum Angriff blasen.

Ich ließ ihn auf fünfzig Schritte herankom-

men, dann erst rief ich: Feuer! und gab selbst das Beispiel.

Fünfundzwanzig oder dreißig Mann und ebenso viele Pferde fielen; der Feind machte Rechtsumkehrt und zog in sein Lager zurück. Ich sagte zu meinen Leuten:

— Wohlan Kinder, jezt, glaube ich, ist der Augenblick gekommen zu trinken.

Und beständig an unserem Wäldchen hinziehend, unsere Verwundeten tragend, die hartnäckigsten Feinde die nicht von uns lassen wollten in der Ferne haltend, kamen wir an den Bach. Beim Einzug ins Dorf erwartete uns eine gewaltige Gemüthsbewegung. Auzani war da und weinte vor Freude.

Er küßte zuerst mich und dann alle Andern.

Er hatte gleichfalls ein Gefecht gehabt. Er war mit seinen wenigen Leuten vom Feind angegriffen worden, der ihn vorher zur Uebergabe aufgefordert hatte, mit dem Bemerken wir seien Alle zusammen todt oder gefangen.

Aber Auzani hatte geantwortet:

— Die Italiener ergeben sich nicht. Packt euch fort, sonst schmettere ich euch mit meinen Schwadronen nieder. So lang ich einen Cameraden bei mir habe, fechten wir zusammen; und wenn ich allein bin, zünde ich die Pulverkammer an und sprenge mich mit euch Allen in die Luft.

Der Feind verlangte nicht mehr zu wissen und zog sich zurück.

Als daher meine Leute in Salto Alles in Hülle und Fülle vorfanden, sagten sie zu mir:

— Du hast uns zum ersten Mal gerettet, aber Auzani hat uns zum zweiten Mal gerettet.

Tags darauf schrieb ich an das Comite der itailienischen Legion in Montevideo wie folgt:

„Brüder,

„Gestern haben wir auf den Feldern von Sant-Antonio, anderthalb Stunden von der Stadt, das furchtbarste und glorreichste unserer Gefechte gehabt. Die vier Compagnien unserer Legion und etwa zwanzig Reiter die sich unter unsern Schuz geflüchtet, haben sich nicht nur gegen 1200 Reiter des Generals Servando Gomez vertheidigt, sondern auch die feindliche Infanterie, welche sie 300 Mann stark angriff, gänzlich vernichtet. Das Feuer begann um Mittag und endete um Mitternacht.

„Weder die Zahl der Feinde noch seine wiederholten Chargen, weder die Masse seiner Cavallerie noch die Angriffe seiner Fusiliere haben etwas über uns vermocht; obschon wir keinen andern Schuz hatten als eine von vier Pfählen getragene Schuppenruine, so haben doch die Legionäre die Angriffe der hartnäckigen Feinde beharrlich zurückgewiesen. Alle Offiziere haben an diesem Tag als Soldaten gekämpft. Auzani, der in Salto geblieben war und den der Feind zur Uebergabe aufforderte, antwortete mit der Lunte in der Hand, und dicht neben der Pulver-

kammer stehend, obschon der Feind ihn versichert hatte daß wir alle todt oder gefangen seien.

„Wir haben 30 Todte und 50 Verwundete; alle Offiziere mit Ausnahme von Scarone, Saccarello, dem Major und Traversi, sind verwundet, jedoch nur leicht. Ich gäbe meinen Namen als italienischer Legionär nicht um eine Welt von Gold.

„Um Mitternacht haben wir uns nach Salto zurückgezogen. Wir waren noch etwas über 100 gesunde Mann stark. Die Leichtverwundeten marschirten an der Spize und hielten den Feind im Zaum wenn er allzu frech wurde.

„Oh! das ist ein Gefecht das in Erz gegossen zu werden verdient.

„Lebt wohl, ein andermal schreibe ich euch ausführlicher.

„Euer Joseph Garibaldi."

„N. S. Die verwundeten Offiziere sind: Casana, Marochetti, Beruli, Remolini, Saccarello der Jüngere, Sacchi, Grafigna und Rodi."

Dieß war unser leztes großes Gefecht in Montevideo.

X.

Ich schreibe an den Papst.

Um diese Zeit erfuhr ich in Montevideo daß Pius IX. Papst geworden.

Die Anfänge dieser Regierung sind weltbekannt.

Gleich Vielen, glaubte ich an eine Aera der Freiheit in Italien.

Um den Papst in seinen großherzigen Entschlüssen zu unterstüzen, beschloß ich ihm sogleich meinen Arm und die Mitwirkung meiner Waffenbrüder anzubieten.

Diejenigen die bei mir an eine systematische Opposition gegen das Papstthum glauben, können aus nachstehendem Brief ersehen daß es sich nicht so verhält; meine Hingebung galt der Sache der Freiheit im Allgemeinen, auf welchem Punkt der Weltkugel diese Freiheit sich Bahn brechen mochte.

Aber man wird dennoch begreifen daß ich meinem Vaterlande den Vorzug schenkte, und daß ich mich bereit erklärte unter dem Manne zu dienen der zum politischen Messias Italiens berufen war.

Auzani und ich glaubten diese erhabene Rolle sei Pius IX. vorbehalten, und wir schrieben nachstehenden Brief an den päpstlichen Nuntius, mit der Bitte unser und unserer Legionäre Wünsche Seiner Heiligkeit vorzulegen.

„Sehr verehrter Herr!

„Vom Augenblick an wo wir die ersten Nachrichten von der Erhebung des Papstes Pius IX. und von seiner Amnestie zu Gunsten der armen Geächteten erhielten, haben wir mit stets steigender Aufmerksamkeit und Theilnahme die Spuren verfolgt welche das Oberhaupt der Kirche auf der Bahn des Ruhmes und der Freiheit eindrückt. Die Lobsprüche deren Echo von der andern Seite der Meere bis zu uns gelangt, die Aufregnng womit Italien die Einberufung der Deputirten

aufnimmt und begrüßt, die verständigen Concessionen die der Presse gemacht wurden, die Einführung der Bürgergarde, der Impuls welchen man dem Volksunterricht und der Industrie gegeben, abgesehen von den zahlreichen Maßregeln die sämmtlich die moralische Hebung und den Wohlstand der armen Classen so wie die Bildung einer neuen Verwaltung zum Ziele haben, kurz Alles hat uns überzeugt daß endlich einmal aus dem Schooß unseres Vaterlandes der Mann hervorgegangen der die Bedürfnisse seines Jahrhunderts begreife und sich, gemäß den stets neuen, stets unsterblichen Lehren unserer erhabenen Religion, ohne ihrem Ansehen Eintrag zu thun, gleichwohl den Forderungen der Zeit anzuschmiegen wisse; und wir haben, obschon alle diese Fortschritte ohne Einfluß auf uns selbst waren, nichtsdestoweniger sie von ferne beobachtet, indem wir das allgemeine Einverständnß Italiens und der ganzen Christenheit mit unsern Beifallsrufen und Wünschen begleiteten; aber als wir vor etlichen Tagen von dem ruchlosen Attentat hörten wodurch eine vom Ausland gehegte und geschüzte Faction, die nach so langer Zeit noch nicht müde ist unser armes Vaterland zu zerreißen, die jezt bestehende Ordnung der Dinge umzuwerfen trachtete, schien es uns, die Bewunderung und Begeisterung für den Papst sei ein allzuschwacher Tribut, und eine größere Pflicht sei uns auferlegt.

„Wir Schreiber dieser Zeilen, verehrtester Herr, sind diejenigen die, stets von diesem selben Geiste

beseelt der uns dem Exil Troz bieten ließ, in Montevideo für eine Sache die uns gerecht schien die Waffen ergriffen und einige hundert Landsleute zusammengerafft haben, die hieher gekommen waren in der Hoffnung ein weniger qualvolles Leben zu finden als uns in unserem Vaterland beschieden war.

„Es sind jezt fünf Jahre daß, während der Belagerung dieser Stadt, Jeder von uns mehr als einmal seinen Muth und, seine Resignation zeigen mußte, und, Dank sei es der Vorsehung wie auch jenem antiken Geist der unser italienisches Blut noch immer entflammt, unsere Legion hat Gelegenheit gehabt sich auszuzeichnen, und so oft diese Gelegenheit sich darbot, hat sie so guten Gebrauch davon gemacht daß sie — ich glaube es ohne Eitelkeit sagen zu dürfen — auf dem Weg der Ehre alle andern Corps überflügelte die mit ihr wetteiferten.

„Wenn daher heute die Arme die einige Waffenübung besizen von Sr. Heiligkeit angenommen werden, so versteht es sich von selbst daß wir sie bereitwilliger als je dem Dienste des Mannes widmen werden der so viel für das Vaterland und für die Kirche thut.

„Wir werden uns also glücklich schäzen wenn wir bei dem Erlösungswerk des Papstes Pius IX. mitwirken können; wir führen das Wort im Namen unserer Cameraden, und wir werden es mit all unserm Blut nicht zu theuer einzulösen glauben.

„Wenn Ew. Eminenz glaubt daß unser An=

erbieten dem Papst angenehm sein könne, so wollen Sie dasselbe am Fuße seines Thrones niederlegen.

„Nicht der lächerliche Wahn daß unser Arm nothwendig sei veranlaßt uns zu diesem Anerbieten; wir wissen zu gut daß der Stuhl des heiligen Petrus auf Grundlagen ruht welche durch Menschenhände weder erschüttert noch befestigt werden können, und daß überdieß die neue Ordnung der Dinge zahlreiche Vertheidiger zählt welche die ungerechten Angriffe ihrer Feinde kräftig zurückweisen werden; aber da das Geschäft unter die Guten vertheilt und die harte Arbeit den Starken zugewiesen werden muß, so erweisen Sie uns die Ehre uns unter diese zu zählen.

„Inzwischen danken wir der Vorsehung daß sie den heiligen Vater vor den Ränken der Schlechten bewahrt hat, und unsere glühenden Wünsche gehen dahin daß sie ihm viele Jahre schenken möge zum Glück der Christenheit und Italiens.

„Es übrigt uns nur noch die Bitte an Ew. Eminenz daß Sie uns die Mühe die wir Ihnen verursachen verzeihen und die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung und innigen Verehrung genehmigen mögen womit wir zeichnen

„Ew. Eminenz

„ergebenste Diener:
„J. Garibaldi.
„F. Auzani.

„Montevideo, 12. October 1847.

Wir warteten vergebens; es kam keine Nachricht, weder von dem Nuntius noch von Seiner

Heiligkeit. Jezt beschloßen wir mit einem Theil unserer Legion nach Italien zu gehen.

Meine Absicht war die Revolution da zu unterstüzen wo sie bereits unter Waffen stand, und da hervorzurufen wo sie noch schlummerte, in den Abruzzen zum Beispiel.

Nur besaß keiner von uns einen Sou zur Ueberfahrt.

XI.

Ich kehre nach Europa zurück. Auzanis Tod.

Ich griff zu einem Mittel das bei edlen Herzen stets verfängt: ich eröffnete eine Subscription unter meinen Landsleuten.

Die Sache befand sich bereits in gutem Gang, als einige schlimme Gesellen die Legionäre gegen mich aufzuwiegeln versuchten und diejenigen einschüchterten die geneigt waren mir zu folgen. Man machte den armen Leuten weiß, ich wolle sie einem gewissen Tod entgegenführen, das Unternehmen wovon ich träume sei unausführbar, und es warte ihrer ein ähnliches Loos wie der Gebrüder Bandiera. Die Folge war daß die Aengstlicheren zurücktraten und daß nur 85 Mann bei mir blieben, aber auch von diesen fielen noch 29 ab als sie schon eingeschifft waren.

Zum Glück waren diejenigen die bei mir ausharrten die Tapfersten und hatten beinahe sämmtlich unser Gefecht von Sant-Antonio mitgemacht.

Ueberdieß besaß ich einige Leute vom Osten die auf mein Glück vertrauten, und unter ihnen meinen armen Neger Aguyar, der bei der Belagerung Roms fiel.

Ich habe gesagt daß ich eine Subscription unter den Italienern gestattet hatte um unsere Reisekosten zu bestreiten. Der größere Theil dieser Summe war von Stephan Antonini, einem in Montevideo ansäßigen Genueser, geliefert worden.

Die Regierung ihrerseits erbot sich uns mit allen ihren Kräften zu unterstüzen; aber ich wußte wie arm sie war, und wollte daher Nichts von ihr annehmen als zwei Kanonen und achthundert Flinten die ich auf unsere Brigg schaffen ließ.

Aber im Augenblick der Abfahrt erging es uns mit dem Commandanten des Biponte Carolo, von Nervi, gerade wie einst den Franzosen bei dem Kreuzzug Balduins mit den Venetianern, welche versprochen hatten sie ins heilige Land zu führen. Er machte solche Forderungen daß wir Alles bis auf unsere Hemden verkaufen mußten um ihn zu befriedigen, so daß während der Fahrt einige von uns aus Mangel an Kleidern beständig im Bette blieben.

Wir befanden uns bereits dreihundert Stunden von der Küste, ungefähr auf der Höhe der Orinocomündungen, und ich harpunirte zum Zeitvertreib mit Orrizoni auf dem Bugspriet nach Meerschweinen, als ich auf einmal Feuer rufen hörte.

Vom Bugspriet hinab auf den Schiffsschnabel

von da auf das Verdeck springen und die Luke hinabgleiten, war Sache einer Secunde.

Bei der Vertheilung der Lebensmittel hatte der Proviantmeister die Unvorsichtigkeit begangen mit einem Licht in der Hand Branntwein aus einer Tonne zu lassen; der Branntwein hatte Feuer gefangen, der Proviantmeister den Kopf verloren und, statt die Tonne zu verschließen, den Branntwein in Strömen herausfließen lassen; die Vorrathskammer, die nur durch ein kaum zolldickes Brett von der Pulverkammer getrennt war, glich einem wahren Feuersee. Bei dieser Gelegenheit sah ich wie selbst die tapfersten Männer der Furcht zugänglich sind, wenn die Gefahr ihnen in einer Form entgegentritt an welche sie nicht gewöhnt sind.

Alle diese Leute, die auf dem Schlachtfeld Helden, Halbgötter waren, rannten jezt kopflos, zitternd, bestürzt wie Kinder untereinander herum.

Nach Verfluß von zehn Minuten hatte ich mit Hilfe Auzani's, der beim ersten Lärmschrei sein Bette verlassen, das Feuer gelöscht.

Der arme Auzani mußte wirklich das Bett hüten, nicht als ob es ihm gänzlich an Kleidern gefehlt hätte, sondern weil er bereits heftig an der Krankheit litt woran er bei unserer Ankunft in Genua sterben sollte, nämlich an der Lungenschwindsucht.

Dieser bewundernswürdige Mann, an welchem selbst sein ärgster Todfeind, wenn er einen Feind hätte haben können, nicht einen einzigen Fehler

gefunden haben würde, wollte, nachdem er sein Leben der Sache der Freiheit gewidmet, auch in seinem lezten Augenblick noch seinen Waffenbrüdern nüzlich werden; man half ihm täglich auf das Verdeck heraufsteigen; als er nicht mehr gehen konnte, ließ er sich tragen, und nun ertheilte er, auf einer Matraze liegend, häufig an mich angelehnt, den auf dem Hintertheil des Schiffes um ihn versammelten Legionären strategischen Unterricht.

Der arme Auzani war eine wahre Encyclopädie von Wissenschaften; es wäre mir eben so schwer Alles aufzuzählen was er wußte, als Etwas aufzufinden was er nicht gewußt hätte.

In Palo, ungefähr fünf Miglien von Alicante, landeten wir um für Auzani eine Ziege und Orangen zu kaufen.

Hier erfuhren wir vom sardinischen Viceconsul einen Theil der Ereignisse die sich in Italien zutrugen.

Wir vernahmen da die Proclamirung der piemontesischen Verfassung und die Geschichte der fünf glorreichen Tage Mailands, lauter Dinge die wir bei unserer Abfahrt von Montevideo, d. h. am 27. März 1848, nicht hatten wissen können.

Der Viceconsul sagte er habe italienische Schiffe mit der dreifarbigen Fahne vorüberkommen gesehen. Mehr brauchte es für mich nicht um mich zur Aufpflanzung des Banners der Unabhängigkeit zu bestimmen. Ich strich die Flagge von

Montevideo unter welcher wir schifften, und hißte augenblicklich die sardinische Fahne auf, die mittelst eines alten Leintuches, einer rothen Casake und des Restes der grünen Aufschläge an unserer Uniform improvisirt wurde.

Man erinnert sich daß unsere Uniform die rothe Blouse mit grünen, weiß eingefaßten Aufschlägen war.

Am 24. Juni, dem Johannisfeiertag, kamen wir vor Nizza an. Viele waren der Ansicht wir sollten ohne weitere Erkundigungen landen. Ich riskirte mehr als jeder Andere, da noch ein Todesurtheil auf mir lastete.

Gleichwohl trug ich kein Bedenken oder vielmehr ich würde kein Bedenken getragen haben, denn ich wurde von Leuten die auf einem Schiff vorbeikamen erkannt, mein Name verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt, ganz Nizza drängte sich nach dem Hafen, und so wurden wir mit allgemeinem Jubel empfangen und mit den freundlichsten Einladungen bestürmt. Sobald man erfuhr daß ich mich in Nizza befand und daß ich über den Ocean gefahren war um der italienischen Freiheit zu Hilfe zu kommen, strömten die Freiwilligen von allen Seiten herbei.

Aber ich hatte für den Augenblick Aussichten die ich für besser hielt.

Wie ich an den Papst Pius IX. geglaubt hatte, so glaubte ich an den König Carl Albert; statt mich viel um Medici zu bekümmern, den ich nach Viareggio abgeschickt um dort den Aufstand

zu organisiren, glaubte ich, da ich den Aufstand organisirt und den König von Piemont an der Spize desselben fand, ich könnte jezt nichts Besseres thun als ihm meine Dienste anzubieten.

Ich sagte meinem armen Auzani Lebewohl, ein um so schmerzlicheres Lebewohl als wir beide wußten daß wir einander nicht wiedersehen würden; dann ging ich nach Genua und von da ins Hauptquartier des Königs Carl Albert.

Der Verlauf der Dinge bewies mir daß ich Unrecht gehabt hatte. Ich schied vom König unter beiderseitiger Unzufriedenheit und ging nach Turin, wo ich Auzani's Tod vernahm.

Ich verlor die Hälfte meines Herzens, den bessern Theil meines Geistes.

Italien verlor einen seiner ausgezeichnetsten Söhne.

O Italien! Italien! Unglückliche Mutter! welche Trauer für dich als dieser Tapferste unter den Tapfern, dieser Biederste unter den Biedern auf immer dem Licht deiner schönen Sonne die Augen verschloß!

Beim Tod eines Mannes wie Auzani, das sage ich dir, o Italien, soll die Nation welcher er angehört aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens einen Schmerzensschrei ausstoßen, und wenn sie nicht weint, wenn sie nicht wehklagt wie Rahel in Rama, dann verdient diese Nation weder Sympathie noch Mitleid, da sie für ihre edelsten Märtirer weder Sympathie noch Mitleid gezeigt hat.

O! ein Märtirer, ein hundertfacher Märtirer war unser vielgeliebter Auzani, und die schmerzlichste Qual die dieser Tapfere erduldet bestand darin daß er als armer Sterbender das Vaterland berührte, daß er nicht, wie er gelebt hatte, kämpfend für seine Ehre und Wiedergeburt sterben durfte.

O Auzani! hätte ein Genie wie das deinige die Kämpfe in der Lombardei, die Schlacht von Novara, die Belagerung Roms geleitet, so würde der Fremdling nicht mehr unsere vaterländische Erde beschmuzen und in frechem Hohn die Gebeine unserer Helden mit Füßen treten.

Die italienische Legion hatte, wie man gesehen, vor der Ankunft Auzani's wenig geleistet; aber als e r erschienen war und unter s e i n e n Auspicien begann für sie eine Laufbahn des Ruhms um welche die gepriesensten Nationen sie beneiden dürften.

Unter allen meinen persönlichen Bekannten welche je die Muskete oder das Schwert getragen, weiß ich nicht einen Einzigen der sich in Bezug auf Naturgaben, auf Inspirationen des Muthes und practische Anwendung der Wissenschaften mit Auzani messen dürfte. Er besaß die ungestüme Tapferkeit Marna's, die Kaltblütigkeit Davero's, die Gelassenheit, die Bravour und das kriegerische Naturell Manara's.*)

*) Der Leser kennt diese drei weiteren Märtirer der italienischen Freiheit noch nicht, wird aber bald ihre Bekanntschaft machen. Garibaldi, der nicht für

Auzani's militärische Kenntnisse waren der seltensten Art, die Allseitigkeit seines Wissens bewunderswürdig. Im Besiz eines unvergleichlichen Gedächtnisses, sprach er mit unerhörter Genauigkeit von den vergangenen Dingen, selbst wenn sie ins graue Alterthum hinaufgingen.

In seinen lezten Jahren hatte sein Character sich merklich verändert; der arme Freund war herb, zornsüchtig, unduldsam geworden, und wahrlich nicht ohne Grund. Beinahe beständig von Schmerzen, den Nachwehen seiner zahlreichen Wunden und eines langjährigen stürmischen Lebens, gequält, schleppte er eine unerträgliche, eine wahre Märtirersexistenz hin.

Ich überlasse es einer gewandteren Feder das militärische Leben Auzani's zu verzeichnen, das wohl verdient von einem ausgezeichneten Schriftsteller in die Hand genommen zu werden. In Italien, in Griechenland, in Portugal, in Spanien, in America wird man, bei Verfolgung seiner Spuren, allenthalben die Urkunden für ein Heldenleben finden.

Das von Auzani geführte Tagebuch der italienischen Legion von Montevideo ist nur eine Episode aus seinem Leben. Er war der Aelteste dieser Legion, die von ihm herangebildet, geleitet und verwaltet wurde, mit der er sich vollständig identificirt hatte.

---

den Druck schrieb, spricht gewissermaßen zu sich selbst und nicht zu den Lesern. A. D.

O Italien! wenn der Allmächtige das Ende deiner Leiden festgesezt haben wird, dann wird er dir Männer wie Auzani geben, um deine Söhne zur Vertilgung derjenigen zu führen welche dich herabwürdigen und tirannisiren.

XII.

Noch einmal Montevideo.

Jezt wollen wir, bevor wir auf Garibaldi's lombardischen Feldzug vom Jahr 1848 kommen, in Bezug auf Montevideo dasjenige nachholen was er selbst in seiner Bescheidenheit nicht erzählen konnte.

* * *

Wir haben das Gefecht vom 24. April 1844 geschildert, wir haben den gefährlichen Boyadaübergang erzählt, wir haben gesagt wie die italienischen Legionäre sich dabei benommen.

Der Offizier welcher dem General Paz den Bericht erstattete, sagte von ihnen blos:

— Sie haben sich wie die Tiger geschlagen.

— Kein Wunder, antwortete Paz, sie haben einen Löwen zum Anführer.

* * *

Nach der Schlacht von Sant-Antonio schrieb Admiral Lainé, Commandant der Laplatastation, voll Bewunderung für diese ausgezeichnete Waf-

fenthat, an Garibaldi folgenden Brief, dessen Autograph G. B. Cuneo, ein Freund des Generals, in Händen hat. Lainé's Admiralschiff war die Africaine.

„Ich wünsche Ihnen Glück, lieber General, daß Sie durch Ihre einsichtsvolle und unerschrockene Leitung so mächtig zu dieser Waffenthat beigetragen haben, auf welche die Soldaten der großen Armee die für einen Augenblick Europa beherrschte stolz gewesen wären.

„Ebenso wünsche ich Ihnen Glück zu der Einfachheit und Bescheidenheit welche Ihrem sehr detaillirten Bericht über diese Waffenthat, deren ganze Ehre man ungescheut Ihnen zuschreiben darf, erhöhten Reiz verleihen.

„Im Uebrigen hat diese Bescheidenheit Ihnen die Sympathien von Leuten gewonnen welche im Stande sind Ihre Leistungen seit sechs Monaten gebührend zu würdigen. Zu diesen gehört ganz besonders auch der ehrenwerthe Baron Deffaudis, der Ihren Character ehrt und in dem Sie einen warmen Vertheidiger besitzen, besonders wenn es sich darum handelt nach Paris zu schreiben um ungünstige Eindrücke zu verwischen die durch gewisse Journalartikel hervorgerufen werden könnten; es gibt nun einmal Leute welche nicht gewöhnt sind die Wahrheit zu sagen, selbst wenn sie Thatsachen erzählen die sich unter ihren eigenen Augen zugetragen haben.

„Empfangen Sie, General, die Versicherung meiner Hochachtung. „Lainé".

Das Bulletin dessen Einfachheit Lainé so sehr bewunderte, befindet sich weiter oben, am Schlusse des Paragraphen 9.

Mit diesem Schreiben an Garibaldi nicht zufrieden, wollte Admiral Lainé ihm auch noch persönlich seine Complimente darbringen. Er fuhr nach Montevideo und begab sich in die Rue du Portone, wo Garibaldi wohnte. Dieses Quartier, das so armselig war wie das vom geringsten Legionär, schloß nicht, sondern war Tag und Nacht Jedermann offen, ganz besonders auch für den Wind und Regen, wie Garibaldi bei Gelegenheit dieser Anecdote mir erzählte.

Nun war es Nacht; der Admiral schob die Thüre auf und da das Haus nicht beleuchtet war, stieß er sich an einem Stuhl.

— Hola! sagte er, muß man denn durchaus den Hals brechen wenn man Garibaldi besuchen will?

— He, Frau, rief Garibaldi seinerseits, ohne die Stimme des Admirals zu erkennen, hörst du nicht daß Jemand im Vorzimmer ist? Leuchte doch.

— Und mit was soll ich leuchten? antwortete Anita; weißt du nicht daß wir keine zwei Sous im Hause haben um ein Licht zu kaufen?

— Das ist wahr, antwortete Garibaldi philosophisch.

Er stand auf, öffnete das Zimmer wo er war, und sagte, um in Ermanglung eines Lichtes seinen Besuch durch seine Stimme zurechtzuleiten:

— Hieher, hieher!

Der Admiral trat ein; es war so finster daß er sich nennen mußte, damit Garibaldi erfuhr mit wem er es zu thun hatte.

Admiral, sagte er, Sie werden mich entschuldigen, aber als ich meinen Vertrag mit der Republik Montevideo abschloß, vergaß ich unter den Rationen die man uns schuldete, die Lichter besonders aufzuführen. Nun bleibt, wie Anita Ihnen gesagt hat, das Haus, da es nicht zwei Sous besitzt um Lichter zu kaufen, unbeleuchtet. Glücklicher Weise vermuthe ich daß Sie kommen um mit mir zu plaudern, und nicht um mich zu sehen.

Der Admiral plauderte wirklich mit Garibaldi, sah ihn aber nicht.

Er begab sich von da zum Kriegsminister, General Pacheco y Obes, und erzählte wie es ihm ergangen war.

Der Kriegsminister, der so eben das unten stehende Decret erlassen hatte, nahm sogleich hundert Patagonier (fünfhundert Franken) und schickte sie Garibaldi.

Dieser wollte seinen Freund Pacheco nicht durch eine ablehnende Antwort beleidigen, nahm aber gleich in der Frühe die hundert Patagonier und vertheilte sie an die Wittwen und Kinder der in Salto Sant-Antonio gefallenen Krieger; für sich behielt er nur so viel um ein Pfund Lichter zu kaufen, womit er seine Frau haushälterisch

umzugehen ersuchte, für den Fall daß Admiral Lainé ihm einen zweiten Besuch machen wollte.

Das Decret das Pacheco y Obes erließ, als Lainé an seine Freigebigkeit appellirte, lautet wie folgt:

„Generalbefehl.

„Um unsern tapfern Waffenbrüdern die sich auf den Feldern von Sant-Antonio unsterblich gemacht, einen deutlichen Beweis für die Hochachtung des ganzen Heeres zu geben das sie, wie auch sich selbst, in diesem denkwürdigen Gefechte mit Ruhm bedeckt haben;

„Beschließt der Kriegsminister:

„1) Am 15. d., dem Tag auf welchen die Behörde die Ueberreichung der Abschrift des gegenwärtigen Decrets an die italienische Legion festgesezt hat, wird eine große Parade der Garnison stattfinden, die sich in der Marktstraße versammeln wird, ihre Rechte an den kleinen Plaz desselben Namens anlehnend und in der vom Generalstab zu bezeichnenden Ordnung.

„2) Die italienische Legion wird sich auf dem Constitutionsplaz versammeln, ihren Rücken der Cathedrale zukehrend, und dort wird sie obgedachte Abschrift von einer Deputation empfangen die aus einem Chef, einem Offizier, einem Sergenten und einem Soldaten von jedem Corps bestehen und den Obersten Francesco Tages zum Präsidenten haben soll.

„3) Die Deputation wird sich, nachdem sie

zu ihren respectiven Corps zurückgekehrt ist, mit ihnen auf den angezeigten Plaz begeben, indem sie als Ehrencolonne vor der Fremdenlegion defilirt, und zwar während die Corpschefs mit dem Ruf salutiren: Es lebe das Vaterland! Es leben General Garibaldi und seine tapfern Genossen!

„4) Die Regimenter haben Morgens vier Uhr in Linie zu stehen.

„5) Eine authentische Abschrift dieses Tagsbefehls wird der italienischen Legion und dem General Garibaldi zugestellt.

„Pacheco y Obes."

Das Decret lautete:

„1) Daß folgende Worte in goldenen Lettern auf das Banner der italienischen Legion eingeschrieben werden sollen:

Gefecht der italienischen Legion unter den Befehlen Garibaldi's am 8. Februar 1846.

„2) Daß die italienische Legion bei allen Paraden den Vorrang haben solle;

„3) Daß die Namen der in diesem Kampf Gefallenen auf eine im Regierungslocal aufzuhängende Tafel geschrieben werden;

„4) Daß alle Legionäre zur besondern Auszeichnung am linken Arm ein Wappen tragen sollen, worauf beifolgende in einen Kranz gefaßte Inschrift stehe:

„Invincibili combatterono, 8. Febrajo 1846.

Ueberdieß ließ Garibaldi, um den Legionären die am 8. Februar an seiner Seite gefallen einen

höchsten Beweis seiner Sympathie und Dankbarkeit zu geben, auf dem Schlachtfeld ein großes Kreuz errichten das auf der einen Seite die Inschrift trug:

„Den XXXVI Italienern die am 8. Februar MDCCCXLVI gestorben.“

und auf der andern Seite:

„CLXXXIV Italiener auf dem Felde Sant-Antonio.“

So arm Garibaldi war, so traf er doch eines Tags einen Legionär der noch ärmer war.

Der arme Teufel hatte kein Hemd.

Garibaldi nahm ihn in eine Ecke, zog sein Hemd aus und schenkte es ihm.

Als er nach Hause kam, verlangte er von Anita ein anderes.

Aber Anita schüttelte den Kopf und sagte:

— Du weißt wohl daß du blos ein einziges hattest; du hast es verschenkt, jezt sieh selbst zu.

Und nun blieb Garibaldi ohne Hemd, bis Auzani ihm eines schenkte.

Aber Garibaldi war unverbesserlich.

Eines Tags, als er ein feindliches Schiff weggenommen hatte, vertheilte er die Beute unter seine Gefährten.

Nach der Vertheilung rief er seine Krieger, einen um den andern, zu sich und fragte sie nach ihren Familienverhältnissen.

Dann gab er den Bedürftigsten von seinem Antheil und sagte:

— Nehmt das, es ist für eure Kinder.

Es befand sich überdieß eine bedeutende Geldsumme an Bord, aber Garibaldi behielt keinen Centime für sich, sondern schickte Alles an den Staatsschaz in Montevideo.

Einige Zeit nachher war der Antheil an der Prise so vollständig verschwunden, daß nur noch drei Sous im Hause blieben.

Diese drei Sous sind der Gegenstand einer Anecdote welche mir Garibaldi selbst erzählte.

Eines Tages hörte er sein Töchterchen Teresita schreien.

Das Kind ging ihm über Alles. Er lief hin um zu sehen was es gebe.

Die Kleine war eine Treppe hinuntergerollt und blutete im Gesicht.

Garibaldi wußte nicht wie er sie trösten sollte; da fielen ihm auf einmal die drei Sous ein, welche das ganze Vermögen des Hauses bildeten und für große Veranlassungen in Reserve gehalten wurden.

Er nahm diese drei Sous und ging fort um irgend ein Spielzeug für das Kind zu kaufen.

Vor der Thür begegnete er einem Boten der ihm von Seiten des Präsidenten Joaquin Suarez eine wichtige Mittheilung in Aussicht stellte.

Er ging sogleich zu dem Präsidenten, vergaß gänzlich den Grund warum er ausgegangen war, und behielt mechanisch die drei Sous in der Hand.

Die Besprechung währte zwei Stunden und betraf wichtige Gegenstände.

Nach diesen zwei Stunden kam Garibaldi nach Hause zurück; das Kind war beschwichtigt, Anita aber sehr unruhig.

— Man hat die Börse gestohlen! rief sie ihm entgegen.

Nun dachte Garibaldi an die drei Sous die er noch in der Hand hatte.

Er selbst war der Dieb.

XIII.

Der Feldzug in der Lombardei.

Jezt wollen wir mit Hilfe eines Freundes von Garibaldi, des tapfern Obersten Medici, welchen man übrigens aus der Einfachheit seiner Worte beurtheilen kann, unsere Erzählung da wieder aufnehmen wo Garibaldi sie unterbrochen hat.

Sein Zug nach Sicilien würde uns zwingen mit seinen Memoiren hier innezuhalten, wenn Medici nicht die Fortsezung auf sich nähme.

Und wir gestehen es, diese Art von Garibaldi zu sprechen gefällt uns besser als ihn selbst von sich sprechen zu lassen.

In der That vergißt Garibaldi beim Erzählen unaufhörlich seinen eigenen Antheil an den Thaten die er preisgibt, um die Verdienste seiner Waffenbrüder desto besser hervorzuheben. Da wir uns nun speciell mit ihm selbst beschäftigen,

so kann ein Dritter ihn weit besser in sein wahres Licht stellen.

Wir lassen also den Obersten Medici den lombardischen Feldzug von 1848 erzählen.

* *
*

Ich reiste um die Mitte des Jahres 1846 von London nach Montevideo.

Weder ein politischer noch ein commercieller Grund rief mich nach Südamerica: ich ging meiner Gesundheit wegen hin.

Die Aerzte glaubten mich schwindsüchtig; aus Italien war ich meiner liberalen Gesinnungen wegen verbannt worden, und so entschloß ich mich zu einer Meerfahrt.

Ich kam sieben oder acht Monate nach dem Gefecht von Salto Sant-Antonio in Montevideo an. Der Ruf der italienischen Legion stand in seiner schönsten Blüthe. Garibaldi war damals der Held des Augenblicks. Ich machte seine Bekanntschaft, ersuchte ihn um Aufnahme in die Legion und er bewilligte meinen Wunsch.

Tags darauf trug ich die rothe Blouse mit den grünen Aufschlägen und sagte voll Stolz zu mir selbst:

— Ich bin Soldat Garibaldi's.

Bald wurde unser Verhältniß ein innigeres. Er schenkte mir seine Freundschaft, sein Vertrauen, und als seine Abreise beschlossen war, einen Mo-

nat bevor er Montevideo verließ, fuhr ich mit einem Paketboot nach Havre.

Ich hatte seine Instructionen; sie waren klar und bestimmt wie alle die Garibaldi gibt.

Ich war beauftragt nach Piemont und Toscana zu gehen und daselbst mehrere ausgezeichnete Männer aufzusuchen, unter andern Fenzi, Guerrazzi, Beluomini, den Sohn des Generals.

Ich hatte die Adresse Guerrazzi's, der sich in der Nähe von Pistoja versteckt hatte.

Mit Hülfe dieser mächtigen Bundesgenossen sollte ich den Aufstand organisiren; Garibaldi sollte bei seiner Landung bei Via-Reggio Alles zum Ausbruch bereit finden; wir sollten uns Lucca's bemächtigen und dahin marschiren wo die Hoffnung winkte.

Ich fuhr während des Aufstandes vom 15. Mai durch Paris; ich kam nach Italien, und nach Verfluß eines Monats hatte ich dreihundert Mann, bereit zu marschiren wohin ich sie führen würde, und wäre es in die Hölle.

Da vernahm ich daß Garibaldi in Nizza gelandet hatte.

Mein erstes Gefühl war tiefe Empfindlichkeit darüber daß er unsere Verabredungen so gänzlich vergessen.

Jetzt hörte ich daß Garibaldi von Nizza abgereist war und Auzani sterbend dort gelassen hatte.

Ich liebte Auzani sehr; Jedermann liebte ihn.

Ich eilte nach Nizza, Auzani lebte noch.

Ich ließ ihn nach Genua schaffen, wo er die

lezte Gastfreundschaft im Palast des Marquis Gavotto erhielt, in der Wohnung welche der Maler Gallino dort innehatte.

Ich sezte mich zu seinen Häupten fest und verließ ihn nicht mehr.

Mein Schmollen mit Garibaldi bekümmerte ihn mehr als es der Mühe werth war. Er sprach oft von ihm; eines Tags ergriff er meine Hand und sagte in einem prophetischen Ton der seine Inspiration in einer andern Welt zu haben schien:

— Medici, sei nicht streng gegen Garibaldi; er ist ein Mann dem der Himmel ein solches Geschick beschieden hat, daß man wohlthut ihn zu unterstüzen und ihm zu folgen. Die Zukunft Italiens beruht auf ihm; er ist ein Prädestinirter. Ich habe mich mehr als einmal mit ihm überworfen; aber fest überzeugt von seiner Sendung, bin ich immer zuerst wiedergekehrt.

Diese Worte bleiben mir, wie immer die lezten Worte eines Sterbenden uns bleiben, und haben mir seither sehr oft in den Ohren getönt.

Auzani war Philosoph und fragte wenig nach den materiellen Pflichten der Religion. Im Augenblick des Sterbens jedoch, als man ihn fragte ob er keinen Priester zu sehen wünsche, antworwortete er:

— Doch, laßt einen kommen.

Und als ich mich über diesen Act, den ich eine Schwäche nannte, verwunderte, sagte er:

— Lieber Freund, Italien erwartet in diesem

Augenblick viel von zwei Männern, von Pius IX. und von Garibaldi. Deßhalb darf man die Leute die mit Garibaldi zurückgekehrt sind nicht in den Geruch der Kezerei kommen lassen.

Darauf empfing er die Sacramente.

Seine letzten Worte lauteten:

— Vergiß meine Ermahnungen in Bezug auf Garibaldi nicht.

Damit verschied er.

Der Leichnam und die Papiere Anzani's wurden seinem Bruder, einem entschiedenen Anhänger der österreichischen Partei, übergeben.

Der Leichnam wurde nach Alzate, der Vaterstadt Anzani's, gebracht, und dem Sarge dieses Mannes, der sechs Monate früher in ganz Italien keinen Stein gefunden hätte wo er sein Haupt hinlegen konnte, folgte jezt ein Triumphgeleite.

Als man in Montevideo seinen Tod erfuhr, war es eine allgemeine Trauer in der Legion; man sang ihm ein Requiem, und der Legionsarzt, Doctor Bartolomeo Odicine, hielt eine Leichenrede.

Was Garibaldi betraf, so nannte er, um bei der Organisation der lombardischen Freiwilligen sein Andenken möglichst frisch zu erhalten, das erste Bataillon derselben nach Anzani.

Nach dem Tod dieses Freundes war ich nach Turin gereist.

Eines Tags führte mich der Zufall, als ich unter den Arcaden spazieren ging, gerade vor Garibaldi hin.

Bei seinem Anblick kam mir die Ermahnung

Auzani's ins Gedächtniß; sie wurde allerdings unterstüzt durch die innige und ehrerbietige Zärtlichkeit die ich gegen Garibaldi hegte.

Wir sanken einander in die Arme.

Dann, nachdem wir uns zärtlich geküßt, kam uns beiden die Erinnerung an das Vaterland zu gleicher Zeit wieder.

— Nun was wollen wir jezt thun? fragten wir einander.

— Ei, sagte ich, kommen Sie denn nicht von Roverbella? haben Sie denn nicht Carl Albert Ihren Degen angeboten?

Seine Lippen verzogen sich höhnisch.

— Diese Leute da, sagte er, sind nicht würdig daß Herzen wie die unsrigen sich ihnen unterwerfen; keine Personen, lieber Medici, Nichts als das Vaterland, immer das Vaterland!

Da er nicht geneigt schien mir Näheres über seine Besprechung mit Carl Albert mitzutheilen, so fragte ich ihn nicht weiter darüber.

Später vernahm ich daß König Carl Albert ihn mehr als kalt empfangen und ihn nach Turin gewiesen hatte um daselbst die Befehle seines Kriegsministers, Herrn Ricci, abzuwarten.

Herr Ricci hatte sich zu erinnern geruht daß Garibaldi seine Befehle erwartete; er hatte ihn kommen lassen und zu ihm gesagt:

— Ich rathe Ihnen sehr nach Venedig zu gehen; dort werden Sie das Commando über einige kleine Schiffe übernehmen und können als

Corsar den Venetianern sehr nüzlich sein. Ich glaube daß Ihr Plaz dort ist und nirgends anders.

Garibaldi gab Herrn Ricci keine Antwort; nur ging er nicht nach Venedig, sondern blieb in Turin.

So kam es daß ich ihm unter den Arcaden begegnete.

— Nun, was thun wir jezt? fragten wir einander von Neuem.

Mit Leuten vom Gepräge Garibaldi's sind Entschlüsse bald gefaßt.

Wir entschloßen uns nach Mailand zu gehen und reisten noch am selben Abend ab.

Der Augenblick war gut; man hatte eben die Nachricht von den ersten Unfällen der piemontesischen Armee erhalten.

Die provisorische Regierung gab Garibaldi den Generalstitel und ermächtigte ihn Bataillone lombardischer Freiwilligen zu organisiren.

Garibaldi und ich, unter seinen Befehlen, machten uns sogleich an die Arbeit.

Alsbald stieß ein Bataillon Freiwilliger aus Vicenza zu uns, das uns vollkommen organisirt aus Pavia zukam.

Dieß war ein Kern.

Garibaldi schuf das Bataillon Auzani, das er bald vollständig hatte.

Ich war beauftragt diese ganze Barricaden-jugend, die in fünf Tagen mit dreihundert Flinten und vier- oder fünfhundert Mann Radetzky

und seine 20000 Soldaten aus Mailand verjagt hatte, zu discipliniren.

Aber wir stießen auf dieselben Schwierigkeiten wie Garibaldi im Jahr 1850.

Diese Freiwilligencorps, welche den Geist der Revolution vertreten, machen den Regierungen immer bange.

Ein einziges Wort kann einen Begriff vom Geist der unsrigen geben.

Mazzini war der Fahnenträger und eine seiner Compagnien nannte sich die Compagnie Medici.

Das Erste was man that war also daß man uns Waffen verweigerte; ein bebrillter Herr der eine bedeutende Stelle im Ministerium einnahm, sagte ganz laut, dieß seien verlorne Waffen, und Garibaldi sei ein Haudegen, weiter Nichts.

Wir antworteten es sei gut; wir würden uns schon Waffen verschaffen, aber man möchte uns gefälligst Uniformen geben.

Man erwiderte es seien keine Uniformen vorhanden; dagegen öffnete man uns die Magazine wo österreichische, croatische und ungarische Kleider sich vorfanden.

Dieß war ein herzlich schlechter Wiz gegenüber von Leuten die gegen die Croaten, Ungarn und Oesterreicher in den Tod geführt zu werden verlangten.

Alle diese jungen Leute, die den ersten Häusern, zum Theil sogar Millionärsfamilien von Mailand angehörten, weigerten sich mit Entrüstung.

Gleichwohl mußte man sich entscheiden; man

konnte nicht theils im Frack theils im Rock fechten; wir nahmen die Leinwandkittel der österreichischen Soldaten und machten Blousen daraus.

Es war zum Todtlachen, wir sahen aus wie ein Regiment von Köchen; es hätte ein wohlgeübtes Auge dazu gehört um unter dieser groben Leinwand die goldene Jugend Mailands zu erkennen.

Während man die Kleider anmaß und fertigte, verschaffte man sich mit allen möglichen Mitteln Flinten und Munition.

Endlich nachdem wir einmal bewaffnet und gekleidet waren, brachen wir unter Absingung einer patriotischen Hymne nach Bergamo auf.

Was mich betraf, so hatte ich ungefähr 180 Leute, die, wie ich bereits gesagt habe, beinahe sämmtlich den ersten Familien Mailands angehörten, unter meinem Befehl.

In Bergamo kam Mazzini zu uns und nahm unter lebhaftem Zuruf seinen Plaz in unsern Reihen ein.

Hier vereinigte sich ein Regiment von Bergamasken, regelmäßigen Recruten der piemontesischen Armee, mit uns; es führte zwei Kanonen die der Nationalgarde gehörten.

Kaum waren wir angekommen, als ein Befehl des Mailänder Comite, bestehend aus Fanti, Maestri und Restelli, uns zurückrief.

Wir sollten in Eilmärschen wiederkehren.

Wir gehorchten und begannen unsere Rückkehr nach Mailand.

Aber schon in Monza vernahmen wir daß Maiiland capitulirt hatte und daß ein österreichisches Reitercorps zu unserer Verfolgung detachirt war.

Garibaldi befahl sogleich den Rückzug auf Como; unser Spiel war so nahe als möglich an die Schweizergrenzen zu rücken.

Garibaldi schickte mich zum Nachtrab um den Rückzug zu decken.

Wir waren sehr ermüdet von dem Eilmarsch den wir so eben gemacht hatten. Wir hatten nicht Zeit gehabt in Monza zu essen, und nun sanken wir vor Hunger und Erschöpfung um; unsere Leute zogen sich in Unordnung und gänzlich demoralisirt zurück.

Die Folge dieser Demoralisation war daß bei unserer Ankunft in Como die Desertion unter uns einriß.

Von fünftausend Mann die Garibaldi hatte, traten viertausend zweihundert in die Schweiz über; wir blieben mit achthundert.

Garibaldi nahm, wie wenn er noch immer seine fünftausend Mann hätte, mit seiner gewöhnlichen Ruhe in Camerlata, dem Vereinigungspunkt mehrerer Straßen, vorwärts von Como, Position.

Hier pflanzte er seine zwei Geschüze als Batterie auf und schickte Curiere an Manara, an Griffini, an Durando, an Apice, kurz an alle Freiwilligenchefs in der obern Lombardei, sie sollten sich in den festen Stellungen die sie

innehaben, und die um so sicherer und leichter bis zum lezten Augenblick haltbar seien als sie sich an die Schweiz anlehnen, mit ihm ins Einvernehmen sezen.

Die Aufforderung blieb erfolglos.

Nun zog sich Garibaldi von Camerlata nach demselben San Fermo zurück, wo wir 1859 die Oesterreicher so vollständig schlugen.

Aber ehe wir auf dem Marktplaz Position nahmen, ließ er uns antreten und haranguirte uns.

Garibaldi's Ansprachen sind lebhaft, pittoresk, hinreißend, sie haben die wahre Beredsamkeit des Soldaten. Er sagte, wir müssen den Krieg als Parteigänger, bandenweise fortsezen; dieser Krieg sei der schönste und ungefährlichste, man müsse nur Vertrauen zu dem Führer haben und sich auf seine Gefährten stüzen.

Troz dieser warmen Anrede fanden in der Nacht neue Desertionen statt, und Tags darauf war unsere Schaar auf vier- oder fünfhundert Mann zusammengeschmolzen.

Nun beschließt Garibaldi zu seinem großen Bedauern nach Piemont zurückzukehren; aber im Augenblick wo er über die Gränze ziehen will überfällt ihn die Scham; er macht in Castelletto am Tessin Halt, er befiehlt mir die Umgegend zu durchstreifen und so viel wie möglich Deserteure zurückzubringen. Ich gehe nach Lugano und bringe dreihundert Mann zurück; wir zählen uns,

wir sind 750. Garibaldi findet die Anzahl genügend um gegen die Oesterreicher zu marschiren.

Am 12. August erläßt er seine berühmte Proclamation, worin er erklärt daß Carl Albert ein Verräther sei, daß die Italiener sich nicht mehr auf ihn verlassen können und dürfen, und daß jeder Patriot es für seine Pflicht halten müsse den Krieg für eigene Rechnung zu führen.

Nachdem diese Proclamation in einem Augenblick erlassen worden wo man von allen Seiten zum Rückzug bläst, marschiren wir allein vorwärts, und Garibaldi macht mit seinen 750 Mann eine offensive Bewegung gegen die österreichische Armee.

Wir marschiren auf Arona; dort bemächtigen wir uns zweier Dampfboote und etlicher kleinen Schiffe.

Wir beginnen die Einschiffung; sie währt bis zum Abend, und am folgenden Morgenbei Tagesanbruch kommen wir nach Luino.

Garibaldi war krank; er hatte ein Wechselfieber dessen Anfälle er vergebens zu bekämpfen versuchte.

In einem dieser Anfälle ging er ins Wirthshaus zur Schnepfe, ein vereinzeltes Haus vor Luino, vom Dorfe durch einen kleinen überbrückten Bach getrennt, und ließ mich rufen.

— Medici, sagte er, ich bedarf durchaus zwei Stunden Ruhe; übernimm meine Stelle und wache über uns.

Das Wirthshaus zur Schnepfe war schlecht

gewählt für einen Kranken der ruhig schlafen wollte. Es war das erste Haus das vom Feind angegriffen werden mußte, wenn er in die Gegend kam.

Wir hatten keine Nachricht von den Oesterreichern; wir wußten nicht waren wir zehn Stunden oder einige Kilometer von ihnen entfernt. Nichtsdestoweniger sagte ich zu Garibaldi er solle ruhig schlafen; ich werde meine Vorsichtsmaßregeln treffen damit er nicht gestört werde.

Mit diesem Versprechen ging ich: die Flinten standen in Pyramiden auf der andern Seite der Brücke, unsere Leute lagerten zwischen der Brücke und Luino.

Ich stellte Schildwachen vor das Wirthshaus und schickte Bauern ab um die Gegend auszukundschaften.

Nach einer halben Stunde kamen meine Streifer ganz entsezt zurück und riefen:

— Die Oestreicher! die Oestreicher!

Ich stürzte mich in Garibaldi's Zimmer und rief gleichfalls:

— Die Oestreicher!

Garibaldi befand sich eben in einem heftigen Fieberanfall; er sprang aus dem Bett und befahl mir den Apell schlagen und unsere Leute zusammenkommen zu lassen; von seinem Fenster aus würde er Alles übersehen und zu uns kommen wenn es Zeit wäre.

In der That war er nach zehn Minuten mitten unter uns.

Er theilte unser Häuflein in zwei Colonnen; die eine sollte den Weg versperren und den Oesterreichern Stand halten; die andere nahm eine Flankenposition damit man uns nicht umging, und sie konnte sogar angreifen.

Bald erschienen die Oesterreicher auf der Hauptstraße; wir schäzten sie auf 1000 bis 1200 Mann; sie bemächtigten sich sogleich der Schnepfe.

Garibaldi ertheilte alsbald der Colonne welche die Hauptstraße versperrte Befehl zum Angriff; sie bestand aus 400 Mann und griff entschlossen 1200 an.

Es ist Garibaldis Gewohnheit niemals weder die Feinde noch seine eigenen Leute zu zählen; man steht dem Feind gegenüber, also muß man den Feind angreifen.

Man muß gestehen daß diese Tactik ihm beinahe immer glückt.

Da inzwischen die Oesterreicher Stand hielten, so fand Garibaldi daß es nöthig wurde seine ganze Streitmacht ins Treffen zu führen; er rief die Flankencolonne, erneuerte den Angriff, und dießmal erreichte er seinen Zweck.

Ich hatte vor mir eine Mauer über die ich mit meiner Compagnie hinwegkletterte; ich befand mich im Garten; die Oesterreicher feuerten durch alle Oeffnungen des Wirthshauses.

Aber wir stürzten uns mitten in die Kugeln, griffen mit dem Bajonet an, und durch all diese Oeffnungen die kaum vorher noch Feuer gespieen drangen wir jezt ein.

Die Oesterreicher zogen sich in vollständiger Unordnung zurück.

Garibaldi hatte den Angriff zu Pferd, vorwärts von der Brücke, fünfzig Schritte vom Wirthshaus, mitten im Feuer geleitet; es war ein Wunder daß er, der gleich einer Scheibe dem feindlichen Feuer ausgesezt war, von keiner Kugel getroffen wurde.

Sobald er den Feind auf der Flucht sah, rief er mir zu ich solle ihn mit meiner Compagnie verfolgen; die Desertion hatte sie auf hundert Mann herabgebracht, und mit diesen hundert Mann begann ich auf eilfhundert Jagd zu machen.

Es war kein großes Verdienst dabei; die Oesterreicher schienen von einer wahren Panik ergriffen zu sein, sie warfen Flinten, Tornister nebst Patrontaschen weg und liefen bis nach Varese.

Sie ließen in der Schnepfe etwa hundert Todte und Verwundete; in unsern Händen etwa achtzig Gefangene.

Ich hörte sie hätten in Germiniada Halt gemacht; aber als ich dahin zurückkehrte, waren sie bereits aufgebrochen. Ich suchte ihre Spuren; aber so schnell ich laufen mochte, so konnte ich sie nicht erreichen.

Während der Nacht kam die Nachricht daß ein zweites österreichisches Corps, bedeutender als das erste, gegen uns marschire. Garibaldi befahl mir in Germiniada Stand zu halten; ich ließ augenblicklich Barricaden bauen und die Häuser mit Schießscharten versehen.

Wir hatten in dieser Art von Befestigung eine solche Uebung erlangt, daß wir kaum eine Stunde brauchten um das elendeste Nest so herzurichten daß es eine Belagerung aushalten konnte.

Die Nachricht war falsch.

Garibaldi schickte zwei oder drei Compagnien in verschiedenen Richtungen ab; dann als sie zurückkamen, sammelte er seine ganze Mannschaft und gab Befehl nach Guerla zu marschiren, und von da nach Varese, wo er im Triumph aufgenommen wurde.

Wir rückten geradezu gegen Radetzky vor.

In Varese besezten wir die Höhe von Buimo di Sopra, welche Varese beherrscht und unsern Rückzug sicherte.

Da ließ Garibaldi einen österreichischen Spion erschießen.

Dieser Spion sollte drei starken österreichischen Colonnen die gegen uns heranrückten Aufschlüsse über unsere Stärke geben.

Die eine marschirte auf Como, die andere auf Varese, die dritte trennte sich von den beiden andern und zog gegen Luino.

Es war klar daß die Oesterreicher den Plan hatten sich zwischen Garibaldi und Lugano zu stellen und ihm jeden Rückzug sowohl nach Piemont als nach der Schweiz abzuschneiden.

Wir brachen nun von Buimo nach Arcisate auf.

Dort detachirte Garibaldi mich mit meiner

Compagnie, die fortwährend den Vortrab bildete, nach Viggia.

Als ich mit meinen hundert Mann dort ankam, erhielt ich Befehl unverzüglich gegen die Oesterreicher aufzubrechen. Die erste Colonne von welcher ich Kenntniß erhielt war die Division d'Aspre, fünftausend Mann stark.

Es war dieß derselbe General d'Aspre der später die Mezeleien von Livorno anrichtete.

In Folge des erhaltenen Befehls bereitete ich mich zum Kampfe vor, und um ihn in der bestmöglichen Stellung zu bestehen, bemächtigte ich mich der drei kleinen Dörfer die ein Dreieck bilden.

Sie heißen Cazone, Ligurno und Rodero und beherrschen alle Straßen die von Como her kommen.

Hinter diesen Dörfern befand sich eine starke Position, San Masseo, ein unerstürmbarer Fels welchen ich gewissermaßen nur hinunterzurutschen brauchte um in die Schweiz d. h. in neutrales Land zu kommen.

Ich hatte meine hundert Mann in drei Haufen getheilt, von denen Jeder ein Dorf besezt hielt. Ich selbst war in Ligurno.

Ich war bei Nacht mit vierzig Mann dort angekommen und hatte mich so gut wie möglich befestigt.

Bei Tagesanbruch griffen die Oesterreicher mich an.

Sie hatten sich zuvor Rodero's bemächtigt

welches sie leer angetroffen; seine Garnison hatte sich während der Nacht in die Schweiz zurückgezogen; ich besaß noch acht und sechzig Mann.

Ich rief die dreißig Mann die ich in Cazzone hatte zurück und marschirte im Sturmschritt nach San Masseo; dort konnte ich Stand halten.

Kaum hatte ich mich festgesezt, so wurde ich angegriffen; die Oesterreicher beschoßen uns von Rodero aus mit Kanonenkugeln und Concrevschen Raketen.

Ich warf meine Blicke rings umher; der Fuß des Berges war vollständig von Reiterei umzingelt.

Nichtsdestoweniger beschloßen wir uns kräftig zu vertheidigen.

Die Oesterreicher stürmten den Berg heran; das Schießen begann. Unglücklicher Weise hatten wir nur zwanzig Patronen jeder, und unsere Flinten waren mehr als mittelmäßig.

Beim Lärm unserer Fusillade bedeckten sich die angrenzenden Schweizerberge mit Neugierigen. Fünf oder sechs Tessiner die ihre Carabiner bei sich hatten konnten es nicht mehr aushalten; sie kamen zu uns herüber und feuerten als Liebhaber mit.

Ich behauptete meine Stellung und hielt den Kampf aufrecht bis meine Leute ihre lezten Patronen verschossen hatten.

Ich hoffte immer Garibaldi würde die Kanonen der Oesterreicher hören und nach dem Feuer zu kommen, aber Garibaldi hatte etwas Anderes

zu thun als uns beizuspringen; er hatte gehört daß die Oesterreicher gegen Luino heranrückten, und nun marschirte er ihnen entgegen.

Als alle meine Patronen verschossen waren, glaubte ich es sei Zeit an den Rückzug zu denken. Geleitet von unsern Tessinern, nahmen wir über die Felsen hin einen Weg der nur den Landeskindern bekannt ist.

Eine Stunde später befanden wir uns in der Schweiz.

Ich zog mich mit meinen Leuten in ein Wäldchen zurück; die Einwohner liehen uns Kisten worin wir unsere Flinten verbargen um sie bei nächster Gelegenheit wieder zu holen.

Wir hatten acht und sechzig Mann stark über vier Stunden gegen Fünftausend Stand gehalten.

Der General d'Aspre ließ in alle Zeitungen rücken, er habe ein hartnäckiges Gefecht gegen Garibaldi's Armee bestanden und derselben eine vollständige Niederlage beigebracht.

Nur die Oesterreicher können solche Späße machen.

XIV.

Der lombardische Feldzug.

Fortsetzung.

Garibaldi marschirte, wie ich gesagt habe, auf Luino; aber bevor er dort ankam, erhielt er die Nachricht daß Luino bereits von den Oesterreichern besezt sei, und daß die Colonne d'Aspre

nach dem großen Siege über uns sich Arcisate's bemächtigt habe.

Garibaldi's Rückzug auf die Schweiz wurde dadurch sehr schwierig. Er beschloß also geradeswegs auf Morazzone, eine sehr feste und folglich sehr vortheilhafte Stellung, zu marschiren.

Ohnehin hatte der Kanonendonner den er gehört ihm den Mund wässern gemacht.

Kaum hatte er sich gelagert, so sah er sich vollständig von fünftausend Oesterreichern umzingelt.

Er hatte fünfhundert Mann bei sich.

Mit diesen fünfhundert Mann hielt er einen ganzen Tag lang den Angriff der fünftausend Oesterreicher aus.

Als die Nacht kam, bildete er seine Mannschaft zu geschlossenen Colonnen und ging mit dem Bajonet auf den Feind los.

Begünstigt von der Dunkelheit, machte er eine blutige Oeffnung und befand sich wieder auf freiem Feld.

Eine Stunde von Morazzone verabschiedete er seine Leute, beschied sie nach Lugano und brach zu Fuß mit einem als Bauer verkleideten Führer nach der Schweiz auf.

Eines Morgens erfuhr ich in Lugano, Garibaldi, von dem man gesagt hatte er sei bei Morazzone getödtet oder gefangen worden, sei in einem benachbarten Dorf angekommen.

Da kamen die prophetischen Worte Auzani's mir ins Gedächtniß zurück.

Ich eilte zu ihm und fand ihn todmüde, wie gerädert, kaum der Sprache mächtig, in seinem Bette. Er hatte soeben einen Marsch von sechzehn Stunden gemacht und war den Oesterreichern durch ein Wunder entkommen.

Seine erste Frage, als er mich erblickte, war:

— Hast du deine Compagnie bereit?

— Ja, antwortete ich.

— Nun wohl, so laß mich heute Nacht schlafen; morgen wollen wir unsere Leute sammeln und wieder anfangen.

Ich mußte lachen; voraussichtlich mußte er am folgenden Tage so steif sein, daß er kein Bein rühren konnte.

Am folgenden Tag war Garibaldi zu meinem großen Erstaunen wieder auf den Füßen; bei diesem Manne sind Seele und Körper gleich, beide von Erz.

Aber es gab nichts mehr zu thun; Garibaldi's lombardischer Feldzug war zu Ende.

Er ging nach Piemont zurück und kam wieder nach Genua.

Dort überbrachte ihm eine sicilianische Deputation Vorschläge.

Man ersuchte ihn nach Sicilien zu kommen und daselbst die Sache der Revolution zu unterstützen.

Er erklärte sich anfangs bereit und kam mit dreihundert Mann nach Livorno. Aber als er dort die Vorfälle in Rom erfuhr, gab er seine sicilische Expedition auf und zog nach Rom.

Dort werden wir ihn bald wiederfinden.

Ich meinerseits war mit meiner Compagnie, die nach Beiziehung einiger Deserteure achtzig Mann zählte, in Lugano geblieben und hatte Erlaubniß erhalten, mich dort mit ihnen im Depot aufzuhalten.

Unsere Waffen waren noch immer versteckt, so daß wir sie jeden Augenblick holen konnten.

Während dieser kurzen Ruhe organisirten wir, um unsere Zeit nicht zu verlieren, einen Aufstand in der Lombardei.

Der Bundesrath bekam Wind davon und ließ den Canton Tessin durch die eidgenössischen Contingente besezen.

Nun beschloß man mich zu interniren.

Ich wurde mit zweihundert Mann, die zum größten Theil unter Garibaldi, zum andern Theil mit mir gedient hatten, nach Bellinzona geschickt, wo man uns, als gefährlich und zu einer Grenzverlezung wohl fähig, in einer Caserne bewachte.

Der Plan nahm nichtsdestoweniger seinen Fortgang.

Die Generale Ascioni und Apice sollten von Lugano aufbrechen und durch das Intelvi-Thal nach Como marschiren.

Ich meinerseits sollte von Bellinzona aufbrechen, über die San Joriopassage, eine der höchsten und schwierigsten an der Grenze, an den Comersee hinabkommen und dort die Einwohner zu den Waffen rufen.

Hierauf sollte ich mit meiner Schaar zu den

beiden Generalen stoßen. Da wir genau beobachtet wurden, so war die Sache ziemlich schwer auszuführen.

Auf einer Anhöhe welche Bellinzona beherrscht, stehen die Ruinen eines alten Schlosses das früher den Visconti gehörte.

Hier hatte ich unsere Waffen und die Munition die ich mir nachher hatte verschaffen können aufbewahren lassen.

Ich hatte im Ganzen zweihundert fünfzig Mann. Ich theilte sie in acht oder zehn Banden, die sich auf verschiedenen Wegen und ohne die Aufmerksamkeit der Truppen auf sich zu ziehen im Schloß einfinden sollten.

Gegen alle Erwartung glückte die Sache vollkommen.

Jeder erschien auf dem Plaz ohne auf ein Hinderniß gestoßen zu sein; ich bewaffnete meine ganze Mannschaft und war bereit nach dem Gebirge aufzubrechen, d. h. über die Grenze zu ziehen.

Auf einmal hörte ich Generalmarsch schlagen; die Truppen trafen Anstalten mich zu verfolgen.

Nun aber hatten die Einwohner mich sehr lieb gewonnen; sie erhoben sich zu meinen Gunsten und drohten sogar Sturm zu läuten und Barricaden zu bauen wenn das Trommeln nicht aufhöre.

Von dieser Sorge entlastet, gab ich meinen Leuten Befehl sich auf den Marsch zu begeben;

es war Ende Octobers, der Nordwind blies und stellte uns eine Sturmnacht in Aussicht.

Wir marschirten die ganze Nacht gegen den Wind und hatten beständig den Schnee im Gesichte. Der Tag kam und wir marschirten den ganzen Tag; wir mußten über den schneebedeckten Gipfel des Jorio hinweg; der Winter hatte die Wege unbrauchbar gemacht; gleichwohl kamen wir hinüber, stampften aber beinahe immer bis über die Kniee, oft sogar bis an die Achselhöhlen, im Schnee.

Nach unsäglichen Mühen kamen wir auf dem Gipfel an; dort aber erwartete uns ein noch furchtbarerer Feind als alle die wir bis jezt überwunden hatten, nämlich der Sturm.

In einem Augenblick waren wir gänzlich geblendet und sahen keine zehn Schritte mehr um uns her.

Jezt sagte ich zu meinen Leuten sie sollten sich fest an einander schließen, in einer einzigen Reihe marschiren und mir so rasch als möglich folgen. Drei bleiben zurück, sie fallen um sich nicht wieder zu erheben, sie werden unter dem Schnee begraben und schlafen auf dem Gipfel des Jorio.

Ich ging voran, ohne einen gebahnten Weg zu haben, ohne zu wissen wohin ich kam, im Vertrauen auf unser gutes Glück; aber auf einmal halte ich an; der Fels weicht unter meinen Füßen, noch ein Schritt und ich stürze in den Abgrund.

Ich ließ Halt machen und befahl Jeder solle an seinem Plaz bleiben bis es Tag würde.

Nun suchte ich allein mit einem Führer die ganze Nacht durch nach einem Weg; jeden Augenblick wich der Boden oder vielmehr der Schnee unter uns, jeden Augenblick glitten wir aus. Es ist ein Wunder daß nicht der eine oder andere von uns beiden versank oder sonst im Fallen umkam.

Endlich bei Tagesanbruch gelangten wir in die Nähe etlicher verlassener Hütten. Da sie indeß wenigstens einigen Schuz boten, so wollte ich zu meinen Leuten zurückkehren.

Aber nun versagten mir die Kräfte und ich sank todmüde und steif vor Kälte zusammen.

Mein Führer trug mich in eine der Hütten; es gelang ihm Feuer zu machen und mich wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Inzwischen wollte das Glück daß meine Leute denselben Weg wie ich einschlugen und zwei Stunden später mich eingeholt hatten.

Wir brachen von Neuem auf und gingen bei Gravedona an den Comersee hinab.

Dort machte ich einen halben Tag Halt und marschirte dann weiter, um zu den beiden Generalen zu gelangen mit denen ich ein Zusammentreffen verabredet, und die während meines Marsches einen Aufstand hatten erregen sollen.

Aber die beiden Generale hatten die Oesterreicher nicht geschlagen, sondern sich von ihnen schlagen lassen, und ich war nahe daran mit dem

Kopf an die Division Wohlgemuth anzurennen, die bereits das Intelvithal besezt hielt, und an Dampfschiffe die voll von Oesterreichern waren.

Nun schlug ich einen Querweg ein, zog ins Menaggiothal und besezte am äußersten Ende desselben Portezzo am Luganersee; für meinen Rückzug behielt ich mir das Cavarniathal vor, das an die Schweizergrenze stieß.

Die Stellung war prächtig; ich stand in Verbindung mit Lugano, von wo ich Leute und Munition erhalten konnte; aber Niemand erschien bei mir und ich wartete acht Tage vergebens.

Da concentrirten die Oesterreicher ihre Truppen und marschirten auf Portezzo. Ich zog mich ins Cavarniathal zurück und machte auf dem San-Lucio, einem Grenzberg zwischen der Schweiz und der Lombardei, Halt. Im Fall ich angegriffen wurde, gedachte ich wieder das Gleiche zu thun wie bei San Masseo.

Aber es wurden bloß einige Flintenschüsse gewechselt.

Zwei von meinen Leuten starben an ihren Wunden.

Es war Nichts zu machen; alle Uebergänge waren mit Schnee bedeckt; der Winter wurde immer grimmiger; ich kehrte in die Schweiz zurück, verbarg meine Flinte und dann mich selbst.

Unglücklicherweise war ich schwerer zu verbergen als eine Flinte, und da ich schwer compromittirt war, so handelte es sich bei mir nicht mehr um ein bloses Interniren, sondern um Ein-

sperrung; falls ich verhaftet wurde, mußte ich mich glücklich schäzen wenn die Schweizerbehörden mich nicht an die Oesterreicher auslieferten.

Ich beschloß daher alles Mögliche zu thun um nach Piemont zurückzugelangen.

Man lieh mir einen Wagen um aus Lugano zu kommen, von da wollte ich nach Magadino, dann nach Genua und von dort Gott weiß wohin.

Ich fuhr also durch Lugano als ein Holzwagen mir die Straße versperrte. Ich mußte voll Ingrimm warten bis er abgeladen hatte, aber da kam der Commandant des eidgenössischen Bataillons vorbei; er erkannte mich, rief die Wache und ließ mich verhaften.

Man führte mich ins Gefängniß; dieß war das Geringste was ich erwarten mußte.

Inzwischen ging es doch besser als ich hoffte. Da die angesehensten Einwohner Lugano's sämmtlich meine Freunde waren, so erwirkten sie daß ich nach der sardinischen Grenze gebracht wurde.

Ich fuhr rasch durch Piemont; Toscana hatte sich als Republik erklärt; ich schiffte mich in Genua nach Florenz ein; in Livorno meldete uns ein Telegramm daß der Großherzog durch Vorschüzung einer Krankheit Montanelli getäuscht hatte und über Siena nach Porto-Ferrajo entflohen war.

Alsbald befahl Guerrazzi der Nationalgarde von Livorno sich einzuschiffen, den Großherzog zu verfolgen und ihn festzunehmen.

Als er aber diesen Befehl unterzeichnete, meldete man ihm ich sei in Livorno angekommen.

— Bieten Sie ihm das Commando der Expedition an, sagte Guerrazzi, und bestimmen Sie ihn zur Annahme.

Begreiflicher Weise brauchte man mich nicht lange zu bitten; ich stellte mich unverzüglich der provisorischen Regierung zu Befehl.

Wir bestiegen den Giglio und segelten nach der Insel Elba. Kaum waren wir auf der See als man eine Dampffregatte signalisirte. War sie französisch, englisch, österreichisch? Wir wußten Nichts; aber die Klugheit verbot allzunahe zu kommen.

Ich ließ also den Giglio einen Umweg machen, und statt direct in Livorno zu landen, landete ich im Golfo di Campo, fuhr durch die Insel und kam nach Porto Ferrajo.

Man hatte den Großherzog nicht gesehen.

Die Expedition war zu Ende.

Jezt kehrte ich nach Florenz zurück und reorganisirte dort ungehindert die Trümmer meiner Colonne die ich mit neuen Freiwilligen verstärkte, denn Alles was nach Florenz geflohen war wollte mit mir kommen.

Während meines Aufenthalts in Florenz wurden zwei Reactionsversuche gemacht die ich niederdrückte.

Eines Morgens verbreitete sich das Gerücht, die Oesterreicher seien von der modenesischen Grenze her im Anzug; ich eilte mit meinen Leuten hin.

Es war Nichts.

Ein dritter Reactionsversuch glückte; die Regierung des Großherzogs wurde wieder hergestellt, und ich mußte, da ich den Auftrag übernommen hatte ihn zu verhaften, natürlich jezt abziehen.

Außer meiner Legion befand sich in Florenz eine vollkommen organisirte polnische Legion; ich erließ eine Aufforderung an sie und sie folgte mir.

Ich zog über die Apenninen und kam nach Bologna.

Dort wurde ich von der republicanischen Regierung schlecht empfangen, da sie mich für einen Deserteur hielt.

Der General Mezzacapo bildete in Bologna eine Division die Rom zu Hilfe ziehen sollte. Er mustert uns, überzeugt sich daß wir keine Deserteure sind, und macht uns zu seinem Vortrab.

Wir zogen über Foligno, Narni und Civita Castellana. Dort lehnten wir uns an das Sabinergebirge um den Franzosen auszuweichen.

Wir zogen durch die Porta San Giovanni in Rom ein.

Sagen wir jezt wie es dort aussah.

XV.

Rom.

Am Morgen des 24. April war der Vortrab der französischen Division vor dem Hafen von Civita-Vecchia angekommen, und ein Adjutant des Generals Oudinot war ans Land gestiegen um mit dem Präfecten der römischen Republik, Manucci, zu parlamentiren. Er sagte zu ihm, der Zweck der französischen Intervention sei die moralischen und materiellen Interessen der römischen Bevölkerung zu schüzen; Frankreich hasse die Anarchie und den Despotismus gleich sehr und wolle Italien eine vernünftige Freiheit sichern; es hoffe beim römischen Volke die alte Sympathie zu finden die es früher mit dem französischen Volke verknüpft habe; inzwischen aber sei, da die Flotte nicht ohne Gefahr auf dem Meere bleiben könne, eine schleunige Landungserlaubniß nothwendig; sollte diese verweigert werden, so würde sich der französische General zu seinem großen Bedauern genöthigt sehen Gewalt zu brauchen. Ueberdieß müsse er der Stadt Civita-Vecchia erklären daß man ihr, wenn ein einziger Schuß fiele, eine Million Kriegssteuer auferlegen würde.

Und während der General Oudinot diese Sprache führte, entwaffnete er, ohne die Antwort der römischen Regierung abzuwarten, an welche Manucci berichten wollte, das Bataillon Metara, besezte das Fort, schloß die städtische Druckerei,

stellte eine Schildwache davor und verwehrte die Landung eines Corps von fünfhundert Lombarden.

Diese fünfhundert Lombarden waren ein Versaglieribataillon, commandirt von Manara, der, aus seinem Vaterland vertrieben, von Piemont zurückgestoßen, in Rom ein Grab verlangte.

Es bestand aus der lombardischen Aristocratie und wollte sich mit den Vertheidigern der Republik vereinigen.

Dandolo gesteht es selbst in seinem Buch: Freiwillige und Versaglieri; es geschah nicht aus Sympathie für ihre Sache, sondern weil es nicht mehr wußte an welchem andern Orte der Welt es eine Zuflucht suchen sollte.

Die Versaglieri waren zwei Tage nach dem General Oudinot angekommen; der General war es jezt der die Landungserlaubniß ertheilte die er für sich selbst hatte entbehren können.

Dandolo, ein Nachkomme des Dogen, gleich dem Geschichtschreiber, dem Sohn des berühmten Siegers von Constantinopel, den Namen Heinrich führend, landete zweimal um vom General diese Erlaubniß zu erlangen; sie wurde ihm nicht bloß brutal verweigert, sondern man ertheilte ihm auch den bestimmten Befehl wieder umzukehren.

Als er Manara die Antwort hinterbrachte, stieg dieser gleichfalls ans Land, um zu sehen ob er glücklicher sein würde als sein Adjutant.

Aber nein.

— Sie sind Lombarde? fragte ihn der General.

— Allerdings, antwortete Manara.

— Ei nun, versezte der General, wie kommt es daß Sie als Lombarde sich in die römischen Angelegenheiten mischen?

— Sie mischen sich ja auch hinein und sind doch Franzose, antwortete Manara.

Damit kehrte er dem General den Rücken und ging an Bord zurück.

Aber als man dort erfuhr daß der französische General die Landung verwehrte, da erreichte die Erbitterung den höchsten Grad.

Man hatte seit der Abfahrt von Genua viel von dem schlimmen Meer und von der Aufeinanderpfropfung zu leiden gehabt. Bersaglieri und Freiwillige wollten ins Wasser springen und ans Ufer schwimmen, was auch daraus entstehen mochte.

Als Manara seine Leute fest zu diesem äußersten Mittel entschlossen sah, verfügte er sich abermals zu General Oudinot und sezte es durch dringende Vorstellungen durch daß das Bataillon in Porto d'Anzio landen durfte.

Der französische General verlangte Anfangs, Manara solle von Rom fern bleiben und sich gänzlich neutral halten, bis zum 4. Mai, wo Alles beendigt sein würde.

Aber Manara weigerte sich.

— General, antwortete er, ich bin bloß Major im Dienste der römischen Republik; ich stehe

unter dem Minister und meinem General. Folglich kann ich eine solche Verpflichtung nicht übernehmen.

Jezt glaubte Manucci im Namen des Kriegsministers auf die Bedingungen des Generals Oudinot eingehen zu müssen, und in Folge dieses Versprechens durften die lombardischen Freiwilligen und Bersaglieri am 27. in Porto d'Anzio landen. Sie zogen am 28. nach Albano und bivouakirten in der römischen Campagna.

Während der Nacht ließ der Kriegsminister, General Joseph Avanzone, ob er nun die von Manucci im Namen Manaras übernommenen Verpflichtungen nicht kannte oder ob er sich nicht darum bekümmerte, den Bersaglieri den Befehl zukommen augenblicklich nach Rom zu marschiren.

Am Morgen des 29. hielten sie unter dem Freudengeschrei einer unzähligen Menschenmenge ihren Einzug daselbst.

Bei der Nachricht von der Ankunft der Franzosen in Civita-Vecchia hatte die römische Versammlung sich permanent erklärt.

Jezt wurde die wichtige Frage aufgeworfen:

Soll man den Franzosen die Thore öffnen oder soll man der Gewalt Gewalt entgegenstellen?

Der Triumvir Armellini und viele Andere waren der Ansicht man solle die Franzosen als Freunde empfangen.

Mazzini, Cernuschi, Sterbini und die Mehrheit verlangten man solle sich kräftig und bis auf's Aeußerste vertheidigen.

Man müsse vor allen Dingen die Ehre retten, sagten sie.

Die Versammlung bedachte sich nicht lange: am 26. April Nachmittags 2 Uhr wurde unter dem Jubel der ganzen römischen Bevölkerung folgendes Decret beschlossen:

„Im Namen Gottes und des Volkes,

„Die Versammlung, nach der vom Triumvir empfangenen Mittheilung, legt die Ehre der Republik und den Auftrag Gewalt mit Gewalt zu vertreiben in seine Hände."

Nachdem der Widerstand beschlossen war, wurde Cernuschi, welcher die Barricaden von Mailand erbaut hatte, zum Inspector der Barricaden von Rom gemacht: die Höhen wurden mit Kanonen besezt und das Volk tummelte sich in banger Erwartung eines großen Ereignisses.

Da erschien der Mann der Vorsehung.

Auf einmal erscholl in den Straßen Roms ein lautes Geschrei:

— Garibaldi! Garibaldi!

Eine unermeßliche Volksmenge zog vor ihm her, warf die Hüte in die Luft, schwenkte die Taschentücher und rief:

— Da ist er! Da ist er!

Es wäre unmöglich die Begeisterung zu beschreiben die sich bei seinem Anblick der Bevölkerung bemächtigte; man hätte glauben sollen der Schutzgott der Republik komme zur Vertheidigung Roms herbei; der Muth des Volkes wuchs mit seinem Vertrauen, und es war als hätte die Ver-

sammlung nicht bloß die Vertheidigung, sondern auch den Sieg decretirt.

Einige Zeilen aus der Geschichte der römischen Revolution von Biagio Miraglia können einen Begriff von dieser Begeisterung geben.

„Dieser geheimnißvolle Siegesheld, umgeben von einem so glänzenden Strahlenschein des Ruhmes, der, den Erörterungen der Versammlung fremd und damit unbekannt, am Vorabend des Angriffes auf die Republik nach Rom kam, war in den Augen des römischen Volkes der einzige Mann der das Widerstandsdecret aufrecht zu halten vermochte.

„Darum drängte sich das Volk unverzüglich schaarenweise um den Mann der die Bedürfnisse des Augenblicks personificirte und die Hoffnung Aller war."

So gab das öffentliche Bedürfniß Garibaldi seinen Generalstitel zurück, der ihm im lezten Krieg selbst von denjenigen für die er focht streitig gemacht wurde.

* * *

Hier folgen einige Details welche Garibaldi selbst bei der Dringlichkeit seines Zuges nach Sicilien uns nicht geben konnte; aber wir besizen sie von seinem Freunde Vecchi, dem Geschichtschreiber des Kriegs von 1848, dem Mitglied der römischen Constituirenden, dem Soldaten vom 30. April sowie vom 3. und 30. Juni, endlich

dem Manne bei welchem Garibaldi seinen lezten Monat in Genua zugebracht und von dessen Hause aus er sich eingeschifft hatte.

Wir lassen Herrn Vecchi sprechen oder wir geben vielmehr seine Originalaufzeichnungen.

Herr Vecchi spricht ebenso rein französisch wie italienisch.

* *
*

Der Tod Rossi's und die Flucht des Papstes trafen Garibaldi in Ravenna, wo er eine starke Legion von Freiwilligen angeworben hatte.

Er beschloß allein nach Rom zu gehen und sich mit der provisorischen Regierung zu verständigen, deren Factotum Sterbini war; aber man gab ihm zu verstehen daß seine Anwesenheit in Rom eben so gefährlich sein würde als die Cantonirung seiner Legionäre in den Delegationen; und so erhielt er Befehl sich in Macerata einzucaserniren, einer stillen, ruhigen Stadt wohin man ihm den Ruf eines Räubers vorangehen ließ.

Kaum hatte er sich dort eingenistet, als er Befehl erhielt mit seiner Legion nach Rieti zu gehen; die Truppen marschirten über Tolentino, Foligeno und Spoleto.

Er selbst kam nach Ascoli, weil er erfahren hatte daß die lombardisch-papistische Polizei durch Geld, Einschüchterungen und Bannstrahlen die Apenninenbevölkerung gegen die provisorische Regierung in Rom aufzuwiegen begann.

Ich war damals Capitän im 33. piemontesischen Linienregiment und genoß einen zweimonatlichen Urlaub in Ascoli, als meine Mitbürger mich zum Deputirten in der römischen Constituirenden ernannten.

Am 20. Januar besuchte mich Garibaldi; Tags darauf wollte er über das Gebirge, das voll von Schnee lag und von Räubern wimmelte, nach Rieti aufbrechen; die Rathschläge der Klugheit, die Einwendungen der Patrioten reizten seine militärisch-touristischen Gelüste nur noch mehr; länger als eine Stunde wurden wir von der Volksmenge begleitet welche weinte und wehklagte; Viele umarmten mich, weil sie glaubten sie würden mich nie wieder sehen.

Der General war begleitet von Nino Bixio, seinem Ordonnanzoffizier, von dem Capitän Sacchi, seinem Kriegsgefährten in der neuen Welt und von seinem Neger Aguyar.

Der Rest seines Gefolges bestand aus mir und einem kleinen Hunde der, beim Gefecht von Sant-Antonio in der Pfote verwundet, die Fahne von Buenos-Ayres, unter welcher er bisher einhergezogen, verlassen hatte und unter das Banner Garibaldis übergetreten war.

Das gescheidte Thierchen hinkte beständig zwischen den vier Beinen von Garibaldi's Pferd einher.

Es hieß Guerello.

In der ersten Nacht wohnten wir beim Gouverneur von Arguata, Cajeta Rinaldi, dem Chef

der geistlichen Reaction, die, je weiter wir voranrückten, immer mächtiger sich in unserm Rücken erhob.

Wir blieben bis zehn Uhr Abends in einem unbeleuchteten Saale des Endgeschoßes, während beständig Leute ein- und ausgingen und leise zischelten. Ich machte dem General meine Bemerkungen darüber, worauf er mit seiner gewöhnlichen Ruhe französisch antwortete:

— Sie bestellen das Essen.

Er glaubte nicht so wahr zu sprechen; wir wurden wie Cardinäle bewirthet und standen erst um Mitternacht von der Tafel auf. Zum Abschied schenkte uns der Gouverneur vier Pfund Trüffeln auf den Weg. Morgens vier Uhr stiegen wir zu Pferde, und der Sohn des Herrn Rinaldi begleitete uns mit einer dreifarbigen seidenen Fahne bis an den Gipfel des Berges.

Mittags verzehrten wir ein Lamm das der General viertelsweise an einem Reisachfeuer braten ließ; Abends quartierten wir uns in einer abgelegenen Herberge ein die voll von bewaffneten Bauern war. Vielleicht hatten sie ihre Losung von Arguata aus erhalten; es waren unheimliche Physiognomien; wir luden sie zum Trinken ein, aber sie lehnten es ab.

Wir suchten unser Nachtlager, und wir schliefen mit dem Säbel an der Seite und dem Finger am Pistolendrücker.

Als Garibaldi aufstand, war sein rechtes Bein geschwollen, und im linken Ellenbogen hatte er

rheumatische Schmerzen die er aus Amerika mitgebracht. Er konnte einen Stiefel nicht anziehen und legte seinen Arm in eine Schärpe.

Nach einem halbstündigen Marsch wollten unsere Pferde nicht mehr weiter gehen. Wir zogen allerdings eine steile Anhöhe hinan die durch den nächtlichen Frost spiegelglatt geworden war.

Eine Stunde weit liefen unsere Thiere auf unsern Mänteln die wir vor ihnen ausbreiteten; sodann kamen wir an eine Ebene wo der Schnee unsern Pferden bis an die Brust ging; um mich zu erwärmen, stieg ich ab und erkundigte mich nach dem Befinden des Generals, der mit einem einzigen Stiefel vor mir herritt; am andern Fuß trug er bloß einen wollenen Strumpf.

— Nun, fragte ich, wie gehts, General?

Er grüßte mich mit dem freundlichen Lächeln das seiner starken und heitern Natur eigen ist und sagte:

— Danke, es geht vortrefflich.

Da ich neben ihm herschritt, so machte er mich, ohne Zweifel um seine grimmigen Schmerzen zu übertäuben, auf das großartige Ansehen dieser wilden Natur aufmerksam. Wir befanden uns wirklich mitten unter wunderlichen Bergen deren Felsengipfel an Titanenschlösser gemahnten. Ueberall von der Länge der Zeit unterwühlte und von ihren Gipfeln abgerissene Felsblöcke, in schmale, abschüssige Thäler und ins Bett eines furchtbaren, tosenden, schlammigen und schäumenden Stromes herabgerollt; da und dort einige

wenige Häuser in Dickichten von Eichen, Buchen, Castanienbäumen und Tannen, durch weißliche Rauchwolken sich verrathend die aus ihren Kaminen emporstiegen.

Diese Landschaft à la Salvator Rosa, vom Sturme verdüstert und noch drohender gemacht durch das Pfeifen des Windes, exaltirte die Seele Garibaldi's.

— Hier, sagte er, möchte ich mit der ganzen Armee Radetzky's zusammentreffen; unsere wackern Legionäre würden nicht einen einzigen von seinen Soldaten nach Wien zurückkehren lassen; hier würden wir Varus und unsere im Teutoburgerwalde gefallenen Brüder rächen.

Gegen fünf Uhr waren wir in der Nähe von Cascia, einer kleinen Häusergruppe auf dem Gipfel eines grünenden Hügels; der Wind hatte die Wolken verjagt, die Sonne glänzte auf die schneeigen Höhen, so daß sie wie Silberberge auf einem azurnen Grund erschienen der sich gegen Westen lebhaft röthete.

Wir ruhten in der Nähe einer Strohhütte aus, als vier junge Leute auf uns zukamen und fragten wer wir seien. Beim Namen Garibaldi entfernten sie sich schnell, und eine Viertelstunde nachher kamen der Gonfaloniere, die angesehensten Einwohner, die Nationalgarde, die ganze Volksmenge mit Musik uns entgegen, um den General zu einem Besuch in dem Dorfe einzuladen.

Wie durch den Zauberstab einer Fee wurde

ein Triumphbogen von Blätterwerk hergestellt; das Theater wurde beleuchtet; im Hause des Gouverneurs, der inzwischen ein eifriger Clericaner war, wurde ein Diner und ein Ball veranstaltet.

Ich erinnere mich daß man hier Garibaldi einen poetischen Bauern vorstellte der weder lesen noch schreiben konnte, aber eine ganze Dichtung über das Hirtenleben dictirt hatte.

Gegen neun Uhr flüsterte mir ein Nachbar leise ins Ohr, ein Junge von fünfzehn Jahren schmachte im Gemeindegefängniß, verdummt durch die Schläge und Mißhandlungen seines Vaters, der mit sechszig Jahren eine junge Bäurin als zweite Frau geheirathet und in Folge ihrer Aufreizungen seinen Sohn eines respectwidrigen Benehmens beschuldigt habe.

Der Gouverneur erhielt etwa zwanzig Thaler und warf den Jungen ins Gefängniß.

Ich ermittelte das Factum und sprach mit dem General davon.

Der Vater wurde beschieden, eben so der unglückliche Junge. Es war eine comische und zugleich abscheuliche Scene. Der Vater wollte zwar zugeben daß man seinen Sohn aus dem Gefängniß lasse, verlangte aber naiv die für seine Einsperrung bezahlte Summe zurück. Der Junge weinte heiße Thränen und umarmte Garibaldi; der Gouverneur wußte nicht mehr was für eine Miene er machen sollte. Am Ende haranguirte er das Volk vom Balcon herab, und der Junge

wurde von den Gamins des Dorfes im Triumphe umhergetragen.

Am folgenden Morgen um fünf Uhr brach eine Abtheilung Nationalgarde bei einem feinen durchdringenden Regen mit uns auf.

Sie begleitete uns bis nach Rieti und escortirte einen in dem Ort wo wir frühstückten gefangen sizenden Finanzbeamten, der ein von dem bourbonschen General Landi, welcher die bewegliche Colonne an der Grenze der römischen Staaten commandirte, bezahlter Spion war.

Die in Rieti eincasernirte italienische Legion war im Ganzen 1500 Mann stark und bestand aus drei Bataillonen, zu welchen noch neunzig Lanciers kamen die auf Kosten ihres Commandanten, des Grafen Angelo Masina von Bologna, uniformirt und beritten gemacht waren.

Mit ihnen zog er Rom zu Hilfe.

Bei der Landung der Franzosen in Civita-Vecchia lag die Legion in Anagni, der Wiege und dem Grabe des Papstes Bonifaz VIII.

* *
*

Aber diesem General dem ein ganzes Volk das Geleite gab thaten Soldaten Noth.

Man improvisirte ihm eine Brigade aus Elementen die einander ganz fremd waren, aus Leuten die sich nicht kannten, die sich aber in der Begeisterung welche er einflößte vereinigen, verschmelzen und amalgamiren sollten.

Diese Brigade formirte sich:

Aus zwei Bataillonen seiner eigenen Legion, worunter etwa vierzig Mann die mit ihm von Montevideo zurückgekommen waren und die rothe Blouse mit den grünen Aufschlägen trugen;

Aus 300 Mann die aus Venedig zurückkamen;

Aus 400 Studenten;

Aus 300 mobilisirten Zollwächtern;

Endlich aus 300 Emigranten, im Ganzen 2500 Mann die mit der Vertheidigung der Mauern, von der Porta Portese bis zur Porta Pancrazio und Cavallegieri, beauftragt waren und alle unter dem Namen Vier Winde bekannten Anhöhen außerhalb der Mauern der Villa Corsini bis zur Villa Pamfili besezten.

Es war höchst wahrscheinlich daß die Franzosen, die Civita-Vecchia als Grundlage ihrer Operationen behalten wollten, ihre Anstrengungen auf diesen Punkt richten würden.

Am 28. April war der französische Vortrab in Palo, wo schon Tags zuvor ein Jägerbataillon angekommen war, das den Weg absuchte.

Am 29. war er in Castel-Guido, d. h. fünf Stunden von Rom.

Jezt schickte der Obergeneral seinen Bruder, den Capitän Oudinot, und einen Ordonnanzoffizier mit fünfzehn Chevaulegers auf Recognoscirung aus.

Dieser Posten kam an den Punkt wo die beiden Aurelischen Straßen, die alte und die neue,

sich theilen, und traf eine Stunde von Rom auf die römischen Vorposten.

Der commandirende Offizier trat vor und wandte sich an die Franzosen mit der Frage:

— Was wollt ihr?

— Nach Rom gehen.

— Das kann nicht geschehen.

— Wir sprechen im Namen der französischen Republik.

— Und wir im Namen der römischen Republik; also zurück, meine Herren!

— Und wenn wir nicht zurück wollen?

— So werden wir euch zu zwingen versuchen.

— Wie?

— Mit Gewalt.

— Dann, sagte der französische Offizier, indem er sich gegen die Seinigen wandte, wenn es so ist, so gebt Feuer.

Zugleich zog er eine Pistole aus seinen Holftern und schoß sie ab.

— Feuer! antwortete der römische Commandant.

Da die Recognoscirungstruppe zu schwach war um Widerstand zu leisten, so zog sie sich im Galopp zurück, ließ aber einen französischen Jäger der sich unter seinem todten Pferde verwickelt hatte in unsern Händen.

Er wurde nach Rom gebracht.

Das französische Bulletin sagt, wir hätten die Flucht ergriffen und wären verfolgt worden;

aber wenn es sich so verhielte, wie wäre es denn möglich gewesen daß wir einen Gefangenen gemacht und nach Rom gebracht hätten, während wir doch zu Fuß und die Franzosen beritten waren?

Im Uebrigen werden wir mehr als einen Irrthum dieser Art zu berichten haben.

Die Recognoscirungstruppe meldete also dem General daß Rom bereit sei sich zu vertheidigen, und daß er sich die Hoffnung aus dem Sinne schlagen müsse ohne Schwertstreich unter allgemeinem Jubelruf daselbst einziehen zu dürfen.

Der französische Obergeneral sezte nichtsdestoweniger seinen Marsch fort.

Am folgenden Tag, d. h. am 30. April, rückte er im Sturmschritt vor; seine Soldaten mußten ihr Gepäcke in Maglianilla zurücklassen.

Berichtigen wir einen kleinen Irrthum in Bezug auf den 30. April, wie wir den Irrthum in Betreff des 29. berichtigt haben.

Die französischen Schriftsteller haben gesagt, die Soldaten seien durch eine niedrige Intrigue in Folge einer einfachen Recognoscirung in die Stadt gelockt worden und in eine Schlinge gefallen.

Das Gefecht vom 30. war keine Recognoscirung und die Franzosen wurden nicht in eine Falle gelockt.

Es war ein Kampf auf welchen der französische General sich vollkommen gefaßt hielt, und als Beweis mag der bei einem todten französischen Offizier gefundene Schlachtplan dienen wel-

chen der Oberst Masi dem General Kriegsminister zustellte.*)

„Man mache einen doppelten Angriff durch die Porta Angelica und die Porta Cavallegieri, um die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen.

„Durch die erste werfe man die feindlichen Truppen die auf dem Monte-Mario liegen, dann wird man die Porta Angelica besezen können.

„Wenn unsere Truppen diese beiden Puncte besezt haben, so werden wir den Feind mit dem größtmöglichen Nachdruck in allen Richtungen zurücktreiben, und der Hauptsammelplaz sei der St. Peters-Plaz.

„Man empfiehlt besonders das französische Blut zu schonen."

Die Idee des französischen Generals war nicht bloß schlecht, sondern wurde auch schlecht ausgeführt; wir wollen es zu beweisen versuchen.

Die Straße von Civita-Vecchia nach Rom theilt sich ungefähr 1500 Meter von den Mauern in zwei Theile; rechts führt sie nach der Porta San-Pancrazio, links nach der Porta Cavallegieri, die sich in der Nähe des hervorspringenden Winkels des Vaticans befindet.

Um den beschlossenen Plan zu verfolgen und

---

*) Ich schreibe hier keinen Roman, sondern gebe Memoiren heraus. Ich bin daher genöthigt streng nach dem Text zu übersezen. Ich strafe Niemand Lügen und behaupte Nichts, sondern instruire einen Proceß vor dem höchsten und obersten Tribunal der Wahrheit.

den Monte-Mario von hinten zu nehmen, sodann die Porta Angelica zu belagern, mußte die französische Armee, beim Theilungspunct angelangt, mit einer Brigade sich links gegen den Aquäduct Paolo hin, mit der andern sich rechts gegen Casale di San Pio wenden und sich der Porta Cavallegeri zu bemächtigen suchen.

Hier war der schwere Irrthum welchen die Franzosen begingen. Sie warfen auf die rechte Seite die Voltigeure des 20. Linienregiments, die einen rauhen, von Wald durchschnittenen und schwer zugänglichen Boden vorfanden, und auf die Höhen der linken die Jäger von Vincennes; ungefähr 150 Meter von den Mauern wurden diese tapfern verlornen Kinder der feindlichen Armee von dem Kartätschenhagel niedergeschmettert, welchendie Batterie von der Bastei San-Mario ausspie.

Gleichwohl fiel das Unglück nicht so groß aus als es hätte werden können, weil sie sich im Krieg gegen die Araber eine große Gewandtheit erworben hatten alle Unebenheiten des Bodens zu ihrem Schuze zu benüzen.

Ihr eigenes Feuer dagegen wurde vortrefflich geleitet und verursachte uns große Verluste. Hier fielen der Lieutenant Marducci, ein äußerst hoffnungsvoller junger Mann, dessen Mutter nach der Rückkehr des Papstes Pius IX. zu achttägiger Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, weil sie Blumen auf das Grab ihres Sohnes gelegt; der Adjutant Major Pallini, der Brigadier della Ver-

dova, der Capitän Pisferi, der Lieutenant Belli und einige andere für die Welt namenlose, uns aber theure Krieger, ein Stephanis, Ludovic und der Capitän Leduc, ein braver Belgier der für uns im Unabhängigkeitskriege gefochten.

Aber es fehlte nicht an Lebenden um an die Stelle der Todten zu treten; schon am Morgen verkündete Trommelgewirbel den Römern das Heranrücken der Franzosen, und im Nu waren die Mauern und Basteien mit Menschen bedeckt.

Während die Voltigeure vom 20. Linienregiment und die Jäger von Vincennes unser Feuer erwiderten, sezte die Hauptmacht der französischen Colonne, die wohl sehen konnte daß man ihr Kugeln entgegenschleuderte und keine Blumen streute wie sie erwartet hatte, ihren Marsch fort.

Im Augenblick wo sie erschien, begann eine Batterie von vier Geschüzen von einer Bastei herab Kartätschen zu schießen.

Der französische General ließ sogleich auf den Wasserleitungen eine Batterie aufführen um unser Feuer zu erwidern, und auf einem Hügel zwei andere Geschüze gegen die Vaticansgärten zu, wo sich wenige Soldaten befanden, aber eine ungeheure Volksmenge unter den Waffen stand.

Nachdem unser Feuer einen Augenblick in Folge der wohlgezielten Schüsse der Jäger von Vincennes nachgelassen hatte, schickte der französische General die Brigade Molière, welche tapfer bis zum Fuß der Mauern vorrückte; aber, wie ich gesagt habe, die Todten waren rasch ersezt

worden und das Feuer entbrannte mit neuer Heftigkeit, so daß es die Spizen der Colonnen Marulaz und Bouat niederschmetterte; sie mußten den Rückzug antreten und in den Vertiefungen des Bodens Schuz suchen.

Garibaldi folgte allen diesen Bewegungen von den Gärten der Villa Pamfili aus. Als er nun den Augenblick gekommen glaubte um selbst anzugreifen, ließ er mehrere kleine Abtheilungen durch die Weingärten schleichen; aber dieses Manöver wurde entdeckt, und das 20. Linienregiment schickte den Jägern von Vincennes eine Verstärkung, damit sie nicht überrumpelt werden konnten.

Garibaldi ließ jezt sagen daß er, wenn man ihm eine Verstärkung von 1000 Mann schicke, für den Erfolg des Tages gut stehe.

Man schickte ihm sogleich das Bataillon des Obersten Galleti und das erste Bataillon der römischen Legion unter dem Obersten Morelli. Er stellte Compagnien auf um die bedrohten Uebergänge zu vertheidigen; andere wurden beauftragt die Flanken und den Rücken des Ausfalls zu schüzen, und nun warf er sich an der Spize der ganzen Mannschaft die ihm übrig blieb auf die Franzosen.

Unglücklicher Weise verwechselten unsere Leute auf den Wällen die Soldaten Garibaldi's mit Franzosen und feuerten auf sie. Garibaldi hielt inne bis der Irrthum aufgeklärt war, und dann

stürmte er mit dem Bajonet im offenen Feld auf das Centrum der französischen Armee los.

Hier entspann sich ein furchtbarer Kampf zwischen den Tigern von Montevideo, wie man sie nannte, und den africanischen Löwen. Franzosen und Römer schlugen sich Leib an Leib, erstachen einander mit dem Bajonet, rangen, warfen einander zu Boden, richteten sich wieder auf.

Garibaldi hatte endlich Feinde gefunden die seiner würdig waren.

Hier fielen von uns der Capitän Montaldi, die Lieutenants Rigli und Zamboni; verwundet wurden der Major Marochetti, der Chirurg Scheenda, der Offizier Ghiglioni, der Caplan Ugo Bassi, der ohne Waffen, mitten unter den Kämpfenden, den Wunden und dem Tode Troz bot um den Blessirten beizustehen und die Sterbenden zu trösten; ein frommes Herz, eine erbarmungsvolle Seele, von den Priestern dem Märtyrerthum überantwortet; endlich die Lieutenants Dall'Oro, Tressoldi, Rolla und der junge Stadella, Sohn des neapolitanischen Generals.

Nach einstündigem Kampf mußten die Franzosen weichen; ein Theil zerstreute sich auf dem Felde, ein anderer Theil zog sich auf das Hauptcorps zurück.

Zweihundert sechzig geriethen in unsere Gefangenschaft.

In diesem Augenblick machte der Artilleriecapitän Fabar, Ordonnanzoffizier des Ober-

generals, als er den schlechten Erfolg des vom General so schlecht berechneten Angriffes sah, seinem Chef den Vorschlag, er wolle einen neuen Angriff auf einem Wege leiten den er genau kenne, und der ihn ganz unbemerkt bis unter die Mauern Roms gegenüber den Gärten des Vaticans führen würde.

In der Nähe dieses Wegs und mitten in den Weinbergen verborgen, seien vier oder fünf Häuser wo man Abtheilungen zurück lassen könnte.

Der Obergeneral erklärte sich einverstanden, gab ihm eine Brigade vom Corps Levaillant, und der Capitän Fabar brach auf.

Das Unternehmen war im Anfang leicht, und die Vertheidiger Roms ahnten in der That Nichts vom Marsch der Colonne, bis sie auf die consularische Straße der Porta Angelica kam. Dort aber wurde sie, sobald die französischen Waffen in der Sonne zu blizen anfingen, von den päpstlichen Gärten her mit einem furchtbaren Feuer empfangen, und eine der ersten Kugeln traf ihren Führer, den Capitän Fabar.

Obschon führerlos, vertheidigte die Colonne sich tapfer und erwiderte eine Zeitlang das Feuer von den Mauern; aber aufs Neue decimirt und niedergeschmettert, da sie unsere Truppen vom Monte Mario im Rücken, das Feuer aus der Engelsburg, das ihnen den Weg nach der Porta Angelica verschloß von der Front hatten, überdieß ganz schutzlos dem Kugelregen und Kartätschen-

hagel aus den Vaticansgärten ausgesetzt waren, der ihnen die Rückkehr in die alten Stellungen nicht gestattete, wurden die Franzosen genöthigt sich in die am Weg entlang zerstreut liegenden Winzerhäuschen zu flüchten, wo unsere Artillerie sie noch immer beschoß.

Auf diese Art war eine ganze Brigade, welche den linken Flügel des französischen Armeecorps bildete, von ihrem Centrum getrennt und in Gefahr gefangen zu werden.

Zum Glück für den General Levaillant kamen unsere Truppen vom Monte Mario nicht herab, und zweitausend Mann die hinter der Parta Angelica standen und über sie herfallen konnten rührten sich nicht.

Eben so wenig Glück hatte der Obergeneral auf seinem rechten Flügel, d. h. auf dem Punkt wo Garibaldi gekämpft; einen Augenblick hatten das Feuer und der Kampf in Folge des Rückzugs der Franzosen aufgehört, aber als General Oudinot seine Leute zurückgeworfen sah, hatte er, aus Furcht von Civita Vecchia abgeschnitten zu werden, die Reste der Brigade Moliere vorgeschoben, und in den für einen Augenblick flau gewordenen Kampf war wieder ein neuer Eifer gekommen. Aber Kriegskenntniß, Disciplin, Muth, ungestümmer Angriff, Alles scheiterte bei unsern Soldaten, so jung und erfahrungslos sie noch waren.

Das macht daß Garibaldi da war, hoch zu

Roß, mit flatternden Haaren, dem ehernen Standbild des Schlachtengottes gleich.

Beim Anblick des Unverwundbaren erinnerte sich Jeder an die Großthaten der unsterblichen Vorfahren und jener Welteroberer auf deren Gräbern er stand; man hätte glauben können Alle seien sichs bewußt daß die Schatten eines Camillus, eines Cincinnatus und Cäsar vom Capitol auf sie herabschauen. Der französischen Leidenschaftlichkeit und Wuth sezten sie die römische Ruhe, die äußerste Willenskraft der Verzweiflung entgegen.

Nach vierstündigem hartnäckigem Kampf bemächtigte sich der Bataillonschef vom 20. Linienregiment, gegenwärtig General Picard, mit unerhörter Anstrengung und ausgezeichnetem Muth, an der Spitze von dreihundert Mann, einer guten Stellung aus welcher er die Studenten vertrieb; da jedoch Garibaldi beinahe in demselben Augenblick ein Bataillon Verbannter unter Arcioni erhalten hatte, so warf sich eine Abtheilung der römischen Legion, zwei Compagnien stark, mit gefälltem Bajonet vorwärts, ergriff die Offensive wieder, warf mit unwiderstehlichem Ungestüm jedes Hinderniß zu Boden und umzingelte den Oberstlieutenant Picard in dem Hause aus welchem er sich eine Festung gemacht hatte. Von allen Seiten und in der Front von Nino Bixio angegriffen, der persönlich mit ihm kämpfte, mußte er sich zulezt mit seinen dreihundert Mann ergeben.

Dieser Riesenkampf entschied den Tag und veränderte die Gestalt der Dinge vollständig. Es handelte sich nicht mehr darum ob Oudinot in Rom einziehen werde, sondern ob er nach Civita-Vecchia zurückkehren könne.

In der That konnte Garibaldi, der als Herr der Villa Pamfili und der Wasserleitungen die aurelische Straße beherrschte, durch eine rasche Bewegung den Franzosen nach Castel-Guido zuvorkommen und ihnen die Straße versperren.

Das Resultat dieser Bewegung war gewiß; der linke Flügel der Franzosen konnte, niedergeschmettert von den Gärten des Vaticans aus und, wie wir bereits gesagt haben, ohne einen andern Schuz als die zerstreuten Winzerhäuschen, seinen Rückzug nicht antreten, ohne sich dem vertilgenden Artillerie- und Kleingewehrfeuer von den Mauern her auszusezen.

Der rechte Flügel, der im offenenen Feld von Garibaldi geschlagen und zerstreut worden, befand sich in jenem Augenblick unseliger Entmuthigung der auf eine unerwartete Niederlage folgt, und konnte nur einen schwachen Widerstand entgegensezen. Ueberdieß waren die Franzosen durch einen zehnstündigen Kampf erschöpft und besaßen keine Cavallerie um ihren Rückzug zu schüzen.

Wir hatten zwei Linienregimenter in Reserve, zwei Dragonerregimenter, zwei Schwadronen Carabinieri, das lombardische Bataillon unter Manara, dem freilich durch Manucci's Wort die

Hände gebunden waren, und hinter uns ein ganzes Volk.

Garibaldi hatte die Lage richtig beurtheilt, denn vom Schlachtfeld aus schrieb er an den Kriegsminister Avizzana:

— Schicken Sie mir frische Truppen, und wie ich Ihnen versprochen habe die Franzosen zu schlagen, was ich auch gethan, so verspreche ich Ihnen jezt dafür zu sorgen daß nicht ein Einziger zu seinen Schiffen zurückkomme.

Aber nun erhob, sagt man, der Triumvir Mazzini seine mächtige Stimme gegen diesen Plan.

— Wir dürfen uns, sagte er, Frankreich nicht durch eine vollständige Niederlage zum Todfeind machen, und eben so wenig dürfen wir unsere jungen Reservesoldaten in offenem Feld gegen einen zwar geschlagenen, aber tapfern Feind blosstellen.

Dieser schwere Irrthum Mazzini's raubte Garibaldi den Ruhm eines Tages à la Napoleon und machte den Sieg vom 30. fruchtlos. Es war ein unseliger Irrthum, und gleichwohl läßt er sich entschuldigen bei einem Manne der alle seine Hoffnungen auf die democratische Partei Frankreichs unter Ledru Rollin gesezt hatte; es war ein Fehler der für Italien unberechenbare Folgen nach sich zog.

Garibaldi's Plan konnte, wenn man ihn angenommen hätte, die Geschicke Italiens verändern.

In der That war die Stellung höchst einfach, und ich kann mich jezt, da der Haß erloschen ist und ein neuer Tag für Italien anbricht, auf die Ehrlichkeit unserer Gegner selbst berufen.

Oudinot hatte Rom mit zwei Brigaden angegriffen, die eine unter General Levaillant, die andere unter General Molière; ein Bataillon Jäger zu Fuß, zwölf Feldkanonen und fünfzig Pferde vervollständigten die Division; wir haben gesehen in welchen erbärmlichen Zustand am Abend des 30. April dieses Armeecorps gebracht war dessen linken Flügel man ungeschickter Weise zu weit ausgedehnt, und dessen rechten Flügel Garibaldi als Herr der Villa Pamfili, der Wasserleitungen und der alten aurelischen Straße, auf sein Centrum zurückgeworfen hatte. Man mußte unverzüglich mit allen verfügbaren Truppen vorwärts marschiren und die Franzosen entweder zu schleuniger Flucht, die nothwendig wurde wenn sie Civita-Vecchia wieder erreichen wollten, oder zu einem neuen Kampfe zwingen, der bei ihrer ungünstigen Stellung nur mit ihrer gänzlichen Vernichtung enden konnte.

Die französische Armee wäre entweder vertilgt oder zur Uebergabe gezwungen worden.

Interessant war daß während dieses ganzen Tages die römischen Militärmusiken die Marseillaise spielten, während man gegen die Leute focht die unter den begeisternden Tönen dieser Hymne einst Europa besiegt hatten.

Es ist wahr, sie sangen dieselbe nicht mehr.

Abgesehen von unsern Todten und Verwundeten, richteten die Flinten- und Kanonenkugeln an diesem Tage großen Schaden an unsern Denkmälern an, und wir konnten uns eines wehmüthigen Lächelns nicht erwehren als wir in den französischen Zeitungen lasen, die Belagerung würde sich wahrscheinlich in die Länge ziehen, weil die Ingenieure sich alle Mühe geben die Kunstdenkmäler zu beschüzen.

In Wahrheit fielen Kugeln aller Art hageldicht auf die St. Peterskuppel und den Vatican.

In der paulinischen Capelle, die reich an Fresken von Michel Angelo, Zuccari und Lorenzo Sabati ist, wurde eines der Gemälde schräg durch ein Wurfgeschoß getroffen.

In der sixtinischen Capelle wurde ein Gemälde von Buonarotti beschädigt.

Im Ganzen verloren die Franzosen an diesem Tag an Todten, Verwundeten und Gefangenen 1300 Mann. Wir unserer Seits hatten etwa hundert Todte oder Kampfunfähige und einen einzigen Gefangenen.

Dieser Gefangene war unser Caplan Ugo Bassi, der bei einer unserer rückgängigen Bewegungen, als er den Kopf eines Sterbenden dem er Trost zusprach auf seinen Schoos gelegt diesen erst verlassen wollte bis er seinen lezten Seufzer ausgehaucht hätte.

Man kann sich die Freude denken die am Abend und in der Nacht nach diesem ersten Ge-

fecht in Rom herrschte. Wie sich die Dinge künftig auch gestalten mochten, die Geschichte konnte, so glaubte man wenigstens, nicht läugnen daß wir nicht bloß einen ganzen Tag lang den ersten Soldaten der Welt Stand gehalten, sondern sie auch zum Rückzug gezwungen hatten.

Die ganze Stadt war wie bei einem Nationalfest beleuchtet; von allen Seiten hörte man Gesänge und Musik. Wenn diese fröhlichen Töne aus dem Hauptquartier kamen, so mußten sie natürlich den Gefangenen das Herz zerschneiden.

Der Capitän Fabie wendet sich an einen römischen Offizier, den Geschichtschreiber Vecchi, und fragt ihn:

— Will man mit diesem Jubel und diesen Gesängen uns verhöhnen?

— Nein, antwortete ihm Vecchi, glauben Sie das nicht; unser Volk ist edelmüthig und höhnt das Unglück nicht, aber es feiert seine Blut- und Feuertaufe; wir haben heute die ersten Soldaten der Welt überwunden; wollen Sie uns verhindern das Andenken der Todten und die Wiederauferstehung unseres alten Rom zu feiern?

Diese Antwort, die in einem vortrefflichen Französisch gegeben wurde, rührte den Capitän Fabie dermaßen daß er mit Thränen in den Augen rief:

— Nun wohl, von diesem Standpunct aus sage ich auch: Es lebe Rom! Es lebe Italien!

Kein gefangener Soldat wurde in das ihm

bestimmte Quartier geschickt, ohne daß man ihn zuvor mit Lebensmitteln und allem Nothwendigen versehen hatte.

Den Offizieren welche ihren Degen verloren hatten, wurde ein anderer zugestellt.

Tags darauf, am 1. Mai, schon in aller Frühe, bildete der unermüdliche Garibaldi, nachdem er vom Kriegsministerium Erlaubniß erhalten hatte die Franzosen mit seiner Legion, d. h. mit 1200 Mann anzugreifen, zwei Colonnen, wovon der eine Theil mit Masina durch die Porta Cavallegieri, der andere unter seinen eigenen Befehlen durch die Porta San Pancrazio auszog. Die wenige Reiterei die er hatte wurde durch eine Schwadron Dragoner verstärkt.

Garibaldis Absicht war die Franzosen in ihrem Lager zu überrumpeln und ihnen eine Schlacht zu liefern, obwohl er sechsmal schwächer war als sie; er hoffte übrigens, beim Lärm des Flinten- und Kanonenfeuers würde das ganze Volk ihm zu Hilfe eilen.

Aber als er ans Lager kam, vernahm er daß die Franzosen in der Nacht aufgebrochen waren und sich gegen Castel Guido zurückgezogen hatten; ferner daß Masina, der den kürzesten Weg eingeschlagen, ihren Nachtrab eingeholt hatte und ihn beunruhigte.

Jetzt schlug Garibaldi einen Sturmmarsch an und holte Masina bei dem Wirthshaus von Malagrotta ein, wo die Franzosen massenhaft zusammenrückten und sich zum Gefecht vorzube-

reiten schienen. Er nahm sogleich in den Flanken der französischen Armee auf einer Anhöhe eine vortheilhafte Stellung, aber im Augenblick wo die Unsern angreifen wollten, trat ein Offizier hervor, kam auf die Hauptstraße und verlangte mit Garibaldi zu parlamentiren.

Garibaldi ließ ihn vor sich führen.

Der Parlamentär sagte, er sei von dem französischen Obergeneral abgeschickt um über einen Waffenstillstand zu unterhandeln und sich zu versichern ob das römische Volk wirklich die republikanische Regierung wünsche und seine Rechte vertheidigen wolle. Als Beweis für seine ehrlichen Absichten, erbiete sich der General uns den gefangenen Pater Ugo Bassi zurückzugeben.

Während dieser Besprechung traf ein Befehl vom Minister des Innern ein daß Garibaldi nach Rom zurückkehren solle.

Die Legion zog um vier Uhr Mittags sammt dem Parlamentär in die Stadt ein.

Dem General Oudinot wurde der gewünschte Waffenstillstand bewilligt.

XVI.

Auszug gegen die neapolitanische Armee.

Während dieß Alles vor sich ging, rückte die neapolitanische Armee, gegen 20000 Mann stark, den König an ihrer Spize, mit sechsunddreißig Feuerschlünden und einer prächtigen Reiterei, voll

Stolz auf ihre letzten Siege in Calabrien und Sicilien, heran um die Stadt vom linken Tiberufer aus zu berennen. Sie hatte Velletri, sodann Albano und Frascati militärisch besetzt, war rechts durch die Apenninen, links durch das Meer gedeckt, und dehnte ihre Vorposten bis auf einige Stunden von unsern Mauern aus.

Als Garibaldi, der durch den Waffenstillstand beschäftigungslos geworden, dieß sah, verlangte er seine Muße zur Bekriegung des Königs von Neapel anzuwenden.

Die Erlaubniß wurde ihm bewilligt.

Am Abend des 4. Mai zog Garibaldi mit seiner Legion aus, die 2500 Mann stark war.

Unter diesen 2500 Mann befanden sich das Bataillon der Bersaglieri Manara's, das wieder in den Vollbesitz seiner Rechte gekommen war (deren es sich übrigens dem König von Neapel gegenüber nie entäußert hatte), die Zollwächter, die academische Legion, zwei Compagnien der mobilen Nationalgarde und einige andere Freiwilligencorps.

Der Sammelplatz war die Piazza del Popolo, die Stunde sechs Uhr; Garibaldi war angekommen.

Ein deutscher Flüchtling der die Belagerung Roms als Major unter Garibaldi mitmachte und später ein vortreffliches Tagebuch darüber herausgab, Gustav von Hoffstetter, derzeit eidgenössischer Oberst, spricht sich über die äußere Erscheinung des Generals folgendermaßen aus:

„Schlag sechs Uhr erschien G. mit seinem Stab und ward mit donnernden Evvivas empfangen. Ich sah ihn hier zum ersten Mal und nur flüchtig. Er ist ein etwas kleiner Mann mit sonnverbranntem Gesicht und vollständig antiken Zügen.

„Ruhig und fest sitzt er zu Pferde, als wäre er darauf geboren. Unter einem spitzen Hute mit schmaler Krempe und schwarzer voller Straußfeder drängt sich das tiefbraune Haar hervor. Der röthliche Bart bedeckt zur Hälfte das Gesicht. Ueber der rothen Bluse flattert der kurze, weiße americanische Mantel. — Sein Stab trägt ebenfalls die rothe Bluse, und später wurde sogar die ganze italienische Legion in diese Farbe gekleidet.

„Unmittelbar hinter ihm ritt sein Stallmeister, ein Mohr von ungeheuren Dimensionen, der ihm von America gefolgt war, im schwarzen Mantel und mit einer langen Lanze mit rothem Fähnchen.

„Alle seine Leute trugen die Pistolen und prächtigen Dolche im Gürtel, keinem fehlte die große americanische Reitpeitsche von Büffelleder."

Fahren wir in der Beschreibung fort. Dießmal ist es Emil Dandolo der spricht; der arme junge Mann wurde gleichfalls verwundet bei der Belagerung Roms, wo sein Bruder fiel; er starb später in Mailand an der Schwindsucht und hat eine Darstellung der Ereignisse hinterlassen an denen er Theil genommen.

Er erzählt wie folgt:

„Begleitet von ihren Ordonnanzen, zerstreuen

sich alle diese aus America gekommenen Offiziere, kommen wieder zusammen, reiten in Unordnung da und dorthin, sind überall thätig, aufmerksam, unermüdlich. Wenn die Truppe Halt macht um zu campiren und sich einige Ruhe zu gönnen, so ist es interessant anzusehen wie sie, während die Soldaten ihre Gewehre in Pyramiden stellen, von ihren Thieren springen und, jeder in Person, den General mit inbegriffen, für die Bedürfnisse ihrer Thiere sorgen.

„Erst dann denken die Reiter an sich selbst, und wenn sie in der Nähe keine Lebensmittel bekommen können, so sprengen drei oder vier Oberste oder Majore, mit Lazos bewaffnet, über das Feld hin um Schafe oder Ochsen zu suchen. Haben sie das Gewünschte beisammen, so treiben sie die Heerde vor sich her, vertheilen eine gegebene Anzahl compagnienweise, und nun beginnen sie alle zusammen, Soldaten und Offiziere, zu schlachten, in Viertel zu zerschneiden und an ungeheuren Feuern riesige Stücke Hammel-, Ochsen- und Schweinefleisch zu braten, kleineres Gethier, Truthühner, Enten und anderes Federvieh gar nicht gerechnet.

„Während dieser Zeit bleibt Garibaldi, wenn die Gefahr fern ist, unter seinem Zelte liegen; ist dagegen der Feind in der Nähe, so kommt er nicht vom Pferde, sondern ertheilt Befehle und besichtigt die Vorposten; nur wirft er seine eigenthümliche Uniform ab, kleidet sich als Bauer und nimmt in eigener Person die gefährlichsten Nach-

forschungen vor; meistens sitzt er auf irgend einer Anhöhe welche die Umgegend beherrscht und sondirt mit seinem Fernrohr stundenlang die Tiefen des Horizonts. Wenn die Trompete des Generals das Signal zum Aufbruch gibt, werden die Pferde die zerstreut auf der Wiese weiden mit Hilfe derselben Lazos eingefangen und zurückgebracht, die Marschordre wird den Tag zuvor festgesetzt, und das Corps bricht auf ohne daß Jemand weiß oder sich darum bekümmert wohin es zieht.

„Garibaldi's persönliche Legion ist etwa tausend Mann stark; sie besteht aus dem regellosesten Menschengemisch das man sehen kann, aus Leuten von jedem Rang und jedem Alter, aus Jungen von zwölf bis vierzehn Jahren die sich theils durch eine edle Begeisterung, theils durch ein unruhiges Naturell zu diesem unabhängigen Leben berufen fühlen; aus alten Soldaten welche der glänzende Name des berühmten Condottiere aus der neuen Welt zusammenführt, bei alledem aber auch aus Manchen die sich bloß der Hälfte von Bayards Wahlspruch, nämlich ohne Furcht, rühmen können, sonst aber im Gewirre des Kriegs die Ausgelassenheit und Straflosigkeit suchen.

„Die Offiziere werden unter den Muthvollsten ausgewählt und ohne Rücksicht auf Anciennetät oder die gewöhlichen Regeln des Vorrückens zu den obern Graden erhoben. Heute sieht man einen mit dem Säbel an der Seite,

er ist Capitän; morgen wird er zur Abwechslung die Muskete ergreifen, sich in Reih und Glied stellen, und nun ist er wieder Soldat. An Sold fehlt es nicht, er wird durch das Papier der Triumvirn geliefert, das weiter nichts kostet als die Mühe es drucken zu lassen; im Verhältniß sind es mehr Offiziere als Soldaten.

„Der Wagenmeister d. h. der Bagageaufseher war Capitän, der Koch des Generals war Lieutenant, die Ordonnanz hatte denselben Grad; der Generalstab besteht aus Majoren und Obersten.

„Bei seiner patriarchalischen Einfachheit, die so groß ist daß man sie für affectirt halten könnte, gleicht Garibaldi mehr einem indianischen Stammeshäuptling als einem General. Aber wenn die Gefahr heranzieht oder zum Ausbruch kommt, dann zeigt er einen wahrhaft bewunderswürdigen Muth und Ueberblick. Was ihm für einen General nach den militärischen Regeln der Kunst an strategischem Wissen fehlen könnte, das wird bei ihm durch eine betäubende Thätigkeit ersetzt.“

Ihr seht es, auf alle Gemüther, auf alle Naturen macht dieser außerordentliche Mann den gleichen Eindruck.

Kommen wir auf die Expedition gegen die Neapolitaner zurück.

Die Truppe setzte sich Abends gegen acht Uhr in Bewegung. Niemand wußte wohin man zog. Man hielt sich rechts bis man sich, nach Beschreibung eines großen Kreises, auf dem Weg nach Palestrina befand.

Die Nacht war hell und frisch; man marschirte schweigend und im Eilschritt. Der Generalstab sorgte selbst für den Sicherheitsdienst. Die Offiziere machten in Begleitung einiger Reiter große Touren in der Gegend umher; war der Boden zu uneben, so machte die Colonne Halt, die Adjutanten sondirten das Terrain und machten hernach ihre Meldung, worauf der Zug von Neuem aufbrach.

Dieses wiederholte Haltmachen hatte außer dem Vortheil der Sicherheit auch noch den daß die Truppen ausruhen konnten, so daß sie ohne allzugroße Ermüdung bis acht Uhr Morgens zu marschiren vermochten. Eine Stunde von Tivoli machte man Halt; man hatte seit einiger Zeit den Weg von Renesti, welcher auf den nach Palestrina führt, verlassen und war auf einer alten Römerstraße gegen Tivoli gezogen.

Durch diesen nächtlichen Eilmarsch hatte der General einen dreifachen Vortheil erreicht.

Erstens hatte er die Spione irre geführt, die, als sie ihn durch die Porta del Popolo hinausziehen sahen, glauben mußten, die Expedition sei gegen die Franzosen gerichtet, welche damals in Palo angehalten und sich auf eine Art von Congreß mit dem Triumvirat eingelassen hatten.

Zweitens befand sich Garibaldi in Tivoli auf der rechten Flanke der Operationslinie der Neapolitaner, die in Velletri campirten und ihre Plänkler in der Richtung von Rom bis auf die Höhen von Tivoli ausschickten.

Drittens wurde der nächtliche Marsch über eine öde, schatten- und wasserlose Haide durch die Frische der Dunkelheit zu einer wahren Wohlthat für die Truppen.

Abends fünf Uhr trat man wieder in Reih und Glied und marschirte nach den Ruinen der Villa Adriana, die etwa eine Stunde von dem Haltort, am Fuße des Berges liegt auf welchem Tivoli sich erhebt.

Der General hatte Anfangs die Absicht gehabt sich da zu lagern, aber er besann sich anders und wollte die Gegend zuvor vollständig ausforschen lassen. Er legte keine Truppen nach Tivoli, weil er bloß für den äußersten Nothfall in die Städte einziehen wollte.

Mitten unter den Trümmern der Villa Adriana die eine Festung bilden, lagerte sich die ganze Brigade mit Mann und Roß; die unterirdischen Zimmer dieses ungeheuren Gebäudes waren gut genug conservirt daß man sich darin einquartiren konnte.

Diese Villa ist von Adrian selbst erbaut; sie ist zweitausend Fuß lang, tausend breit; ein kleiner Orangen- und Feigenhain ist auf dem Platz des ehemaligen Palastes emporgewachsen.

Am 6. Mai brach man Morgens acht Uhr auf, die Bersaglieri an der Spitze; um auf die Hauptstraße von Palestrina zu gelangen, mußte man über den Paß von San Veterino. Man braucht eine Stunde durch die Schlucht; um zwölf Uhr lagerte man in einem andern Thal

wo man frisches Wasser und Schatten vorfand. Man bemerkte kein Haus, aber ringsum war Alles grün.

Um halb sechs machte man sich von Neuem auf den Marsch und zog den Berg hinan. Die Lastthiere welche die Munition trugen wurden vorangetrieben.

Die Soldaten trugen jeder sein Brod; um Fleisch bekümmerte man sich nicht; man fand welches an allen Haltorten; die Bersaglieri allein hatten Töpfe.

Auf dem Gipfel des Berges angekommen, fand man eine vollkommen erhaltene alte Römerstraße die nach Palestrina führte, wo man Morgens ein Uhr eintraf.

Diese Römerstraße war eine wahre Wohlthat, denn sie war so gut erhalten daß kein Lastthier einen falschen Tritt that und der Wind kein Körnchen Staub aufregte.

Inzwischen machte man häufig Halt, um den Soldaten Ruhe zu gönnen. Sie durften, in Anbetracht der Arbeit die ihrer wartete, nicht allzu müde ankommen.

Der General schickte nach allen Seiten Patrouillen aus.

Eine von ihnen, die sechzig Mann stark war und von dem Lieutenant Bronzelli, demselben der zehn Jahre später auf dem Schlachtfeld von Treponti fiel, commandirt wurde, hatte die glücklichsten Resultate; sie griff ein von den Neapoli-

tanern besetztes Dorf an, schlug den Feind in die Flucht und nahm ihm einige Gefangene ab.

Zwei von den Unsern die sich nicht ergeben wollten wurden förmlich in Stücke gehauen.

Am 9. erfuhr man daß ein ansehnliches Corps Neapolitaner gegen Palestrina heranrücke, und in der That sah man gegen zwei Uhr Nachmittags vom Sanct Petersberg herab, welcher die Stadt beherrscht und von unserer zweiten Compagnie besezt war, die feindliche Colonne in guter Ordnung auf den beiden Straßen die sich an der Porta del Sole vereinigen herankommen. Es waren zwei Regimenter Infanterie der königlichen Garde und eine Abtheilung Reiter.

Garibaldi schickte ihnen als Plänkler zwei Compagnien seiner Legion, eine Compagnie der mobilen Nationalgarde und die vierte Compagnie der Bersaglieri entgegen.

Leztere besezte die linke Seite der langen Gebirgskette die im Thale erstirbt.

Manara beherrschte von der Plattform des Thores aus zu Pferd diese prächtige Scene und ließ durch einen Trompeter die Bewegungen kund thun die man ausführen sollte.

Man konnte sich bei einer Revue glauben, so ruhig ging Alles vor sich und so sicher entsprachen die Bewegungen den Trompetesignalen.

Als wir in die Nähe der Neapolitaner kamen, begann ein sehr lebhaftes Feuer und die andern Expeditionscorps zogen in dichter Colonne zum Thore hinaus.

Der feindliche Anführer wollte jezt seine ersten Pelotons als Plänkler ausdehnen, aber die Soldaten weigerten sich voll Angst auseinanderzugehen. Wir unsererseits rückten unter beständigem Feuern vorwärts. Jezt umging unsere äußerste Rechte unter dem Lieutenant Rozat eine Mauer die am Vorrücken hinderte und zerstreute sich lebhaft in der Flanke des Feindes.

Die Neapolitaner schwankten einen Augenblick, dann lösten sie plözlich ihre Reihen und ergriffen die Flucht, beinahe ohne ihre Flinten abzuschießen. Nun drangen einige Mann vom Bataillon Manara in ihre Mitte ein und holten fünf oder sechs Gefangene heraus.

Auf dem rechten Flügel ging es, wenn auch langsamer, doch auf dieselbe Weise vor sich. Die erste Compagnie Bersaglieri ließ die Neapolitaner bis auf Pistolenschußweite heranrücken, gab dann unerwartet eine tüchtige Salve, machte einen kräftigen Bajonnetangriff und jagte sie ohne Mühe in die Flucht; sie trieb den Feind hinter einander aus drei Häusern die er besezt hatte, und hielt mit der größten Ruhe einen Cavallerieangriff aus der manchen neapolitanischen Reiter das Leben kostete.

Dies war der Augenblick welchen Garibaldi erwartete; er schickte Manara ein Bataillon zur Verstärkung, nebst dem Befehl auf der ganzen Linie anzugreifen.

In ihrer Flanke von den Lombarden niedergeschmettert, in der Mitte von den Legionären

und den Verbannten zurückgeworfen, ergriffen die Königlichen schleunig und vollständig die Flucht, mit Hinterlassung von drei Kanonen auf dem Schlachtfeld.

Der Kampf währte drei Stunden und wurde ohne große Mühe zu gutem Ende geführt. Die Feinde leisteten einen so schwachen Widerstand daß wir uns wundern mußten.

Hätten wir Reiterei zum Verfolgen gehabt, so wäre ihr Verlust bedeutend gewesen.

Aber als Garibaldi den Feind so eilig fliehen und die Unsern in Unordnung ihm nachjagen sah, fürchtete er einen Hinterhalt und ließ zum Rückzug blasen.

Wir hatten etwa zwölf Todte und zwanzig Verwundete, unter ihnen den tapfern Capitän Ferrari, der einen Bajonnetstich in den Fuß bekam.

Der Verlust der Neapolitaner betrug etwa hundert Mann.

Das materielle Ergebniß war, wie man sieht, gering anzuschlagen, aber die moralische Wirkung war groß.

Zweitausend fünfhundert Soldaten Garibaldi's hatten sechstausend Neapolitaner vollständig in die Flucht geschlagen.

Ungefähr zwanzig arme Teufel von Gefangenen, beinahe sämmtlich von der Reserve, folglich ihren Familien entrissen und gezwungen für eine Sache zu kämpfen die nicht die ihrige war, wurden vor Garibaldi geführt. Zitternd und

mit gefalteten Händen flehten sie um ihr Leben. Es waren schöne Leute, gut uniformirt, aber abscheulich bewaffnet, mit schweren Steinschloßflinten; ihre Tornister hatten sie voll von Heiligen- und Madonnenbildern, Reliquien und Amuletten.

Sie trugen solche am Hals, in den Taschen, kurz überall. Sie sagten, der König stehe mit zwei Schweizerregimentern, drei Cavallerieregimentern und vier Batterien in Albano; man erwarte weitere Verstärkungen aus Neapel; sie selbst seien unter General Zucchi ausgeschickt worden um Palestrina zu nehmen und sich Garibaldi's zu bemächtigen, der ihnen einen ganz unbeschreiblichen Schrecken einjagte.

Wir lagerten über Nacht vor Palestrina außen.

Am folgenden Morgen marschirten wir vorwärts, um fünf Stunden weiter Vorposten zu besezen; unsere Patrouillen wagten sich bis in die feindlichen Linien hinein die ihre Piquets in einer Entfernung von zwei Stunden hatten.

Um nicht müßig zu gehen, ließen wir unsere Soldaten manövriren, die seit Solaro nicht ein einziges Mal mehr exercirt hatten. Es war ein schöner und für die republicanische Sache zu den besten Hoffnungen berechtigender Anblick wie diese Leute, eine Viertelstunde von dem Feinde entfernt, die Handhabung der Waffen erlernten die sie jetzt sogleich gegen ihn brauchen sollten, wie sie beim Trompetenklang und Trommelwirbel die Pelotonschule und das Plänklerfeuer studirten.

Wir kehrten Abends in die Stadt zurück, aber nur um einen neuen Angriff zu machen.

Am 7. Mai waren wir um Mitternacht unter strömendem Regen angekommen. Das Bataillon Manara hatte ein Augustinerkloster als Quartier erhalten, aber die Mönche hatten nicht öffnen wollen, und müde, triefend von Regen, mußten die Republicaner bei eisigem Winde eine Stunde lang vergebens klopfen. Endlich riß den Bersaglieri die Geduld, man ließ die Sapeure kommen und die Thüre einschlagen.

Obgleich die Soldaten an diesem Abend bei ihrer schrecklichen Müdigkeit wüthend über einen solchen Empfang waren, obgleich Garibaldi deutlich genug sagte und seine Leute wissen ließ daß er die der Republik feindlichen Mönche eben so gut bekriege wie die Neapolitaner, so gelang es doch Manara und den Offizieren unsere Soldaten zu beschwichtigen und Unordnungen zu verhindern, wie man sie bei einer solchen Gelegenheit erwarten konnte. Man legte sich ganz gelassen aufs Pflaster der Gänge und suchte in einer kurzen Ruhe die Kraft zu neuen Strapazen.

Glücklicher Weise machten uns die Neapolitaner nicht gar zu viel Unruhe.

Nun kamen am Abend der Schlacht die Bersaglieri vor ihr Kloster zurück und fanden es von Neuem geschlossen; sie mußten von Neuem das Thor einschlagen lassen.

Dießmal waren die Brüder geflohen. Sie hatten nicht glauben können daß Republicaner

so wenig Groll in ihrem Busen tragen, und sie fürchteten, die Sanftmuth die wir gezeigt möchte ein Fallstrick sein der eine unheimliche Rache berge.

Sie hatten daher ihre Zellenschlüssel mitgenommen. Um die zu einer noch so bescheidenen Lagerung nothwendigen Decken und sonstigen Gegenstände zu bekommen, mußte man einige Thüren einschlagen. Zum Glück waren die Sapeure nicht fern. Nach Einschlagung der Thüren wurde das Beispiel ansteckend; statt sich wie das erstemal mit dem Pflaster der Gänge zu begnügen, verlangten die Soldaten Matrazen und Pritschen; die Offiziere, denen das Moralpredigen entleidete, befolgten das schlechte Beispiel und nahmen die Zellen ein. In weniger als einer halben Stunde war das Oberste zu unterst gekehrt; kaum hatte man Zeit vor die Kirche, den Keller und die Bibliothek Schildwachen zu stellen.

Im Uebrigen war Nichts zu nehmen; die Brüder hatten nur die groben Möbel zurückgelassen, die man nicht in Säcke stecken konnte; aber eine Menge Bauern, die unsern Soldaten zu dieser Umwühlung zugeredet hatten, machten sich die Verwirrung zu Nutze und trugen wie die Ameisen zu drei oder vier diejenigen Stücke fort die für einen einzigen zu schwer waren.

Viele von den Unsern die sich nicht viel mit der Religion zu schaffen machten, streiften im ganzen Kloster herum und schätzten sich glücklich daß sie es auch einmal mit Mönchen zu thun

hatten. Der Eine kam mit einem breiten Dominicanerhut aus einer Zelle, ein Anderer schritt mit einer langen weißen Kutte über seiner Uniform gravitätisch in den Gängen umher. Beim Appell erschienen Alle mit brennenden Riesenkerzen in den Händen, und während der ganzen Nacht vom 9. auf den 10. war das Kloster zur Feier unseres Sieges über die Neapolitaner glänzend beleuchtet.

Die Correspondenz der armen Brüder wurde eben so wenig respectirt als das Uebrige, und mehr als ein Brief welcher den keuschen Stiftern der Orden die Schamröthe bis an die Ohren getrieben hätte, wurde von den Soldaten im Triumph herbeigebracht und vorgelesen!

Am 10. machten wir in Palestrina Halt und lagerten auf den Wiesen. Den Neapolitanern schien die Lust zu weitern Angriffen vergangen zu sein; sie besezten die Hügel von Albano und Frascati und zogen allmählig weiter vor Rom.

Garibaldi, der einen vereinigten Angriff der Neapolitaner und Franzosen fürchtete, trat noch am selben Abend seinen Rückmarsch nach Rom an; wir zogen still und in vollkommener Ordnung, auf beinahe unwegsamen Pfaden, eine Stunde am feindlichen Lager vorüber, ohne daß ein Unfall die Ruhe dieses prächtigen Marsches gestört hätte.

Endlich am Morgen des 12. kamen wir in Rom an, nachdem wir in der Nacht vierzehn Stunden zurückgelegt ohne einen Augenblick an-

zuhalten; wir hatten das größte Bedürfniß nach Ruhe; viele von uns die bloß an einen Auszug von etlichen Stunden geglaubt, hatten der Leichtigkeit wegen weder Töpfe noch Tornister noch Weißzeug mitgenommen.

Aber als die Nacht kam, mußten wir, statt auszuruhen, wieder zu unsern Flinten greifen. Man hatte in der Stadt Lärm gemacht, das Gerücht ging daß die Franzosen den Monte Mario angriffen; wir zogen hastig zur Porta Angelica hinaus, wechselten einige Flintenschüsse mit den Franzosen und schliefen dann, die Hand an unsern Waffen, am Rande eines Grabens.

XVII.

Gefecht von Velletri.

Von diesem Augenblick an gestatten uns die Aufzeichnungen die Garibaldi uns bei seiner Abfahrt nach Sicilien hinterlassen, ihm das Wort zurückzugeben und die Feder wieder in seine Hand zu legen.

Am 12. Mai erließ die römische constituirende Versammlung bei der Nachricht von der heldenmüthigen Vertheidigung Bolognas, folgendes Decret.

Rom 12. Mai 1849.

„Die constituirende Versammlung im Namen Gottes und des Volkes!

„Decretirt:

„Einziger Artikel.

„Es wird erklärt daß das heldenmüthige Volk Bologna's sich um das Vaterland und die Republik wohl verdient gemacht hat und der würdige Nebenbuhler seines Bruders, des römischen Volkes, ist*).

Am selben Tag wo Bologna fiel, erschien in Rom der außerordentliche Gesandte der französischen Republik, Ferdinand von Lesseps, in Begleitung von Michel Accursi, dem Abgesandten der römischen Republik in Paris.

Durch Vermittlung des französischen Gesandten wurde der Waffenstillstand um den es sich seit vierzehn Tagen handelte, und gegen welchen ich mich am 1. Mai so stark erhoben hatte, abgeschlossen.

Die römische Regierung beschloß diese Waffenruhe zu benüzen um sich der neapolitanischen Armee zu entledigen, ohne daß diese eigentlich zu fürchten war; doch ist es immer lästig 20000 Mann mit 36 Kanonen auf dem Halse zu haben.

Ich täusche mich, sie hatte nur noch 33 Kanonen, denn wir hatten aus Palestrina drei mitgebracht.

Bei dieser Gelegenheit glaubte die Regierung einen Obersten und einen Brigadegeneral zu Divisionsgeneralen ernennen zu müssen; der erste war Rosetti, der zweite war ich.

*) Da Medici der Expedition nach Palestrina nicht anwohnte, so sind die meisten dieser Details Emil Dandolo entnommen.

Sie ernannte Rosetti zum Commandanten der Expedition.

Einige Freunde drängten mich ich solle diese untergeordnete Stellung unter einem Manne der gestern noch mein Untergebener gewesen nicht annehmen.

Aber ich gestehe daß ich solchen Fragen der Eigenliebe stets unzugänglich war; hätte man mir Gelegenheit gegeben auch nur als Gemeiner gegen den Feind meines Vaterlandes den Degen zu ziehen, so würde ich als Bersagliere gedient haben. Ich nahm also dankbar den Dienst als Divisionsgeneral an.

Am 16. Mai Abends zog die ganze Armee der Republik, d. h. 10000 Mann mit 12 Kanonen, durch die Porta San Giovanni aus den Mauern Roms.

Unter diesen 10000 Mann waren 1000 Reiter.

Unterwegs bemerkte man daß das Corps Manara, das zur Theilnahme an der Expedition bezeichnet worden war, fehlte.

Man schickte einen Stabsoffizier, um sich zu erkundigen warum Manara, sonst immer der Erste wenn es sich um einen Marsch gegen den Feind handelte, dießmal der Lezte war.

Man hatte nur Eines vergessen, nemlich ihn in Kenntniß zu sezen; man fand ihn wüthend; er glaubte allein auf die Seite geschoben worden zu sein.

Wir passirten den Teverone auf der Straße nach Tivoli; hier hielten wir uns rechts und

kamen nach einem höchst ermüdenden Marsch für unsere Leute gegen eilf Uhr Morgens in Zagarola an. Obgleich wir nicht viel Weg zurückgelegt hatten, waren wir sechzehn Stunden lang marschirt. Dieß kam von der Tiefe der Colonne her. Wir hatten einen unerträglichen Staub. Ueberdieß war an gewissen Stellen der Weg so schmal daß wir einzeln gehen mußten.

In Zagarola fanden wir weder Brod noch Fleisch vor; die neapolitanische Division hatte dafür gesorgt; sie hatte Alles aufgegessen und so ziemlich auch Alles getrunken.

Der Generalstab hatte vergessen den Fall vorherzusehen.

Glücklicher Weise hatte ich einige Stück Vieh mitgenommen; meine Leute fingen etliche andere mit dem Lazo; man schlachtete, viertheilte, briet und aß.

Freilich erhielt ich, als ich mich über diesen Mangel an Vorsorge beschwerte wodurch die ganze Armee an den Rand des Hungertodes gebracht wurde, zur Antwort: man habe durch Herbeischaffung von Lebensmitteln die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen gefürchtet.

Sehr gut!

Wir blieben ungefähr dreißig Stunden in diesem Flecken und verließen ihn ohne Brod, wie wir gekommen waren.

Am 18. Mai wurde der Marschbefehl um ein Uhr ertheilt; aber man brach in Wirklichkeit

erst Abends sechs Uhr auf. Solche Halte sind ermüdender als Eilmärsche.

Endlich um sechs Uhr konnte ich mich wieder an die Spitze der Vortrabsbrigade stellen und brach nach Valmontane auf. Die andern Brigaden folgten mir. Ich hatte die größte Stille in Reih und Glied, die größte Wachsamkeit vorn und auf den Flanken befohlen; ich hatte Nachricht erhalten daß die neapolitanische Armee mit 19—20000 Mann, worunter zwei Schweizerregimenter, und mit dreißig Kanonen bei Velletri lagerte.

Man sagte der König von Neapel befinde sich in Person in der Stadt.

In der That hielten die Königlichen Velletri, Albano und Frascati besezt; ihre Vorposten kamen bis nach Frattocchie. Ihr linker Flügel war durch das Meer gedeckt, ihr rechter lehnte sich an die Apenninen; nachdem ich Palestrina verlassen, hatten sie es besezt und beherrschten auf diese Art das Thal, worin sich der einzige brauchbare Weg für eine Armee befand die von Rom her gegen sie anrückte. Sie konnten uns also einen ernstlichen Widerstand entgegensezen; ohnehin waren sie uns in Bezug auf Stellung, Truppenzahl, Kanonen und Reiterei überlegen.

Aber der glückliche Erfolg des ersten Unternehmens war eine Verheißung für das zweite. Ohnehin waren die Truppen des Königs von Neapel gänzlich demoralisirt, und im Krieg macht bekanntlich die moralische Kraft Alles aus.

Um den Feind zu einem Rückzug oder zu einer Schlacht zu zwingen, hatte man gedacht man müsse sich rasch des Thales bemächtigen und eine Flankenstellung einnehmen, wodurch die Verbindungen der neapolitanischen Armee mit Neapel bedroht wurden, und Monte Fortino war zu diesem strategischen Punct ausersehen worden. In der That konnten wir uns, wenn wir diesen Punct besaßen, auf Citerna werfen und den Königlichen den Weg nach ihrer Grenze versperren; wir konnten uns auch Velletris bemächtigen, wenn sie es zufällig verließen um uns zu umgehen; endlich konnten wir uns mit all unserer Macht auf das schwächste Corps des Feindes werfen, wenn er den Fehler beging sich zu vertheilen.

Bei einbrechender Nacht kamen wir an eine sehr schmale Passage die in der Nähe von Valmontone mündet; wir brauchten zwei Stunden dazu. Das Regiment Manara nebst einer Schwadron Dragoner und zwei Kanonen wurde beauftragt den Vortrab zu decken.

Wir kamen um zehn Uhr an; es war dichte Finsterniß; der Lagerplatz war schlecht; man mußte das Wasser eine Stunde weit holen.

Am 18. sezten wir mit derselben Schnelligkeit unsern Marsch fort; wie Tags zuvor, hatten wir Palestrina und Valmontone vom Feind verlassen gefunden.

Monte Fortino, das man uns so leicht streitig machen konnte, fanden wir ebenfalls frei.

Die ganze bourbonische Armee war im vollen Rückzug auf Velletri begriffen.

Am Morgen des 19. verließ ich die Stellung von Monte Fortino, um mit der italienischen Legion, dem 3. Bataillon des 3. Regiments römischer Infanterie und einigen Reitern unter dem braven Marina, im Ganzen ungefähr 1500 Mann, auf Velletri zu marschiren.

Neben mir ritt Ugo Bassi, der fortwährend unbewaffnet, aber ein vortrefflicher Reiter war und mir als Ordonnanzoffizier diente; mitten im Feuer sagte er einmal ums andere zu mir:

— General! ich bitte Sie um Alles, schicken Sie mich an gefährliche Orte und nicht einen andern der Ihnen nüzlicher sein könnte.

Im Angesicht von Velletri angekommen, schickte ich eine Abtheilung ab, mit dem Befehl bis unter die Mauern der Stadt vorzurücken um die Gegend zu recognosciren, den Feind heranzulocken und ihn wo möglich zur Ergreifung der Offensive zu veranlassen.

Ich hoffte allerdings nicht mit meinen 1500 Mann die 20000 Man des Königs von Neapel zu schlagen, aber ich hoffte, wenn der Kampf eingeleitet wäre, sie heranzulocken und so zu beschäftigen, daß das Gros unserer Armee Zeit gewänne heranzukommen und sich bei der Schlacht zu betheiligen.

Auf die Höhen über dem Weg nach Velletri stellte ich die Hälfte meiner Legion, 200 bis 300 Mann ins Centrum, die Hälfte des Batail-

lons rechts und Marina mit seiner Handvoll Reiter auf die Straße selbst.

Meine übrige Mannschaft behielt ich in zweiter Linie als Reserve.

Als der Feind unsere geringe Anzahl sah, griff er uns augenblicklich an; zuerst zog ein Jägerregiment zu Fuß aus den Mauern, zerstreute sich und begann ein Plänklerfeuer gegen unsere Vorposten.

Diese zogen sich dem erhaltenen Befehl gemäß zurück.

Hinter den neapolitanischen Jägern erschienen jezt einige Bataillone Linie nebst einem zahlreichen Reitercorps.

Ihr Anprall war heftig, aber nicht von Dauer. Als sie in halbe Flintenschußweite kamen, gaben unsere Leute in aller Ruhe ein vortrefflich gezieltes Feuer auf sie, worauf sie schnell Halt machten.

Das Feuer hatte schon seit einer halben Stunde begonnen.

In diesem Augenblick warf der Feind zwei Schwadronen Jäger zu Pferd auf die Straße; ein verzweifelter Angriff von diesen mußte den Sieg entscheiden.

Nun stellte ich mich an die Spize meiner fünfzig oder sechzig Reiter, und wir griffen 500 Mann an.

Die Neapolitaner kamen uns mit großem Ungestüm auf den Leib. Ich fiel und wurde zehn Schritte von meinem Pferde weggeschleudert;

ich richtete mich wieder auf und blieb mitten im Gewühl, wo ich nach besten Kräften um mich schlug.

Mein Pferd hatte es eben so gemacht wie ich; es hatte sich wieder erhoben. Ich schwang mich hinauf und gab mich unsern Leuten die mich für todt halten konnten dadurch zu erkennen daß ich meinen Hut auf den Säbel steckte und in der Luft schwenkte. Ueberdieß war ich leicht erkenntlich, da ich allein einen weißen Poncho mit rothem Futter trug.

Ein lautes Geschrei empfing meine Wiederauferstehung.

Die neapolitanischen Reiter waren in ihrem Ungestüm bis zu unserer Reserve gedrungen, während die Linienbataillone in geschlossener Colonne ihnen folgten.

Gerade dieser Feuereifer war ihr Verderben, denn als ihre Flanken nicht mehr von dem Regiment Jäger zu Fuß geschüzt waren, als sie auf allen Hügeln rechts und links unsere Leute im Hinterhalt, unsere Reserve in der Front vorfanden, gaben sie sich wie eine Scheibe den Schüssen unserer Soldaten Preis.

In diesem Augenblick ließ ich den Obergeneral um Verstärkung bitten, mit dem Bemerken daß ich die Schlacht gehörig eingeleitet glaube.

Die Antwort lautete, man könne mir keine schicken, da die Soldaten noch nicht gegessen hätten.

Nun beschloß ich mit meinen eigenen Kräften, die aber leider bei entscheidenden Augenblicken immer unzulänglich waren, mein Möglichstes zu thun.

Ich ließ auf der ganzen Linie zum Angriff blasen; wir waren 1500 gegen 5000.

In demselben Augenblick wurden unsere zwei Kanonen als Batterie aufgestellt und donnerten, das Plänklerfeuer verdoppelte sich, und meine 40—50 Lanciers unter Marina warfen sich auf 3—4000 Mann Fußvolk.

Inzwischen hörte Manara, der eine Stunde von uns stand, unser Feuer und ließ den Obergeneral um Erlaubniß bitten nach dem Kanonendonner hinzumarschiren.

Nach Verfluß einer Stunde wurde es ihm bewilligt.

Diese wackern jungen Leute kamen unter dem Feuer der feindlichen Artillerie im Sturmschritt von der Hauptstraße her. Als sie unsern Nachtrab erreichten, öffnete sich dieser um sie durchzulassen. Sie defilirten unter Trompetengeschmetter mit einer bewundernswürdigen Begeisterung. Beim Anblick dieser kleinen, braunen, kräftigen jungen Leute, als man ihre schwarzen Helmbüsche im Winde flattern sah, erscholl aus Aller Mund ein donnerndes Hoch auf die Bersaglieri. Sie antworteten mit einem Evviva Garibaldi und rückten in die Linie.

In diesem Augenblick wurde der Feind von einer Position zur andern getrieben und zog sich

unter den Kanonen des Platzes zurück, die zum größten Theil rechts vom Thore standen und sich an ein Kloster anlehnten; zwei von den Geschüzen bestrichen die Hauptstraße, die andern beschoßen die linke Flanke unserer Colonne, wo die Plänkler zerstreut waren; aber bei der Beschaffenheit des Bodens, der meinen Leuten zahlreiche Erhöhungen bot hinter denen sie sich verbergen konnten, richteten sie keinen großen Schaden an.

Kaum auf dem Schlachtfeld angelangt, suchte Manara mich mit den Augen. Er hatte mich bald in meinem weißen Mantel erkannt und galoppirte auf mich zu; aber unterwegs wurde er durch einen Zwischenfall aufgehalten den ich hier erzähle, weil er den Geist unserer Leute vortrefflich kennzeichnet.

Etwa zwanzig von seinen Leuten hatten, als sie an der Musik vorbeizogen die eine lustige Melodie spielte, dem Einfluß dieser Melodie nicht widerstehen können und unter den Kugeln und Kartätschen der Neapolitaner zu tanzen angefangen.

Im Augenblick wo Manara selbst mitten in einem Kugelregen lachend ihnen zuschaute, riß eine Kanonenkugel zwei Tänzer weg.

Es entstand eine kurze Pause.

Aber Manara rief:

— Heda, Musik!

Die Musik fing wieder an und der Tanz begann von Neuem, mit noch größerem Eifer als vorher.

Ich meinerseits hatte, als ich die Bersaglieri

kommen sah, Ugo Bassi abgeschickt um Manara zu sagen daß ich ihn zu sprechen wünsche.

Sein erstes Wort war die Frage ob ich nicht verwundet sei.

— Ich glaube, antwortete Ugo Bassi, daß der General zwei Kugeln bekommen hat, eine in die Hand und die andere in den Fuß; da er jedoch nicht klagt, so werden seine Wunden wohl nicht gefährlich sein.

Ich hatte in der That zwei Streifschüsse erhalten mit denen ich mich aber erst am Abend abgab, als ich nichts Anderes mehr zu thun hatte.

Manara erzählte mir die Scene welcher er soeben angewohnt.

— Können wir, fragte er mich, mit solchen Leuten nicht einen Sturm auf Velletri versuchen?

Ich begann zu lachen. Mit zweitausend Mann und zwei Kanonen eine Stadt wegnehmen die wie ein Adlernest hoch auf einem Berge saß und von zwanzigtausend Mann mit dreißig Geschützen vertheidigt war!

Aber in dieser wackern Jugend wehte ein solcher Geist daß sie keine Unmöglichkeit sah.

Ich schickte nun Boten ins Hauptquartier. Hätte ich nur fünftausend Mann gehabt, so würde ich das Unternehmen versucht haben; so groß war der Enthusiasmus meiner Leute und die Entmuthigung der Neapolitaner.

Rechts vom Thor sah man mit bloßem Auge eine Art von Bresche in der Mauer; diese Bresche war mit Faschinen verstopft, aber einige Kano-

nenkugeln würden sie practicabel gemacht haben; Angriffscolonnen konnten unter dem Schuz zahlreicher Bäume auf den Seiten des Hügels bis zu dieser Bresche gelangen; die Sapeurs von allen Corps hätten die Hindernisse niedergehauen und das Uebrige gethan.

Zwei Scheinangriffe würden den Hauptangriff gedeckt haben.

Statt dessen mußte man sich begnügen unsere Bersaglieri mit den Leuten auf den Wällen plänkeln zu lassen, während vom Capuzinerkloster aus zwei Schweizerregimenter ein schreckliches Artilleriefeuer gegen sie unterhielten.

Endlich entschloß sich der Obergeneral mir mit der ganzen Armee zu Hilfe zu kommen; aber als er eintraf, war der günstige Augenblick vorüber. Da ich nicht daran zweifelte daß der Feind während der Nacht die Stadt räumen würde, indem ich wußte daß der König bereits mit sechstausend Mann aufgebrochen war, so machte ich den Vorschlag eine starke Abtheilung an das neapolitanische Thor zu schicken und dem Feind, im Augenblick wo er sich in Unordnung zurückzöge, in die Flanken zu fallen; die Besorgniß uns übermäßig zu schwächen verhinderte die Ausführung dieses Planes.

Gegen Mitternacht befahl ich Manara, da ich wissen wollte wo ich daran war, einen Offizier mit vierzig zuverlässigen Mann bis unter die Mauern von Velletri, wo möglich bis nach Velletri selbst, zu schicken.

Manara beauftragte damit den Unterlieutenant Emil Dandolo, der vierzig Mann nahm und in der Dunkelheit gegen die Stadt vorrückte.

Zwei Bauern denen er begegnete versicherten ihn daß die Stadt verlassen sei.

Dandolo und seine Leute rückten nun bis an das Thor vor; keine Schildwache.

In Folge unserer Beschießung war die Stadt verbarricadirt worden. Die Bersaglieri kletterten über die Barricade weg und befanden sich in der Stadt.

Sie war wirklich öde und verlassen; Dandolo machte einige Gefangene die sich verspätet hatten, und von ihnen sowie von den Stadtbewohnern die er aufweckte erfuhr er Alles was er zu wissen brauchte, nämlich daß die Neapolitaner gleich mit anbrechender Nacht ihren Rückzug begonnen hatten, aber in solcher Hast und Unordnung, daß sie den größten Theil ihrer Verwundeten zurückließen.

Mit Tagesanbruch machte ich mich zu ihrer Verfolgung auf, aber es war mir unmöglich sie einzuholen. Ueberdieß erhielt ich, während ich mich auf der Hauptstraße nach Terracina befand, Befehl zu der Colonne zu stoßen deren eine Hälfte nach Rom zurückkehrte, während die andere bestimmt war Frosinone von den Freiwilligen Zucchis zu befreien welche diese Stadt beunruhigten.

Auf diese Art entkam uns der Feind, auf diese Art errangen wir an einem Tage der ent-

scheidend werden konnte blos einen unbedeutenden Vortheil.

Vier Dinge waren es die man an diesem Tage nicht verstand:

Man verstand es nicht eine Verstärkung zu schicken als ich sie verlangte.

Man verstand es nicht zu stürmen als man zu mir gestoßen war.

Man verstand es nicht den Rückzug der Neapolitaner zu verhindern.

Man verstand es nicht die Fliehenden zu beunruhigen.

XVIII.

Der dritte Juni.

Ich kehrte am 24. Mai nach Rom zurück, wo eine ungeheure Volksmenge mich mit wahnsinnigem Freudengeschrei begrüßte.

Während dieser Zeit bedrohten die Oesterreicher Ancona.

Bereits war ein erstes Corps von viertausend Mann von Rom aufgebrochen, um die Delegationen und die Marken zu vertheidigen.

Es handelte sich um Absendung eines zweiten; aber bevor man es aus Rom ziehen ließ, glaubte Rosetti sich im Interesse der Sicherheit dieser Stadt verpflichtet folgenden Brief an den Herzog von Reggio zu schreiben:

„Bürger General,

„Meine feste Ueberzeugung ist daß die Armee

der römischen Republik eines Tages an der Seite der Armee der französischen Republik fechten wird um die heiligsten Rechte der Völker zu wahren. Diese Ueberzeugung veranlaßt mich Ihnen Vorschläge zu machen auf welche Sie, wie ich hoffe, eingehen werden. Es ist mir zu Ohren gekommen daß zwischen der Regierung und dem bevollmächtigten Minister Frankreichs ein Vertrag unterzeichnet worden sei der Ihre Beistimmung nicht erhalten habe.

„Ich trete nicht auf die Geheimnisse der Politik ein, aber ich wende mich als Obergeneral der römischen Armee an Sie. Die Oesterreicher sind im Anzug; sie suchen ihre Truppen in Foligno zu concentriren; von da wollen sie ihren rechten Flügel an das toscanische Gebiet lehnen, durch das Tiberthal vorrücken und über die Abruzzen ihre Vereinigung mit den Neapolitanern bewerkstelligen. Ich glaube nicht daß Sie die Verwirklichung eines solchen Planes gleichgültig mitansehen könnten.

„Ich glaube Ihnen meine Vermuthungen über die Bewegungen der Oesterreicher mittheilen zu müssen, besonders in einem Augenblick wo Ihre unentschiedene Haltung unsere Kräfte lähmt und dem Feind einen Erfolg sichern kann. Diese Gründe scheinen mir gewichtig genug daß ich Sie um einen unbegrenzten Waffenstillstand und um die Anzeige der Feindseligkeiten fünfzehn Tage vor ihrer Wiederaufnahme bitte.

„General, diesen Waffenstillstand glaube ich

nothwendig um mein Vaterland zu retten, und ich bitte darum im Namen der Ehre der französischen Armee und Republik.

„Falls die Oesterreicher mit ihren Colonnen nach Civita Castellana voranrücken sollten, so würde in der Geschichte auf die französische Armee die Verantwortlichkeit fallen uns zur Theilung unserer Streitkräfte, in einem Augenblick wo sie uns so nothwendig sind, gezwungen und dadurch die Fortschritte der Feinde Frankreichs gesichert zu haben.

Ich habe die Ehre, General, Sie um baldige Antwort und um Annahme des Brudergrußes zu bitten.

„Rosetti."

Der französische General antwortete:

„General,

„Die Befehle meiner Regierung lauten bestimmt; ich soll sobald als möglich in Rom einziehen. Ich habe der römischen Behörde den Waffenstillstand gekündigt den ich auf die dringenden Vorstellungen des Herrn von Lesseps für den Augenblick bewilligt hatte. Ich habe unsre Vorposten schriftlich in Kenntniß gesetzt daß die beiden Armeen berechtigt seien die Feindseligkeiten wieder zu beginnen.

„Um jedoch Ihren Landsleuten, die Rom gerne verlassen würden, diese Möglichkeit zu erleichtern, und auf den Wunsch des Herrn Kanzlers der französischen Gesandtschaft verschiebe ich den An-

griff auf die Stadt bis wenigstens Montag Morgen.

„Empfangen Sie, General, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

„Der Obergeneral des Armeecorps des Mittelmeeres, Oudinot, Herzog von Reggio."

Dieser Versicherung zufolge sollte der Angriff erst am vierten Juni beginnen.

Freilich hat ein französischer Autor, Folard, in seinem Commentar zu Polyb gesagt:

„Ein General der im Vertrauen auf einen Vertrag einschläft wird sich beim Erwachen getäuscht finden."

Am 3. Juni gegen drei Uhr erwachte ich bei Kanonendonner.

Ich wohnte in der Via Carroze Nr. 59 mit zwei Freunden: Orrigoni, von dem ich bereits ein Wort gesagt zu haben glaube, und Daverio, von dem ich ebenfalls zu sprechen Gelegenheit hatte, demselben der bei Velletri die Compagnie der Jungen befehligte.

Beide sprangen bei diesem unerwarteten Getöse zu gleicher Zeit wie ich aus dem Bette.

Daverio war sehr leidend an einem Absceß; ich befahl ihm zu Hause zu bleiben.

Was Orrigoni betraf, so hatte ich keinen Grund sein Mitkommen zu verhindern.

Ich sprang aufs Pferd, sagte er könne zu mir kommen wo und wann er wolle, und galoppirte nach der Porta San Pancrazio.

Dort fand ich Alles im Feuer.

Es hatte sich Folgendes zugetragen:

Unsere Vorposten an der Villa Pamfili bestanden aus zwei Compagnien Bologneser Bersaglieri und aus zweihundert Mann vom sechsten Regiment.

Schlag zwölf Uhr in der Nacht, als folglich der Tag des 3. Juni begann, schlich sich eine französische Colonne mitten in der Dunkelheit nach der Villa Pamfili:

— Wer da? rief die Schildwache, als sie Tritte vernahm.

— Viva l'Italia! antwortete eine Stimme.

Die Schildwache glaubte Landsleute vor sich zu haben; sie ließ sie herankommen und wurde erdolcht.

Die Colonne drang in die Villa Pamfili.

Alles was ihr in den Weg kam wurde niedergemacht oder gefangen genommen.

Einige Mann sprangen vom Fenster aus in den Garten hinab.

Die Eilfertigsten zogen sich hinter das Kloster San Pancrazio zurück und riefen: Zu den Waffen!

Die Andern liefen nach den Villen Valentini und Corsini.

Gleich der Villa Pamfili wurden auch diese durch Ueberrumpelung genommen, jedoch nicht ohne einigen Widerstand zu leisten.

Das Geschrei der hinter San Pancrazio Geflüchteten sowie die Schüsse der Vertheidiger der

Villa Corsini und Valentini hatten die Kanoniere geweckt.

Im Augenblick wo sie diese beiden Villen von den Franzosen besezt sahen, richteten sie ihr Feuer darauf.

Der Kanonendonner rief die Trommeln und die Glocken wach.

Geben wir eine Idee von dem Schlachtfeld auf welchem das Schicksal des Tages sich abspinnen soll.

Von der Porta San Pancrazio aus geht eine Straße welche direct nach Vascello führt; sie ist ungefähr 250 Fuß lang.

Hier theilt sich der Weg; der Hauptzweig senkt sich rechts an den ummauerten Gärten der Villa Corsini hin und mündet in die Hauptstraße nach Civita-Vecchia.

Der zweite Zweig, der kein öffentlicher Weg mehr ist, sondern eine Gartenallee, führt direct nach der 300 Meter entfernten Villa Corsini. Diese Allee ist auf beiden Seiten von hohen und dichten Myrtenhecken eingefaßt.

Der dritte biegt links ab und zieht sich wie der erste auf der entgegengesezten Seite an der hohen Gartenmauer der Villa Corsini hin.

Die Villa Vascello ist ein großes und massives dreistockiges Gebäude, umgeben von Gärten und Mauern. Fünfzig Schritte davon steht ein Häuschen aus welchem man auf die Fenster der Villa Corsini feuern kann.

Auf dem Wege links, hundert Schritt ehe er

sich von der Straße trennt, stehen zwei Häuschen: eines hinter dem Garten der Villa Corsini, das andere zwanzig Schritte weiter vorwärts.

Die Villa Corsini liegt auf einer Anhöhe und beherrscht die ganze Umgebung; ihre Stellung ist sehr stark, denn wenn man sie ganz einfach und ohne Annäherungswerke angreift, so muß man durch das Gitterthor am äußersten Ende des Gartens gehen und, bevor man in die Villa kommt, das concentrirte Feuer aushalten welches der Feind, geschüzt durch die Hecken, die Vasen, die Brustwehren, die Bildsäulen und das Haus selbst, auf den Punct gibt wo die Gartenmauern sich in spizem Winkel vereinigen, ohne eine andere Oeffnung zwischen sich zu lassen als die des Thores.

Dieses Terrain ist überall sehr uneben und bietet jenseits der Villa Corsini viele günstige Puncte für den Feind, der, in seinen Vertiefungen liegend oder geschüzt durch Baumgruppen, im Fall er das Haus verlassen muß, seine Reserven vor dem Feuer der Angreifer sicherstellen kann.

Als ich an die Porta San Pancrazio kam, waren die Villa Pamfili, die Villa Corsini und die Villa Valentini genommen.

Nur Vascello befand sich noch in unserer Gewalt.

Nun war die Wegnahme der Villa Corsini ein ungeheurer Verlust für uns; so lang wir sie besaßen, konnten die Franzosen ihre Parallelen nicht ziehen.

Wir mußten sie also um jeden Preis wieder nehmen; dieß war für Rom eine Lebensfrage.

Die Feuer kreuzten sich zwischen den Kanonieren der Wälle sowie den Leuten von Vascello und den Franzosen der Villa Corsini und der Villa Valentini.

Ich sprengte mitten auf die Straße, ohne viel darnach zu fragen ob mein weißer Poncho und mein Federhut den französischen Schüzen als Scheibe dienen konnten, und berief mit Stimme und Geberde alle Leute die geneigt waren mir zu folgen.

Offiziere und Soldaten schienen aus der Erde hervorzuschlüpfen.

Im Nu hatte ich Nino Bixio, meinen Ordonnanzoffizier; Daverio, den ich meinem Befehl zu Folge in der Via Carroze geblieben glaubte; Marina, den gewöhnlichen Commandanten meiner Lanciers; endlich Sacchi und Marochetti, meine alten Kriegscameraden von Montevideo. Sie sammelten die Trümmer der bolognesischen Versaglieri, stellten sich an die Spize der italienischen Legion, sprengten zuerst fort und rißen die andern nach sich.

Nichts vermochte ihren Ungestüm aufzuhalten. Die Villa Corsini wurde wieder genommen, aber auf dem Wege dorthin waren so viele Leute geblieben, daß die Ankommenden den zahlreichen Colonnen die gegen sie heranrückten nicht zu widerstehen vermochten.

Sie mußten also zurückweichen.

Inzwischen waren jedoch andere nachgerückt und zu ihnen gestoßen. Die Anführer verlangten, wüthend über die erlittene Schlappe, von Neuem zu marschiren. Marina, der eine Kugel durch den Arm bekommen hatte, hob seinen blutigen Arm in die Höhe und rief: „Vorwärts!“ Ich gab, um diese tapfern Soldaten zu unterstüzen, alle Mannschaft von Vascello her die ich entbehren konnte; man blies zum Angriff und die Villa Corsini wurde wieder genommen.

Eine Viertelstunde später war sie verloren und kostete uns ein theures Blut.

Marina war, wie ich gesagt habe, am Arm verwundet; Nino Bixio hatte eine Kugel in die Seite bekommen; Daverio war getödtet.

Im Augenblick wo ich von Marina verlangte er solle sich verbinden lassen und Bixio wegtragen ließ, war Manara, der, troz der widersprechenden Befehle die er empfangen, vom Campo Vaccino herbeigeeilt war, bereits in meiner Nähe.

— Laß deine Leute ausfallen, sagte ich zu ihm, du siehst ja daß wir diese Barake da wieder nehmen müssen.

Seine erste Compagnie unter dem Capitän Ferrari, ehemaligem Adjutanten des Generals Durando, hatte sich bereits außerhalb der Porta San Pancrazio als Plänkler entfaltet. Ferrari war ein Tapferer der mit uns den Doppelfeldzug nach Palestrina und Velletri gemacht hatte; bei Palestrina hatte er einen Bajonnetstoß ins Bein bekommen, war aber bereits wieder geheilt.

Manara ließ seinen Trompeter Appel blasen, Ferrari sammelte seine Leute und holte die Befehle seines Obersten ein.

Er ließ das Bajonnet auf die Flinten stecken, zum Angriff blasen und drang vorwärts.

Im Augenblick wo er an das Gitterthor, d. h. auf 300 Meter vom Häuschen kam, begann ein Kugelregen über ihn und seine Leute.

Nichtsdestoweniger rückte er beharrlich gegen die Villa vor, die wie ein Vulcan toste und Flammen spie, als sein Lieutenant Mangiagalli ihn am Rock zupfte und ihm zurief:

— Capitän, he Capitän, sehen Sie denn nicht daß wir nur noch unser zwei sind?

Ferrari schaute zum ersten Mal rückwärts. Von seinen achtzig Leuten lagen acht und zwanzig todt oder verwundet um ihn her.

Die Andern hatten den Rückzug angetreten.

Sie thaten jezt das Gleiche.

Manara war wüthend daß der Rest seiner Compagnie unter meinen Augen seine beiden Offiziere im Stich gelassen hatte.

Er rief die zweite Compagnie unter dem Capitän Heinrich Dandolo, einem reichen mailändischen Nobile, aber venetianischen Stammes, wie sein herzoglicher Name anzeigt. Er nahm die Trümmer der ersten dazu und rief:

— Vorwärts, Lombarden! Ihr müßt euch tödten lassen oder diese Villa wieder nehmen. Bedenket daß Garibaldi auf euch sieht.

Ferrari machte ein Zeichen daß er ein Wort zu sprechen habe.

— Sprich! sagte Manara.

— General, sagte Ferrari zu mir, was ich Ihnen sagen will, das sage ich nicht in der Hoffnung die Gefahr zu verringern, sondern den Zweck zu erreichen. Ich kenne die Localitäten, ich komme so eben heraus, und Sie haben gesehen daß ich mich länger besonnen habe herauszugehen als hinein.

Ich nickte ihm beifällig zu.

— Nun wohl, ich mache folgenden Vorschlag. Statt die Allee einzuschlagen und in der Front anzugreifen, wollen wir, die Compagnie Dandolo links, die erste rechts, hinter die Myrtenhecken schleichen. Ein Stein den ich der Compagnie Dandolo zuwerfe ist für sie das Zeichen daß meine Leute bereit sind; ein Stein von ihrer Seite soll ihre Antwort sein; dann sollen unsere acht Trompeter zugleich blasen und wir wollen vom Fuße der Terrasse aus zum Sturm vorandringen.

— Thut was ihr wollt, antwortete ich, aber nehmt mir diese Barake wieder.

Ferrari brach an der Spize seiner Compagnie auf, und Dandolo an der Spize der seinigen.

Ich schickte ihnen den Capitän Hoffstetter mit etwa fünfzig Studenten nach, um das Haus links zu besezen von dem ich bereits gesprochen, und das später unter dem Namen **das verbrannte Haus** bekannt war.

Nach zehn Minuten hörte ich die Trompeten und beinahe sogleich auch das Kleingewehrfeuer.

Man höre was sich zutrug:

Die beiden Compagnien waren unter dem Schuz der Hecken und Weinreben in der That, wie Ferrari hoffte, ungesehen und ungehört bis auf etwa vierzig Schritt von der Terrasse vorgedrungen.

Hier waren die Signale ausgetauscht worden, die Trompeter hatten geblasen und meine wackern Bersaglieri hatten Sturm gelaufen.

Aber von der Terrasse, vom großen Salon des ersten Stocks, von der Treppe die dahin führte und von allen Fenstern heraus war ein schreckliches Feuer gekommen.

Dandolo hatte eine Kugel in den Leib bekommen und war rücklings zu Boden gestürzt; der Lieutenant Sylva wurde neben dem Capitän Ferrari verwundet; der Unterlieutenant Manchis erhielt beinahe im selben Augenblick zwei Kugeln, die eine in den Schenkel, die andere in den Arm.

Und gleichwohl drangen die Bersaglieri, geführt von ihrem Capitän Ferrari, auch nach Dandolo's Tod mit einer äußersten Anstrengung noch immer vorwärts. Sie hatten die Terrasse erklettert und die Franzosen bis in die kreisförmige Treppe der Villa zurückgeworfen.

Hier erstarben ihre Anstrengungen; sie hatten die Franzosen zugleich in der Front und in der

Flanke; man schoß aus nächster Nähe auf sie und jede Kugel warf ihren Mann zu Boden.

Ich sah sie nuzlos kämpfen und fallen; ich begriff daß sie sich vergebens bis zum lezten Mann tödten lassen würden.

Ich ließ zum Rückzug blasen.

Ich hatte zweitausend Mann, die Franzosen aber zwanzigtausend; ich nahm das Casino Corsini mit einer Compagnie, sie nahmen es mit einem Regiment wieder.

Die Franzosen begriffen nämlich, wie ich, vollkommen die Wichtigkeit dieser Stellung.

Meine Bersaglieri kamen zu mir zurück; sie hatten vierzig Todte im Garten der Villa gelassen und waren beinahe alle verwundet.

Man mußte neue Truppen erwarten.

Ich schickte Orrigoni und Ugo Bassi in der Stadt umher, um mir Alles zuzuschicken was sie auftreiben würden: ich wollte, um meinem Gewissen zu genügen, eine lezte äußerste Anstrengung versuchen.

Ich ließ die Leute hinter der Villa Vascello in Sicherheit stellen.

Nach etwa einer Stunde kamen mir hintereinander Compagnien von der Linie, Studenten, Zollwächter, der Rest der lombardischen Bersaglieri und Bruchstücke von verschiedenen Corps zu.

Mitten unter ihnen befand sich Marina zu Pferd, mit etwa zwanzig Lanciers die er mir zuführte.

Er hatte sich verbinden lassen und kehrte nun in den Kampf zurück.

Jezt zog ich mit einer kleinen Gruppe von Dragonern aus Vascello; bei meinem Anblick erscholl ein donnerndes Hoch auf Italien und die Republik, die Kanonen donnerten von den Mauern herab, die über unsern Köpfen hinfliegenden Kugeln verkündeten den Franzosen einen neuen Angriff, und wir alle zusammen, ohne Ordnung, unter einander, Marina an der Spize seiner Lanciers, Manara an der Spize seiner Versaglieri, ich selbst an der Spize Aller, stürzten uns auf die, ich will nicht sagen uneinnehmbare, aber unhaltbare Villa.

Als wir vor das Thor kamen, konnten nicht Alle hinein; der Strom verlief sich nach rechts und links; diejenigen die auf die Seite geschoben wurden, verbreiteten sich als Plänkler auf beiden Seiten des Casino; andere erkletterten die Mauern und sprangen in den Garten der Villa; wieder andere endlich drangen bis in die Villa Valentini, nahmen sie und machten Gefangene daselbst.

Hier sah ich etwas Unglaubliches sich ereignen: Marina bildete an der Spize seiner Lanciers die Spize der Colonne; der unerschrockene Reiter verschlang den Boden, flog über die Terrasse weg, und als er an den Fuß der Treppe kam, stieß er seinem Pferd die Sporen in den Leib und galopirte hinauf, so daß er einen Augenblick, einer Reiterstatue gleich, auf

dem Absatz erschien der in den großen Salon führte.

Diese Apotheose währte indeß kurz; eine Flintensalve aus unmittelbarer Nähe warf den Reiter zu Boden; das Pferd fiel, von neun Kugeln durchbohrt, auf ihn.

Manara kam hinter ihm, einen Bajonnetangriff leitend dem Nichts zu widerstehen vermochte; einen Augenblick war die Villa Corsini unser.

Der Augenblick war kurz, aber erhaben.

Die Franzosen sammelten alle ihre Reserven und griffen alle zugleich an; ehe ich noch die vom Sieg unzertrennliche Unordnung wieder gut machen konnte, begann der Kampf, hartnäckiger, blutiger, tödtlicher als zuvor, von Neuem; ich sah, zurückgeworfen von den beiden unwiderstehlichen Mächten des Krieges, dem Feuer und dem Schwert, die Leute wieder an mir vorbeikommen die ich einen Augenblick zuvor hinstürmen gesehen hatte. Man trug die Verwundeten weg, unter ihnen den braven Lieutenant Rozat.

— Mich hat's, sagte er als er an mir vorüberkam.

Er zeigte mir seine in Blut schwimmende Brust.

Ich habe sehr furchtbare Gefechte gesehen, ich habe unsere Gefechte von Rio Grande gesehen, ich habe die Boyada gesehen, ich habe den Salto Sant-Antonio gesehen, aber ich habe Nichts gesehen was der Mezelei an der Villa Corsini gleichkäme.

Ich zog zulezt hinaus: mein Poncho war von Kugeln durchlöchert, aber ich hatte nicht eine einzige Wunde.

Zehn Minuten nachher waren wir nach Vascello zurückgekehrt, in die Linie von Häusern die uns gehörten, und das Feuer begann aus allen Fenstern von Neuem auf die Villa Corsini.

Es war Nichts mehr zu machen.

Gleichwohl kamen am Abend etwa hundet Mann, geführt von Emil Dandolo, dem Bruder des Gefallenen, und von Mameli, einem äußerst hoffnungsvollen jungen Dichter aus Genua, zu mir und baten mich um die Erlaubniß einen lezten Versuch zu machen.

— Thut es, sagte ich, arme Jungen, vielleicht hat Gott es euch eingegeben.

Sie brachen auf und kamen zurück, nachdem sie die Hälfte ihrer Leute verloren hatten.

Emil Dandolo hatte einen Schuß im Schenkel, Mameli im Bein.

Wir hatten furchtbare Verluste erlitten.

Die italienische Legion hatte fünfhundert Todte oder Verwundete.

Die Bersaglieri, von denen nur sechshundert Mann ins Gefecht gekommen waren, hatten hundertfünfzig Todte.

Alle andern Verluste waren in demselben Verhältniß. Der Gesammtverlust meiner Division von viertausend Mann betrug tausend, worunter hundert Offiziere.

Abends zählte mir Bertani in seinem Bericht

hundert achtzig verwundete Offiziere, sowohl von der Villa Corsini als von der Porta del Popolo, auf; die Bersaglieri allein hatten zwei todte und eilf verwundete Offiziere.

Die getödteten Offiziere waren der Oberst Daverio, der Oberst Marina, der Oberst Pollini, der Major Romorino, der Adjutant Major Peralta, der Lieutenant Bonnet, der Lieutenant Emmanuel Cavalleri, der Unterlieutenant Grani, der Capitän Dandolo, der Lieutenant Scarani, der Capitän David, der Lieutenant Sarete, der Lieutenant Cazzanega.

An diesem Tage kamen bewunderswürdige Züge von Muth und Hingebung vor.

Beim lezten Angriff warfen sich Ferrari und Mangiagalli, die nicht mit uns hatten eindringen können, mit einigen Mann auf die Villa Valentini.

Hier hatten sie den hartnäckigsten Widerstand zu überwinden: sie kämpften von Treppe zu Treppe, von Zimmer zu Zimmer, aber nicht mehr mit Flinten, denn diese waren nuzlos geworden, sondern mit Säbeln. Der Säbel Mangiagalli's zerbrach in der Mitte; aber er focht mit dem Stumpf weiter und schlug, mit Ferrari an seiner Seite, so wüthend um sich daß sie Herren der Villa Valentini blieben.

Der achtzehnjährige Sergent Furier Monfrini hatte einen Bajonnetstich durch die rechte Hand erhalten; er ließ sich verbinden und er-

schien einen Augenblick nachher wieder in Reihe und Glied.

— Was willst du hier? rief Manara ihm zu; bei deiner Blessur taugst du zu Nichts.

— Bitt' um Entschuldigung, Herr Oberst, antwortete Monfrini, ich mache die Zahl größer.

Dieser brave junge Mann wurde getödtet.

Der Lieutenant Bronzelli nahm, als er erfuhr daß sein Ordonnanzsoldat, den er sehr liebte, in der Villa Corsini getödtet worden, vier entschlossene Mann, kehrte bei Nacht in die Villa zurück, holte den Leichnam seines Freundes und beerdigte ihn.

Ein mailänder Soldat, Valla Longa, sah den Corporal Fiozani tödtlich verwundet fallen; es war im Augenblick wo wir zurückgeworfen wurden. Er wollte ihn nicht in den Händen der Franzosen lassen und lud den Sterbenden auf seine Schultern. Nach zwanzig Schritten wurde auch er von einer Kanonenkugel getroffen und sank todt neben dem Sterbenden nieder.

Der Schmerz des Lieutenants Emil Dandolo ging der ganzen Armee zu Herzen. Ich habe gesagt daß er nebst Mameli mich um Erlaubniß zu einem lezten Angriff gebeten und daß ich ihnen ihren Wunsch bewilligt hatte.

Dandolo drang in die Villa Corsini, beschäftigte sich aber nur mit einer einzigen Sache, mit seinem Bruder; er glaubte ihn bloß verwundet oder gefangen; mitten im Feuer rief er seinen Cameraden zu: „Seht ihr meinen Bruder nicht?"

Mitten im Feuer bekümmerte er sich Nichts um sich selbst; er trat zu den Verwundeten und den Todten hin, befragte die Verwundeten, besah die Todten.

Mittlerweile bekam er eine Kugel in den Schenkel und fiel.

Seine Cameraden trugen ihn weg.

Er wurde ins Lazareth gebracht und verbunden; so bald er verbunden war, nahm er einen Stock um sich zu stüzen und begann hinkend aufs Neue nach seinem Bruder zu suchen. Er trat ins Haus wo Ferrari war; dort lag der todte Heinrich Dandolo. Ferrari, der sich zu schwach fühlte um den Ausbrüchen eines Schmerzes wie er ihn hier ahnte beizuwohnen, warf einen Mantel über den Leichnam.

Emil trat ein, fragte, drängte; Alle antworteten, Heinrich Dandolo sei verwundet worden und höchst wahrscheinlich in Gefangenschaft gerathen; aber Niemand wollte sagen daß er todt sei.

Endlich, da er doch früher oder später die unselige Nachricht erfahren mußte, ließ Manara sich erbitten sie ihm anzukündigen.

Im Augenblick wo er an einem der kleinen Lusthäuschen vorüberging welche die Franzosen weggenommen hatten, winkte ihm Manara zu sich hinein.

Alle Anwesenden entfernten sich.

— Such deinen Bruder nicht länger, armer

Freund, sagte Manara, indem er ihn bei der Hand nahm; ich werde künftig dein Bruder sein.

Emil fiel augenblicklich zusammen, mehr weil die furchtbare Nachricht ihn niederschmetterte als weil sein Blutverlust und der Schmerz seiner Wunde ihn geschwächt hatte.

Zwei junge Mädchen kamen auf einmal vor ihren Vater, dessen Tod man berichtete; die eine von ihnen sank ohnmächtig auf den Leichnam nieder, und als sie sich wieder erhob, war sie wahnsinnig.

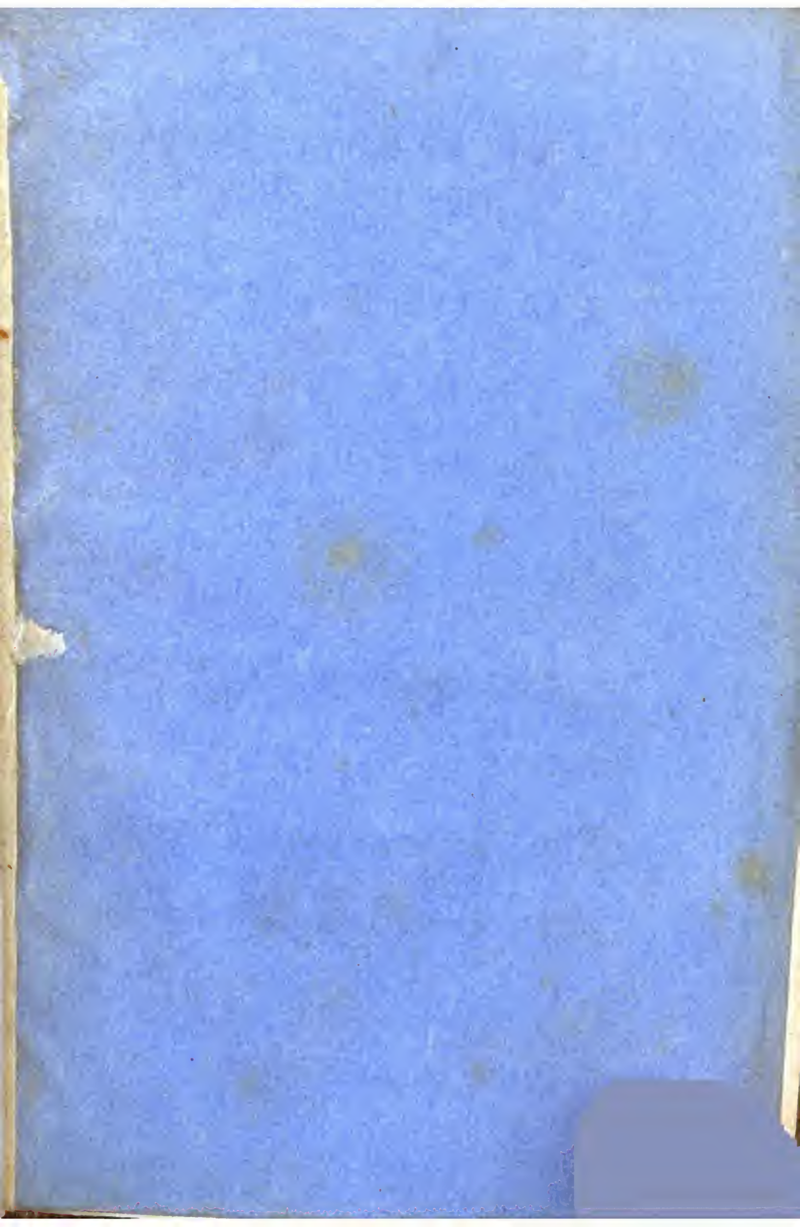
Eine Mutter die ihren Sohn sterben sah, konnte keine Thränen vergießen; aber nach drei Tagen war sie todt.

Ein Vater dagegen, dessen Namen ich verschweigen will um ihn nicht dem Haß der Priester zu bezeichnen, brachte mir, als sein erster Sohn tödtlich verwundet war, den zweiten, dreizehnjährigen, mit den Worten:

— Lehre ihn seinen Bruder rächen.

Sein Urahn, der alte Horatius, würde es nicht besser gemacht haben.

Ende des zweiten Bandes.



Druck von E. Greiner in Stuttgart.



